

4 412 [1-3]

Amerika=
Wanderungen
eines Deutschen

Von Johannes Wilda



9. 4. 10



Eine indianische Schönheit aus der Gegend von Onezaltenango
in Guatemala.

Amerika-Wanderungen eines Deutschen

Von

Johannes Wilda.

I.

In der Mitte des Kontinents

Mit 26 Illustrationen nach photographischen Originalaufnahmen
und einer Karte

Zweite



Auflage

Berlin

Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur

1906

*Let. Fahr.
Averyle.*

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55

tel. 22 69-78-773



Wa5165578

Alle Rechte vorbehalten.



4412 [1-3]

NH-64134 (1) / TMK
NH-64136 (2) / TMK
NH-64135 (3) / TMK

Meiner Mutter,
die in mir die deutsche Gesinnung meines
vorzeitig dahingeshiedenen
Vaters wachhielt,
gewidmet.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	VII
I. Kapitel: Von Hamburg nach Columbien	1
II. Kapitel: Ein Vorausblick auf Zentralamerika. Im neuen Panamastaate	35
III. Kapitel: Costarica, seine atlantische Bahn und die nord- amerikanische Bananenherrschaft	76
IV. Kapitel: Mein Aufenthalt in San José di Costarica	97
V. Kapitel: Im Sattel durch die Wälder des Sarapiquí und zu unbekanntem Lagunen	139
VI. Kapitel: Auf der Gummipflanzung und Weiterreise durch die Wälder der Lañuras im Kanu	162
VII. Kapitel: Auf dem San Juan und am Nicaraguasee	196
VIII. Kapitel: Über den Nicaraguasee nach dem Pacific . .	239
IX. Kapitel: Reise nach San Salvador und Guatemala .	274
X. Kapitel: In Guatemala-Hauptstadt	302
XI. Kapitel: Im Sattel über Antigua und durch das Ver- schüttungsgebiet des Santa María	328

Vorwort.

Allen denen, die mein Vorhaben durch Empfehlung, Rat und Gastlichkeit förderten: den amtlichen Herren Vertretern im In- und Auslande, der Hamburg-Amerika-Linie, der Kosmos-Linie, der Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrts-Gesellschaft, den vielen in der westlichen Welt mir nahegetretenen Freunden spreche ich meinen Dank aus.

Wie in früheren Schriften, so wünsche ich auch in dieser meinem Vaterlande zu nützen. Wenn ich in ihren Zeilen, die zumeist einfache Reiseerlebnisse schildern, ein Körnchen zum Frommen deutscher Interessen beigetragen hätte, so würde wohl alles erreicht sein, was ich erhoffen darf.

Nicht ganz als derselbe Optimist, als der ich auszog, bin ich wieder heimgekehrt. Ich habe viele gute deutsche Arbeit gesehen, aber einen starken deutsch-nationalen Geist habe ich oft vermißt. Ohne einen solchen, diesseit und jenseit der Ozeane, der keineswegs das Truggebilde, daß wir ein besonders auserwähltes Volk wären, in sich schließt, wird uns jedoch der Platz unter den unabhängigen Völkern nicht gewahrt bleiben. Wir hätten Deutschlands Zukunft zu Wasser und zu Lande stärker vorbereiten sollen, ehe wir in explosive Leidenschaften des Völkerneides zündende Programme

schleuderten; trotzdem möchte ich nicht zu ihren nur ablehnenden oder hohnerfüllten Gegnern zählen, denn diese sind es, die der rechtzeitigen, geräuschlos-einheitlichen Sicherung sich hindernd in den Weg gestellt haben. Nicht aber dem Pessimismus, einem der verderblichsten aller Übel, will ich Nahrung zuführen. Ich beabsichtige nur, warnend auf die Gefahren des Versäumten hinzudeuten. Im Völkerleben ist es nie zu spät zum guten Willen für ein kraftvolles Ziel; sonderlich nicht, wenn es sich um ein wachsendes 60 Millionen-Volk von der geistigen und körperlichen Beschaffenheit des deutschen handelt. Allein auch ein solches wird zu einem Staatengebilde minderer Ordnung zurückgehen — bei uns heißt es ja, wieder zurückgehen — wenn es nicht lernt, in seinen Interessen- und Weltanschauungsverschiedenheiten sich national zu disziplinieren, wenn es der Lüge Gehör gibt, daß wahre Freiheit anders, als auf nationalem Wege zu erreichen sei.

Lübeck, 1906.

Johannes Wilda.



Von Hamburg nach Columbien.

Abfahrt in der Neujahrsnacht. — Friedrich Razel. — Bei den Azoren. — Thalassophyten. — Atlantische Sonnenuntergänge und Nächte. — Die Kohlenstation St. Thomas. — Uncle Sam im Hintergrund. — Kohlenlager der Hamburg-Amerika-Linie. — Columbien. — In Puerto Colombia oder Sabanilla. — Ein trauriger Friedhof. — Die Handelsstadt Baranquilla und die dortigen Deutschen. — Eine verfrachte Wasseranlage. — Nordamerikanische Waren. — Revolutionskämpfe auf dem Magdalenaenstrom. — In Cartagena. — Die Hamburg-Amerika-Linie in Columbien. — Deutschlands einstige Aussichten. — Politische Moral und Papiergeld. — Columbien's Zukunft. — Der große „Sog“.

„Der Morgenstern stand linker Hand,
Ich aber ging und dachte
Im Sichtal an mein Vaterland,
Dem er ein Neujahr brachte.“

M. Claudius

Nicht zufällig ist mir des braven Wandsbecker Boten hier als Motto verwertetes Neujahrslied eingefallen. Bin ich doch an mein Vaterland denkend gen Westen gezogen. Nicht durch ein Sichtal zwar, beim Aufstrahlen des Morgensterns, doch unter dem Dröhnen der fernen Hamburger Glocken, die den Anbruch des Jahres 1904 verkündeten, und auf dem seine weißumrandeten Eisschollen in nächtllich dunkler Fläche führenden deutschen Eisstrom.

Schiffsglocken himmelten, Dampfpfeifen dröhnten, Prost Neujahrs und Prost Nijohrs und Hipp, Hipp,

Hurras ertönten. Vor der Back schlugen die schweren Stiefelabsätze einiger tanzenden Matrosen und Heizer zu Mundharmonikaklängen den Takt auf die Decksplanken: „Steh ich in finst'rer Mitternacht“; dazu gefühlvoller Schleifwalzer.

Währenddessen zogen uns zwei Schlepddampfer aus dem neuen Ruhwärder Hafen der Hamburg-Amerika-Linie.

Im feierlichen Gegensatz zu dem Eintagsamusement der Menschenkinder, draußen auf dem Strom, an welchem Lichtmassen, hier und da gehäuft ansteigend, strahlender als sonst von den düsteren Ebhöhen leuchteten, die große, schweigende Natur mit dem stillen Augenaufschlag der Blickfeuer. — Leider machte sie durch Ostwind bei 5 Grad minus das Genießen etwas schwer. Ich hielt's bis hinter Blankenese an Deck aus, dann schauerte es mir doch zu eiskalt den Rücken hinunter.

Die Eigenartigkeit dieses Jahresanbruchs, als ich so auf dem Frachtdampfer „Sardinia“ dem heißen Mittelamerika entgegenglitt, hat sich mir tief eingepägt. Dem von der Herbigkeit eines schweren Abschieds noch Bewegten kamen ernste Gedanken. Werden die Lieben alle wohlbehalten bleiben? Was wird mein Schicksal sein? Wie werden sich die Geschehnisse des Vaterlandes inzwischen entwickeln? Dem Vaterlande, dem ich ein Scherflein Nutzen bringen möchte, wenn ich den gigantischen Westen wieder besuche.

China, das „Reich der Mitte“, vermeinte einst mit dieser Bezeichnung auszudrücken — und wähnt's vielleicht heute noch —, daß alles außer ihm auf Erden belanglos sei. Deutschland das Herz Europas! Das wahre „Land der Mitte“! So wurde es uns in der Schule gesagt. Es ist leider nur ein kleines Maß von Wahr-

heit daran. Das aber ist so wertvoll, daß es unser Talisman bleiben sollte.

„Deutschland ist nur, wenn es stark ist,“ sagt Friedrich Nagel. Dieses Wort des trefflichen Leipziger Geographen, den ich noch vor meiner Abreise sprach und der bei meiner Heimkehr der Wissenschaft und dem Vaterlande leider schon entrissen war, mußte zum Leitmotiv aller unserer Parteien werden! Allen denen, die politisch denken lernen wollen, sei das Studium seiner „Politischen Geographie“ empfohlen. Nagel verweist auf die zentrale, sowohl den Atlantic wie auch den Pacific beherrschende Lage der Westhemisphäre, der einzigen, die fast von Pol zu Pol reicht. Er verweist auf die mit der Unerbittlichkeit eines Naturgesetzes früher oder später, langsamer oder plötzlich sich ergebenden Konsequenzen der geographischen Bedingungen. Seinen Betrachtungen folgend, bin ich — ohne im entferntesten dabei an ein Abdanken der historisch älteren Kontinente denken zu wollen — zum Titel meiner unterwegs verfaßten Reisebriefe gelangt: „Studien auf dem Kontinent der Mitte“. Mein Buch soll ihn nur in dem diesem Bande nachfolgenden, aber selbständigen zweiten Teil als Untertitel beibehalten. Und noch eins: Japans Stärke hatte sich noch nicht offenbart; erst als ich schon in Zentralamerika weilte, brach der russisch-japanische Krieg aus.

* * *

Stürmisches Wetter, insolgedessen ein über das Maß des Gewöhnlichen gehendes Rollen und Arbeiten des Schiffes, überfiel uns in der Peripherie der Biscaya. Das für Frachtzwecke treffliche Fahrzeug besaß bei modernem, fast viereckigem Querschnitt und nahezu fiel-

losem, flachem Boden nicht die Seiten-(Schlinger-)Kiele der anderen ähnlichen Typs der Linie.

Mit Freuden begrüßten wir als Vorboten milderer Breiten das gestreckte, vulkanisch geformte und begrünte Santa Maria, eine in der Gruppe der Azoren oder Western Islands weitab südlich gelegene Insel, an deren Südseite unser Kurs sehr nahe vorüberführte. Einförmige, einstöckige, weiße Häuschen portugiesischer Bauart, unten hinter dem Brandungsgischt der Klippen und oben schweizerartig auf Plateaus verstreut. Der höchste Punkt mag 6—700 Meter betragen. Zäh stiegen fleißig bearbeitete Weinberge und Äcker an. Mit Felsbändern gezierte Steilwände fielen zwischen sanften Sattlungen in wilder Schroffheit ab; eine Anzahl wasserreicher Fälle, deren einen wir zu 200 Metern Höhe maßen, stürzten sich in wenigen Absätzen zur Küste nieder. Außer einzelnen Bäumen glaubten wir zwischen dem moosartig erscheinenden Grün auch Walddichte zu bemerken. Der Hauptort Villa d'Porto zog sich recht stattlich an einem flacheren Plateau aufwärts.

Trotzdem wir jetzt etwa 2000 Seemeilen zurückgelegt, hatten uns weiße Möwen bisher das Geleite gegeben, von Santa Maria aus folgten sie nur ein paar Tage, unter ihnen eine neue braune Spielart.

Wunderbare Tage erquidten uns, nicht zu heiße, nicht zu kalte. Bei vorlichem Winde hielt sich die Kammer-temperatur auf 16 Grad Celsius, um allmählich allerdings bei achterlichem Winde sich auf 26 Grad Celsius zu steigern. Von Tag zu Tag blaute der Atlantic prachtvoller, das Ur-Ultramarin im Schatten, lasurblau an den Lichtstellen, und etwa von 30 Grad westlicher Länge ab vom Fucus natans bandartig durchzogen. Bis St.

Thomas beobachteten wir dieses Phänomen, das Sargassomeer, die sogenannten Tangwiesen des Ozeans. Das heißt, von „Wiesen“ ist keine Rede; nur zeigen sich in längerer oder kürzerer Folge etwa 50 Meter und mehr voneinander entfernte Bänder, die aus meist einzeln treibenden, gelblichen Thalassophyten bestehen und, genau in der herrschenden Windrichtung, weither über die blauen Hügelwellungen gezogen kommen und sich ins Unabsehbare verlieren. Verhältnismäßig selten sieht man Gruppen dieser gesellig treibenden Pflanzen zu Flächen von 1—10 Metern im Durchmesser vereinigt. Dann bietet die zu lebhafter Orangetönung erhöhte Färbung einen prächtigen Gegensatz zu dem satten Blau des Meeres. Der von Strömungen umzirkelte, im friedlichen Atlanticeil treibende Fucus besteht aus harten, traubenartig verzweigten Stengeln, an denen kleine, luftgefüllte Beeren, die Schwimmblasen, und lanzettförmige, gezähnte Blätter sitzen. Die gelbliche, braungetüpfelte Färbung geht beim Absterben der Pflanze in Braun über. Unangenehm alkalisch-fischig ist ihr Geruch. Natürlich schmarozten zahllose andere Organismen auf diesen wohl zur Zeit der Beerenreife vom Grunde sich löslösenden Pflanzenfahrzeugen.

Täglich neuen, fast überwältigenden Genuß boten die ausnahmslos bei hohem Barometerstande stattfindenden Dämmerungsübergänge. Ich habe förmlich in Farben und Formen geschwelgt. Trotzdem Sonnenuntergänge hinlänglich beschrieben sind, bei völliger Unzulänglichkeit des stammelnden Wortes, dürfte es von Wert sein, einige kurz mit geistigem Pinsel zu aquarellieren.

Rasch sinkt das Tagesgestirn zum Horizont, um den sich allabendlich die dunkelgekrönten Kumuli zu harm-

losem Kranze ballen. Über den Zenit hinweg, namentlich auf der nördlichen Himmelsälfte, haben sich die sonst so gefürchteten, hier den baldigen Passatdurchbruch kündenden Cirri, Cirro-strati und Strati gesammelt, die Lämmer-, Katzenchwänzchen-, Schleier-, Bänder-, Federwolken, das ganze leichteste und höchste Wolkengesindel. Entweder verschwindet die Sonne zuletzt in einer Wolkenbank, oder sie sinkt rein und goldig, so daß man deutlich die Berührung von Unterraum und Rimm verfolgen kann, während man ostwärts gleichzeitig das Steigen des Erdschattens zu bemerken glaubt. Der Horizont nimmt jene Schärfe an, wie man sie zwischen den Wendekreisen zu beobachten pflegt. Gleich einem festgeschmiedeten Stahlring umzirkelt die geschlossene Rimm dunkel das noch immer etwas lichter getönte, blaue Riesenschild der Meeresfläche. Die Pracht der feurigen Lohe am Punkte des Verschwindens bleibt fast immer gleich, anders das Farbenspiel im sonstigen Westen und über die anderen Himmelsquadranten. Da zieht sich wohl über der grünlichen, von hellercremefarbenen Flächen durchzogenen Wolkenbank im Westen, von der Rimm an bis zur halben Höhe des Zenits ein gewaltig getürmter, in der Mitte schier schwarzer Kumulus; nach den Rändern zu wird er grau, rauchartig braun und schließlich licht grünlich. Er thront in einem Hintergrunde von geradezu unbeschreiblich schönem Lila. Herrlichen Purpur, schönstes Violett sah ich schon oft auf der See, aber noch nie dieses märchenhafte Lila, selbst im Indischen Ozean nicht. Und auch auf die schaumlose See reflektierte es. Oben, dem Lila angrenzend, aber das reine unergründliche Blau der Himmelskugel, in das das Auge sich immer wieder so gern verliert. — Am Abend darauf nimmt der ganze

Dom zu Häupten die Tönung und Gestaltung etwa von künstlicher Maserung oder Marmorierung an. Alles erscheint von äußerster Zartheit, wie auf Porzellan hingehaucht. Auf hellblauem Grunde ziehen sich lange, weiße Spiralen, Flammenformen und Schleier, durchwirkt und umflochten von zartroten Bändern. Dann und wann dazwischen oder darunter ein Kumulus von bräunlichem Grau. Und dort, wo gestern der Riesenkumulus über die Westkimm sich aufreckte, breitet sich heute ein gigantisches Blies aus, flockig und lieblich wie ein Lämmerfell, nach oben hin aber mehr horizontal gerippt. Dieses ganze Blies färbt sich tatsächlich kirschrot, mit weißgrauen Flockchen dazwischen, während der Unterrand purpurrot leuchtet. Prachtvoll! Wiederum ganz über alle Beschreibung schön! Allmählich verblassen die Tinten. Sie werden violett, dann perlgrau; man wird an die graurote Farbenkonstellation des westafrikanischen Papageis erinnert. Und zum zweitenmal entbrennt die Pracht des Blieses, und zwar dieses Mal in jenem zauberhaften Lila. Man weiß nicht, was wundervoller war, das Kirschrot oder das Lila!

Bricht dann der Abend herein, so bekommt der Westhorizont den melancholisch ergreifenden Ausdruck, den wir in der Kreidezeichnung annähernd skizzieren. Die Schwärze von Himmel und See ist nicht mehr zu trennen, und dazwischen zerrissene Streifen von blasser Mennigrot.

Nicht minder fesselnd gestalten sich die Spätabende. Sei es, daß man wohligher gefühlt, im Deckstuhl liegend, über die auf- und niedergehende Bordwand zum gestirnten Himmel emporschaut, oder von der Brücke aus auf den taumelnden Mast, von dem das Strahlenbündel der Toppaterne voraus ins Dunkel irrt. Jagt, vom achterlichen

Winde getrieben, der dicke Schornsteinrauch nach vorn, so nimmt sich das von schwarzer Bewegung verschleierte und dann wieder freie Licht ganz abenteuerlich aus; man bedauert nur den dort im Ausguckkorb in luftiger Höhe stehenden Matrosen, der von dem fliehenden Kohlenqualm immer wieder eingehüllt wird.

Weich, weich, wie tiefschwarzer Samt, bestickt von Flimmerflecken und funkelnden Silbersternen, breitet sich der Nachthimmel gegen uns. Unter dem majestätischen Orion mit seinen drei Gürteldiamanten prangt der herrliche Sirius. Im Orion selbst funkeln Rigel und Betelgeuze. Südöstlich unterhalb des Orion tröstet Procyon und hoch darüber steht sicher und strahlend Aldebaran.

Noch östlicher grüßen Kastor und Pollux, während im Zenit das Funkelgeschmeide der Plejaden glitzert und nicht weit davon die schöne Capella prangt. Dann niedrig im Nordost, von Wolken halb verdeckt, die heimatlich vertrauten Sterne des Wagens; nordwestlich zieht sich das mit ihrer Weltenhäufung schimmernde Band der Milchstraße hinan; Cassiopeja erkennen wir gern, während vor uns gen Südwest Jupiter, der lichtreiche, hoch vom Zenit in steiler Bahn scheinbar bereits westlich zur Masthöhe gesunken ist. Dem Monde gleich, wirft er seinen Schimmerkegel über die See, und vom Süden aus breitet sich rechtwinklig ein anderer schwächerer Kegel ihm entgegen: der Reflex des Canopus.

* * *

Der erste Landbote, ein schneeweiß durchs Blau segelnder „Bootsmann“, der Fregattvogel, dessen schlanke, spitz zusammenlaufende Schwungfedern die Seeleute mit einem Markspieler (starker Pfriemen) vergleichen, mit

denen der Vogel revidierend um die Toppen fliegt. — Am 16. Januar hatten wir den Wendekreis passiert; am 18. gegen Mittag liefen wir in die enge Einfahrt des Hafens von St. Thomas ein und machten an dem seinen Südweststrand bildenden Inselchen, der Kohlenstation der Amerika-Linie, gegenüber der Stadt am Bollwerk fest. Daneben siedelt die englische Royal Mail. An der östlichen Seite sitzt die französische Générale Transatlantique.

Diese Gesellschaften haben alle ihre eigenen Lager englischer oder amerikanischer Kohle. Überhaupt kommen nur englische und amerikanische Firmen als Lieferanten der Kohlenstation St. Thomas in Betracht.

Wenn ich an St. Thomas denke, habe ich den Eindruck des Miniaturen, Niedlichen. Vielleicht täuscht dies etwas, denn das rings von Bergen umschlossene Becken nimmt eine ganze Flotte auf, und die grünen, vielgestaltigen Berge steigen im Hintergrund bis über 500 Meter an. Es ist Trockenzeit, ein gelblicher Schimmer liegt über den Hängen harten Grases und niedrigen Baumwuchses. Unter kleinen Kokospalmen zieht sich die Strandlinie von Charlotte Amalienstadt, der von etwa 12000, meist farbigen Menschen bewohnten, größeren Inselniederlassung hin. Hauptsächlich an zwei Punkten steigt sie ein wenig bergan. Aus dem Grün von Gärten lugen die freudig rot gestrichenen Blechdächer der weißen und hellbunten Häuser recht anmutig hervor. Drinnen eine lange, unansehnliche Zeile mit einigen teuren Allerhandsmagazinen, einem weißen Hotel, einer rosa Kathedrale, einer himbeerroten Kaserne und noch ein paar stattlicheren Bauten und hübscheren Landhäusern auf den Höhen; sonst ausgesprochenste Regierstadt. Das will sagen: Hütten, zerfallener als die Marthylls, grotesk und knallig

oder mit Lumpen bekleidete Farbige, und durcheinander wühlende Hemdenmägchen und schwarzruppige Schweine. Relativ herrscht unter dem Danebrog aber Ordnung. Die Kutscher sind bescheiden, Lotsen, Zöllner und Polizisten sind uniformierte Gentlemen.

Vor dem einzigen anständigen Kaffeehause, in dem es keinen Kaffee gibt, sitzt — ich war dessen Zeuge — den ganzen geschlagenen Nachmittag Simon Sam wie angeleimt. Er ist dick, sehr schwarz, trägt einen feinen grauen Hut, nebst einem feinen Stock mit auffallender Elfenbeinkrücke. Wie sein schielender Blick zeigt, läßt er sich gern bewundern. Und er wird bewundert, sei es von uns, sei es von den flotten europäischen Jünglingen, die auf niedlichen Pferdchen vorbeitraben, sei es von den noch viel zahlreicheren, durch alle Farben hindurch schattierten Mägdelein, die im leichten, tänzelnden Schritt vorbeischießen. Mir wurde anvertraut, daß es gerade die letzteren seien, die Simon Sam, den geflohenen Ex-präsidenten der Republik Haiti, so besonders fesselten. Im übrigen sollte St. Thomas sich für die mitgeflohenen Millionen, man sprach von vieren, interessieren.

St. Thomas ist nicht mehr der schiffswimmelnde „Orderhafen“ der Segelschiffszeit, der großen Vergangenheit Westindiens. Die sterile Insel bringt nichts hervor, sie kann Geld gebrauchen. Wenn die Hamburg-Amerika-Linie nicht etwa eine halbe Million im Jahre zu verdienen gebe, würde es noch viel trüber aussehen. In die Dänen ist der patriotische Ehrgeiz gefahren, durch eine Dampferlinie neue Aufwendungen zu machen. Die Bevölkerung, die fast kein Dänisch versteht, will überwiegend gern dänisch bleiben. Im Hintergrunde aber sehen wir den großen Herrn mit dem Zipfelbart, den rotgestreiften Bein-

kleidern und dem blauen Sternenschal um den rauhen Zylinder.

Recht auffallend und in ihrer Art auch Zeugen einer besseren Vergangenheit sind die großen Kirchhöfe von St. Thomas, darunter ein jüdischer. — Sehr guten Eindruck haben mir die Blumen gemacht. Gelbblühende Tamarinden, Oleander und die immer schönen Hibiscusarten und Krotonvarietäten sieht man vielfach. Die Bewässerung ist schwierig. Häufig bemerkt man schräge Zinkblechflächen an den Berghängen, auf denen die Niederschläge unbeschmutzt abrieseln und in Tanks aufgefangen werden. Noch ein Charakteristikum sei erwähnt: Der Feuergefährlichkeit halber wird in den Holzhütten nicht gekocht, sondern die Herde stehen außerhalb. Wie angenehm für die Nasennerven das zu Essenszeiten schmort, kann man sich denken. — Geradezu Großartiges hat Mr. Callwood, der einheimische Manager der Hamburg-Amerika-Linie, unmittelbar hinter seinem musterhaft gehaltenen Kohlenlager geschaffen. Wirklich ein kleines Gartenparadies mit den seltensten Palmen und Blumen und sonstigen Gewächsen; auch schöne Trauben züchtet er. Am eitzückendsten fand ich ein Becken voller vielfarbigen Nymphäen, um das ihn die botanischen Gärten Europas beneiden könnten. Gleich tüchtig soll seine Schwester, die früher die eingegangene staatliche Mädchenschule leitete, ihrer Wirtschaft vorstehen.

An Bord war es während 24 Stunden fürchterlich; Kohlenschmutz und Gluthize, die sich gegen die frische Seebrise hermetisch abschloß, tyrannisierten alles. Nur der Gänsemarsch der Kohlenträger, zur Hälfte Weiber, die, unermüdllich ihren 75 Pfund schweren Korb auf dem Kopfe balancierend, über die Planken stürmten, um ihn

lustig in die Bunker zu entleeren, amüsiert. Hübsche, schlanke Gestalten; alle in Lumpen, aber mit Unterwäsche um die nackten Beine und was für welcher! Kostüm: Kopftuch, etwa die zerschlossene, grünseidene Bluse einer gütigen Lady (singend mit a statt ä: Laady gesprochen) und ein Röckchen aus alter Sackleintwand. Dazu aber eine silberne Spange kokett um den braunen Arm.

Tags darauf jagten wir durch die von lebhaftestem Passat bewegte, hinter uns drein rollende Karibische See, direkt auf Puerto Colombia (Sabanilla) an der Mündung des columbianischen Magdalenaströms zu. Curaçao ward aufgegeben, da es galt, noch vor dem Einführungs-termin eines neuen Zolltarifs alle Ladungen für Columbien zu lösen.

Nach kurzem grüßte denn auch in nebelhaften Umriffen die Kette der Sierra Nevada de Santa Marta. Auf 75 Seemeilen Entfernung konnten wir über der bläulichen Wolkenbank deutlich eine Doppelspitze und daneben noch eine dritte erkennen, die mit Schnee bedeckt waren, und am 22. Januar 1904 langte ich nach zwei- undzwanzigtägiger Reise und nach Zurücklegung von ungefähr 5000 Seemeilen in dem ersten südamerikanischen Hafen an.

* * *

Colombia! Wie schön das Wort klingt — wie vertraut dem deutschen Forscher seit Humboldts Reisen. Der Historiker gedenkt wohl dabei des kühnen Landsmannes Jedermann, der an den Zügen der spanischen Konquistadoren teilnahm. Es ist ganz erstaunlich, was diese harten Menschen geleistet haben bei den ungeheueren Schwierigkeiten, die das Eindringen in ein Bergland, gegen welches

die Schweiz harmlos ist, in unermeßliche Waldungen und glühendheiße Ebenen bieten mußte!

Um dies ahnen zu können, braucht man nur zu sehen, wie schwer das Reisen selbst auf den spärlichen, sogenannten Verkehrswegen fällt. Auch vor Humboldts Leistungen in rein physischer Beziehung dürfen wir noch heute den Hut ziehen. Ich habe nur wenig von dieser an Naturschätzen reichen, landschaftlich großartigen, staatlich sehr unglücklichen Republik gesehen. Der üble Zustand ist das Produkt der durch die Unwegsamkeit bedingten Armut und der Unselbständigkeit des spärlichen Volkes gegen die politischen Tricks geriebener Ausbeuter, die vorgeben, Patrioten zu sein, und von denen es sich aus einem Bürgerkrieg in den anderen stürzen ließ.

Die alten Spanier waren trotz ihrer habstüchtig-kurz-sichtigen Politik ganze Kerle. Die dem scharfen Vernichtungszahn der Tropen Jahrhunderte trotzbenden, mitten in die Wildnis hineingesetzten, großartigen Bauten beweisen das. Ich glaube auch nicht, daß dem heutigen Spanier dieser Kraftfonds gänzlich abhanden gekommen ist, selbst in seinen Mischlingen steckt er; allein die Fähigkeit, sich zu regieren, zu disziplinieren, scheint ihm fast verloren gegangen zu sein. Kein Wunder, wenn uns diese Erscheinung bei den Mischlingen erst recht entgegentritt, denn der Indianer ist nur vorübergehend staatenbildend gewesen, und der Neger bedeutet erst unter sehr starker Hand einen Kulturfaktor.

Man sollte aber von diesen Mischlingen, die besonders in den heißen Küstenstrichen einen hohen Gehalt an Negerblut haben, glaube ich, nicht schlechtthin mit Verachtung reden. So weit ich es beobachten konnte, zeigt sich bei aller Lodderigkeit manche schätzbare Eigenschaft. Das

Urteil der landeskundigen Europäer, daß vor der letzten Revolutionsepoche das arbeitende Volk willig und bescheiden gewesen und nur durch die Zuchtlosigkeit der Zustände und die Korruption von oben jetzt vielfach und wahrscheinlich auf lange Zeit hinaus ganz verdorben sei, scheint mir meine Annahme zu bestätigen. — —

Wir waren mit der „Sardinia“ zu zeitig in der Nacht vor Sabanilla angelangt, um es noch ansteuern zu können, und kreuzten bis zum Morgen bei einem Passat, der vorübergehend zu einem regelrechten Sturm anwuchs. Manche See wusch über uns hinweg. Beim Hellerwerden bemerkten wir ringsum das entfärbte, grau-grünliche Wasser, das zur Regenzeit gelb zu sein pflegt: der ausflutende Süßwasserschwall des Magdalenaströms.

Die Gegend ist nicht so flach, wie es bei bedecktem Himmel erscheint. Hinter den waldigen Höhen des Küstenstreifens erheben sich ansteigende Ketten von Gebirgsrücken, die das Tiefland der Terra caliente, des heißen Theils Columbiens, durchziehen; ja, an diesem prächtigen Morgen gewahrten wir, hoch über dem Gewölk, deutlich die schneebedeckten Häupter der in geringer Küstenentfernung bis zu 5000 Metern sich aufstürmenden Sierra Nevada de Santa Marta.

Unmittelbar vor uns tritt die Wildnis des Trockenwaldes an das Ufer, verblaßt durch die monatelange Sommerdürre, in zahlreichen blattlosen Wipfeln einen beinahe winterlichen Eindruck erweckend. Nur die gefiederte Kronenmasse der hier krummen und niederen Kokospalmen läßt an dem Tropenbilde keinen Zweifel. Am Ufersand eingebettet ein ärmlicher Ort, ein weißer Feuerturm aus dem Busch ragend, häßliche Schuppen und davor eine lange, lange, dünne Brücke — das ist Puerto

Colombia, mit dem nahen Sabanilla die Pforte zum landein liegenden Baranquilla, dem Haupthandelsplatz der Republik!

Nach Osten gekehrt, um das Vorgebirge, offene See, nach Westen, dem Magdalena zu, eine weite, landseeartige Fläche, gebildet durch einen langen Landhafen, wie der von Hela an der Danziger Bucht, aber zum Teil so niedrig, daß Brandung und Schwell darüber hinwegtofen. Dies der einzige Schutz Puerto Colombias; und wenn, wie heute, nicht nur sanft der Pelikan, sondern der Passat rauh darüber hinstreicht und an geschützter Stelle schon andere Dampfer liegen, so geht der Kapitän, innerlich grollend, mit Hilfe von Anker und Trossen vorsichtig an die Luvseite des langen Piers. Knack! Knack! hieß es bei uns, wie wir längsseit des breiteren Brückenkopfes arbeiteten; mehrere Trossen „gingen“, darunter unsere neueste aus Stahldraht.

Bei Sabanilla befindet sich das Mündungsdelta des gewaltigen Stromes. Von Baranquilla fährt man auf schlechten Hedraddampfern, wenn alles gut geht, in ungefähr sieben Tagen stromauf bis Honda, von wo man das innere Hochland mit der annähernd 100 000 Einwohner zählenden Hauptstadt Bogotá in anstrengender, mehrtägiger Maultierreise erreicht. Die längst angefangene, teils wieder verfallene Bahnverbindung läßt keine baldige Fertigstellung erwarten. Gegenstände, die für den Maultiertransport sich nicht eignen, z. B. Klaviere, werden von Indianern die 2600 Meter hinaufgeschleppt.

Die Magdalena-Barre ist zu einem Kirchhof für Fahrzeuge geworden, sonst könnte man ausgezeichnet den Stromlauf bereits von der Mündung an benutzen. Co-

lumbien besitzt keine Mittel, diese Korrektion vorzunehmen; größere Schiffe haben die Forcierung aufgegeben. Unter diesen ist einstmals unsere später im Roten Meer verschwundene alte „Augusta“, nachdem ihr Erster Offizier sorgfältig das Fahrwasser sich ausgelotet hatte, bis Baranquilla gekommen.

Der etwa einen Kilometer in die See hinausgehende Pier ist, wie die Bahn nach Baranquilla, Eigentum einer englischen Gesellschaft. Ursprünglich von Deutschen gebaut, war die Bahn einst deutscher Besitz. Zwischen Schienen und Eisenbahnwaggons waltete in der Gluthitze ein einem gemüthlichen Knecht Rupprecht ähnelnder, in Wirklichkeit sackgrober Nordamerikaner seit vielen Jahren seines Amtes. Gerade jetzt gab es ungeheuer viel zu tun, da die Warenansuhr vor dem Inkrafttreten des neuen Tarifs sich naturgemäß stark gehäuft hatte. Außer uns wollten noch mehr Schiffe löschen; zeitweilig waren es in diesen Tagen drei Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie, dann französische, englische und italienische. Wohin wir in Westindien kamen, gewann man eine ungefähre Vorstellung nicht nur von seiner Bedeutung für die große Hamburger Linie, sondern auch umgekehrt von der Bedeutung dieser für Westindien. Bezeichnenderweise nimmt der die englischen Segelanweisungen gebende „Pilot“ von dieser wichtigen Rolle der deutschen Schifffahrt in keiner der üblichen Hafensbeschreibungen Notiz.

Für solchen Verkehr reichten weder die Zollschuppenverhältnisse in Baranquilla, wo die Verzollung erst vorgenommen ward, noch die verfügbaren Waggons. Und der „Weihnachtsmann“ schüttelte seinen grauen Bart, fluchte und lud sich unaufhörlich bei uns zu Gaste, ohne dadurch um eine Spur lebenswürdiger zu werden.

Wenn man das Land sich näher anschaut, begreift man zunächst nicht, wie diese ärmliche Gesellschaft so viel hergeben oder bezahlen kann, daß es auch nur einer einzigen Schiffsladung lohne. Allein der Verkehr zeigt, wie immerhin gute Geschäfte gemacht werden. Freilich ist es nur ein Zerrbild gegen das reiche Gemälde, das eine auf europäischer Höhe stehende Kulturstufe bewirken würde. Der Importeur wird dem vielleicht nicht ganz zustimmen; doch klingt es nicht fast wie reiner Hohn, wenn wir von Hamburg aus Rübenzucker und Reis in ein Tropenland einführen, das die üppigsten Bodenbedingungen zum eigenen Hervorbringen dieser Massennahrungsmittel besitzt?

Puerto Colombia ist ein trostloses Nest, wo die Passagier sich wahrscheinlich ebenso Gute Nacht sagen, wie die Fische in einem elenden polnischen Grenzdorfe. Um so trostloser jetzt, wo der Lehmboden, über den der Ort sich bis in den Busch hinein zerstreut, doppelt ausgedörrt und rissig ist. Es hat auch einige Reize, wenigstens für den Bescheidenen; so den Badestrand. Die elende Badehütte wird sogar als „Bad“ bezeichnet; sie steht, wie der Pier, unter Beobachtung einer hungernden Militärwache. Den die Waren am Pier beschützenden Soldaten ist zwar am wenigsten zu trauen. Gestohlene Kaffeebohnen und dergleichen Waren lassen sich ausgezeichnet in unten zugebundenen Hosentaschen fortschaffen. Wir bereitete es besonderen Spaß, zwischen den Hütten der Ärmern umherzugehen. Man kann sich den ganzen, unglaublich primitiven Haushalt von außen ansehen. Die Häuser werden einfach aus Stangen zusammengebunden; dazwischen füllt man stellenweise Lehm und befestigt oben ein Dach aus getrockneten Gräsern und Schilfarten. Gegen

einen Tropenregen kann solches Heim kaum schützen. Manchmal ist es von einem malerisch zerfallenen Zaun umfriedet; das vorspringende Dach wird verandaartig gestützt. Dann erhält es auch wohl einen hochtrabenden Namen, wie „Perle des Meeres“; zumal, wenn es als Kneipe dient. Ein paar Bäume, ein paar Blütenbüsche zieren es, und im Hofe ein einträchtiges und zufriedenes Gewimmel von zahllosen Ferkeln, Kindern, Hühnern, Hunden usw. Ein unbeschreiblich faules und faulendes Glück in Lumpen und Psüke. Aber draußen, da wird Staat gemacht! Donnerwetter, man traut seinen Augen nicht! Die kleinen, halbnackten Mädchen im schwarzen Lumpenhemdchen haben jetzt gestickte Höschen, feine Strümpfe und Schuhe an; die gestreiften Röckchen bligsauber, das zermufelte Haar in ein strammes Zöpfchen geflochten; ebenso die splitternackten Jungen, die jetzt gestiefelt, mit Matrosenmützen prangen, so fein wie die Sonntagskinder im Brunewald. Und gar erst die älteren Schwestern: lauter Damen, hochsein! Einerlei, wie die Haut ist, bei der alle Schattierungen vertreten zu sein pflegen. Und das fährt auch lange nicht immer zweiter Klasse. Ich bewahre, sie haben es ja zur ersten, wenn sie auch sonst nicht viel mehr als Bananen essen können und in Lumpen laufen!

Sie benehmen sich aber durchweg gut, das muß man ihnen lassen! Viel besser als Leute ähnlichen Standes bei uns. Man wird auch sehr höflich wieder gegrüßt, wenn man die vor den Häusern sitzenden Leute zuerst grüßt. Eine Unterwürfigkeit gegen den Weißen oder Höherstehenden gibt es hier nicht.

Auf einer Anhöhe liegt im Gestrüpp ein kleiner Kirchhof. Es ist der traurigste Gottesacker von den vielen

verwahrlosten Stätten dieser Art, den ich je gesehen. Gegründet wurde er von der Witwe eines wohlhabenden, auf der Reise gestorbenen Juden. Beinahe möchte man sagen: schade um das Geld! Die niedrige, zementierte Umfassungsmauer ist voller Sprünge. Mit ebensolchen Mauern sind Abteilungen hergestellt, vielleicht für die verschiedenen Konfessionen. Auf dem klaffenden Boden, über zerstörten Hügeln liegen zerbrochene Holzkreuze, Gläserben und verdorrte Kranzreste. Andere Kreuze stehen noch, aber auch sie fallen bald zusammen. Eine Ecke ist der Leiche des bedauerlichen Stifters geblieben; dort erhebt sich eine Art Mausoleum, ein rundes Tempelchen mit Glasfenstern und grauen Blattpflanzen. Es hängt schon ganz schief. Die Grabbedeckung besteht aus großen Steinplatten, die ringsum zementiert sind. Alles nach kurzer Zeit zersprungen, zerklüftet; das Unkraut wuchert daraus hervor. Die ehemals vergoldete Inschrift ist kaum noch zu entziffern. Ein in seiner Art wirklich erschütternder Anblick!

Und dabei hebt der Totengräber eben ein frisches Grab aus; es handelt sich also keineswegs um eine längst außer Gebrauch befindliche Stätte; es scheint nur so „landesüblich“ zu sein.

Die Bahn nach Baranquilla schwingt sich, indem ihr streckenweise kaum eine Handbreit Boden frei zu bleiben scheint, hart um die Küstenlinie, um sodann in gewisser Entfernung das linke Magdalena-Ufer zu begleiten. Im Strome liegender Inseln halber übersieht man dessen Breite nicht auf einmal; sie mag etwa die der Elbe bei Altona betragen. Hier und da schaut ein Brack melancholisch aus der trüben Flut. Dürerer Boden wechselt mit Mangrovensumpf. Die Fernblicke über wiesenartige

Flächen, auf denen häufig Rinder weiden, bis zu fernen Waldrändern ist nicht übel. Allmählich wird der Boden weßlicher, die Unordnung der Tropenvegetation drängt sich wuchernd heran. Laublose Bäume erfreuen das Auge mit großblättrigen, gelben oder wickenartigen rosa Blumen. Wir durchfahren ein etwas verbessertes, doch immer dorfsartiges Puerto Colombia, halten auf einem kleinen schmutzigen Bahnhofe und befinden uns nun nach etwa fünfviertelstündiger Fahrt in Baranquilla. Das heißt wir gebrauchten bei ewigem Anhalten allerdings vier Stunden dazu!

Baranquilla und Cartagena, die beiden Handelszentren der Provinz Bolivar und überhaupt des zum Atlantic gravitierenden Columbiens! Rivalen in jeder Beziehung, auch in Rücksicht auf Verwahrlosung. Mir sind durch Vermittlung des ganz besonders liebenswürdigen columbianischen Generalkonsuls in Hamburg reiche Empfehlungen nach seinem Vaterlande mitgegeben worden, um so mehr bedauere ich, mich nicht günstiger über dieses äußern zu dürfen. Wer aber reist und besonders im Interesse seiner Nation reisen will, der muß vor allen Dingen ehrlich sein. Ich gebe mir auch Mühe, nicht über Gebühr Grau in Grau zu malen.

Sehr gefällig erwiesen sich mir immer unser Konsul Sievken sowie Herr F. Fuhrhop von der bedeutenden Hamburger Firma Flohr, Price & Co. — Als ich im Kreise der Landsleute das Flottenvereinsinteresse anzuregen versuchte, wurde einer der deutschen Kaufleute, der durch den Venezuelastreit in Mitleidenschaft gezogen war, so heftig, daß er erklärte, wir täten besser daran, ganz auf eine Marine zu verzichten, anstatt sie in so unzulänglicher oder schädigender Weise zu verwenden. Alles Wider-

legen half nichts, und die Zuhörerschaft schien die Ansicht des Geschädigten zu teilen. Ein geschlossenes Eintreten der ganzen deutschen Kaufmannschaft im Auslande für eine starke Flotte würde zweifellos das sicherste Mittel sein, die Ursachen der Klagen beseitigen zu helfen. Als allgemeinen Eindruck nahm ich die Abneigung wider eine allzuliebenswürdige Politik gegen die Vereinigten Staaten in südamerikanischen Angelegenheiten wahr. Dann tadelte man die Behandlungsweise der besonders zurückgebliebenen Republiken. Man dürfe mit diesen nicht auf gleiche Art wie mit zivilisierten Staaten verkehren und sich nicht durch glatte Manieren einer scheinbaren und angeflogenen Kultur weniger Leute täuschen lassen. Einzelne deutsche Vertreter in diesen Ländern gingen auch wohl den mancherlei ihnen unbequemen Geschichten gern aus dem Wege. — Solche allgemeine Stimmungen sind als Symptome beachtenswert; ob sie immer berechtigt sind oder ob nicht manchmal tiefere Rücksichten scheinbaren Fehlern zugrunde liegen, mag dahingestellt bleiben.

Unter den Deutschen Baranquillas, so angenehme Leute sich darunter befinden, bemerkte ich keine rechte Geschlossenheit. Es sind deren viele — die angesehensten Häuser sind deutsch — und doch gab es keinen einigenden deutschen Klub. Neben den Bremensern kamen die Hamburger bedeutend auf. Die ewige Unsicherheit über das „Morgen“ bei den zerfahrenen politischen Zuständen fällt auf die Nerven; die klimatischen Bedingungen sind zeitweilig nicht erfreuliche, zeitweilig gefährliche. Herr Fuhrhop hatte noch ein Kind am Leben; drei waren ihm während des Zahnens am Fieber dahingerafft worden. Einer seiner Angestellten und ein junger Schwager von ihm fielen dem Gelben Fieber zum Opfer. Für den letzteren

trugen Herren der Firma selbst den Sarg ins Haus, da des Karfreitags wegen und vielleicht der Stunde halber sich kein einheimischer Arbeiter dazu verstehen wollte. Ein zufällig vorbeipatrouillierender Polizist wurde durch hohe Belohnung gewonnen, die Leiche in den Sarg zu legen. In der Nacht war der junge Flohr gestorben und schon um sechs Uhr früh begraben, wozu der Dispens des katholischen Bischofs eiligst hatte eingeholt werden müssen. — Übrigens hatte nicht lange vor meinem Eintreffen ein junges amerikanisches Ehepaar das traurige Schicksal gehabt, in Honda am Magdalenaenstrom dem Gelben Fieber zu erliegen.

Aller zeitweilig gesundheitlichen und sonstigen Nachteile zum Trotz bleibt Baranquilla ein aufstrebender Ort, und das Geschäft zeigt neben Konkurrenzzunahme noch immer Ertragsfähigkeit. Stark in Zunahme soll sich die nordamerikanische Einfuhr befinden.

Häßliche Häuser, eine grauenhafte Geschmacklosigkeit in der Architektur von Kirche, Theater usw., sandige Straßen, in denen häufig die Staubwirbel trombenartig dahinziehen, schmale, steil abfallende Trottoirs, ziemlich kümmerliche Anlagen — das war zurzeit freilich das unerquickliche Bild dieser Stadt von etwa 50000 Einwohnern. Ich habe den Verfall in China gesehen; er wirkte abstoßend. Aber immerhin, Land und Eingeborene interessierten. Hier fand ich nichts ausgeprägter, als die Langeweile.

Das Haupthotel — in englischen Händen — zeigte, wie selbst andersgewohnte Europäer dem lähmenden Landeseinfluß allmählich unterliegen. Der Schmutz des Haushofes, auf den die Galerien des hohen, ringsum schließenden Gebäudes sich öffnen, so daß man überall

die daraus aufsteigenden Dünste zu genießen hat, hatte sich widerwärtig angehäuft; ich scheute mich, ihn zu betreten. Zimmer und Speisen waren überaus kümmerlich und dabei nichts weniger als billig. Bei der Bedienung sehnte man sich ordentlich nach den oft getadelten chinesischen Boys. Kurzum: negerhaft!

Die teilweise abschüssigen Straßen verwandeln sich zurzeit der Regengüsse wohl in unpassierbare Wildbäche; sie sollen aber gegen frühere Zeiten heute schon wesentlich verbessert sein. Nicht lange, ehe ich hinkam, hatte eine ungewöhnlich umfangreiche Feuersbrunst stattgefunden. Das vorhandene Wasserwerk arbeitete nicht mehr; ungeachtet des nahen Magdalena gab es kein Wasser, zumal weder Dampfsprize noch Feuerwehr existierten. Das Feuer räumte tüchtig auf, und die meisten Leute waren unversichert. Für den kaufmännischen deutschen Consul, der die Vertretung einer großen deutschen Versicherungsgesellschaft hat, ergab sich die erfreuliche Folge, in den nächsten Tagen eine ungeahnte Zahl von Versicherungsaufträgen verzeichnen zu dürfen. Hoffentlich nicht nur vorübergehend!

Ein Glück, daß die mittelgroßen, schwarzen Nasgeier, wie meist in diesen tropischen Gegenden, gute Straßenpolizei halten. Ihre Schatten sieht man überall über die weißgetünchten Mauern gleiten. Sie besitzen aber auch ihre bedenklichen Seiten in vielen Tropenstädten, wo das von den Dächern rieselnde Regenwasser in Zisternen gesammelt wird. Aasteile und Verdauungsschmutz gelangen auf diese Weise in das häufig einzige Trinkwasser. Wasser wird zeitweilig zu einem Artikel, den man teuer verkauft. Ob gerade in Baranquilla, weiß ich nicht. Als bezeichnendes Kuriosum sei hier einer

Anlage, die ich sah, erwähnt. Der etwas höher gelegene Villenstadtteil, wo sich unter anderen Gartenhäusern der Begüterten die hübschen Häuser und Gärten des Herrn Fuhrhop und des französischen Konsuls befinden, ist weit sympathischer als die untere Stadt. Für jenen hatte sich nun eine Gesellschaft zur Herstellung eines ansehnlichen Wasserwerkes gebildet. Das Werk wurde mit großen Kosten zustande gebracht. Heute betritt man durch einen großartig gedachten, zerfallenen Torbogen, eine Art Triumphbogen, ein verwahrlostes Gelände mit vernachlässigten Gebäuden und einem mächtigen, zementierten Bassin. Überall beginnt die Vegetation, teils schon in Baumform, dessen trockenen Boden und die Wände zu sprengen. Die eingeführten kostbaren Maschinen hatten sich nämlich zu schwach erwiesen, um das Wasser auf diese Höhe pumpen zu können. Man riß sie tatkräftig heraus und setzte noch weit kostbarere an ihre Stelle. Leider aber zeigten sich nun die eingebauten Röhren für den Druck zu schwach. Wieder war das Wasserwerk unbenutzbar! — Mut und Geld aber waren ausgegangen, und heute gähnt hoffnungslos die Ruine.

In Verbindung mit einem der großartigen deutschen Magazine sah ich eine lebhaft betriebene Zigarettenfabrik. Unter dem Gedränge der Arbeiter befand sich ein regelmäßig von seinen Geschwistern mitgenommenes Kerlchen von drei Jahren, das als Einleger von Bildchen in Schachteln seinen Lohn wie alle anderen empfing. Die weitgehende Heranziehung von Kinderarbeit kann man auch unter den Hafenarbeitern von Puerto Colombia und beim Militär beobachten, wo die halbwüchsigen Jungen einen bedeutenden Prozentsatz bilden. — In den Magazinen zeigte man mir bedruckte englische Baum-

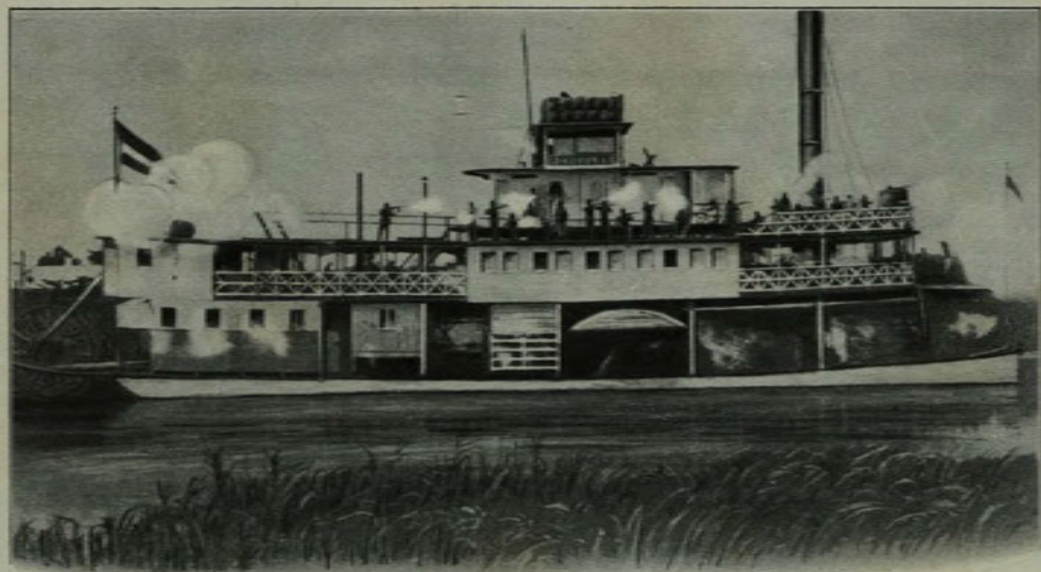
wollzeuge, die mit genauester Kenntnis der verschiedenen Heiligen in den verschiedenen Distrikten vertrieben wurden. Das hübsch ausgeführte Bild des fruktifizierten Heiligen war der Ware sauber angeklebt. Aber nicht etwa ein beliebig stilisiertes Gesicht, sondern genau die Züge des in der betreffenden Gegend jedem Kinde genau bekannten Bildes aus diesem oder jenem Orte. Die guten Leute hatten fortan kein Vertrauen mehr zu anders etikettierter Ware. Ich habe nordamerikanische und deutsche Baumwolljacken gesehen. Beide waren vielleicht gleich gut, allein die amerikanischen zeigten sich wundervoll verpackt, die deutschen etwa so, wie es unser geregelter Transport erfordert. Infolge der rauen Behandlung, welche die Ware hier erfährt, hing die deutsche Verpackung lose herum. Nun haben, wie schon erwähnt, die Arbeiter sowohl wie die angeblich bewachenden Soldaten und Zollbeamten eine unbefieglige Leidenschaft für das Stehlen gerade von Unterjacken, die ihnen das wichtigste Kleidungsstück bedeuteten, und da sie weit leichter an die deutschen als an die amerikanischen Ballen herankönnen, so werden jene fortgesetzt enorm bestohlen. Das klingt fast scherzhaft, ist aber Tatsache, und die Folge ist: der deutsche Kaufmann bestellt amerikanische Jacken.

Sehr bedauerlich erscheint der Übergang des großen Geschäftes mit Stacheldraht und Buschmessern in fast ganz Zentralamerika in nordamerikanische Hände. Die bedeutende Viehzucht erfordert zur Umzäunung der großen Potreros (Viehweiden) sehr starke Mengen von Stacheldraht; früher war die Lieferung deutsch. Das einem Seitengewehr ähnelnde Buschmesser, das jeder Arbeiter braucht, kam ehemals aus Solingen und Nachbarschaft; heute kauft der Mittelamerikaner ausschließ-

lich Collins aus Philadelphia. In diesem Falle sollen wir schuldlos sein. Man sagte mir, die größere Güte der Collinsmesser, die nicht an dem oft eisenharten Holze des Urwaldes zerspringen, sei der Bearbeitung mit Holzkohle zuzuschreiben. In den Staaten sei die Holzkohle billig, in Deutschland aber so teuer, daß die Verwendung ausgeschlossen sei.

Sack und Pack hatte ich nach Baranquilla mitgeschleppt, um, wenn es ginge, die beschwerliche Fahrt ins Innere nach der Landeshauptstadt Bogotá anzutreten. Nach dem Pröbchen Baranquilla atmete ich fast erleichtert auf, als es nicht ging. Wenigstens riet man mir, zu warten, denn der „Kriegsdampfer“ „Herkules“ sei eben stromauf gedampft; dieser solle eine Heeresmacht, welche von der konservativen Partei im Innern entsendet war, um bei der bevorstehenden Neuwahl eines Präsidenten auf die liberalen Küstenleute „einzuwirken“, zur Umkehr „überreden“. Verkehr und Warenversendung ins Innere stockten momentan. Ich hätte deshalb mit der Möglichkeit zu rechnen gehabt, durch eine Revolution meinen columbianischen Aufenthalt unfreiwillig auf Monate verlängert zu sehen. Und: wenn es so schon ist am grünen Holz, wie wird's am dünnen werden! Das Hotel Pension Inglesa, das „weitaus beste“ von Baranquilla und Umgegend, hielt mich noch greifbar. Und ich schauderte zurück und kehrte, ein reumütiger Peter aus der Fremde, mit Sack und Pack wieder heim an Bord meines deutschen Dampfers.

So ist mir eine Fülle von großartigen Naturschönheiten und die Kenntnis des kirchlich bigotten, vielfach rückständigen, aber vielleicht doch weniger vernegerten, ja, einst von Humboldt auf wissenschaftlichem Gebiete geschätzten, inneren Columbianers entgangen, auch ebenso



Ein columbianischer Magdalenenstrom-Dampfer („Fercules“) als Kriegsschiff im Kampfe.

sicher eine gleich großartige Fülle von Moskito- und sonstigen Stichen und Tafelgenüssen unbeschreiblichster Art. Die Revolution ist dann nicht ausgebrochen; bei der späteren Wahl wurde General Reyes, der Kandidat der Liberalen, Präsident. Welche blutigen Kämpfe der Magdalenaström, diese Hauptverkehrsstraße Columbiens, bereits gesehen, wissen wir in Europa kaum. Mir wurde von einer Brücke erzählt, hinter der Artillerie maskiert war, die ein entsetzliches Blutbad unter den tapfer anstürmenden Leuten der Gegenpartei anrichtete. Die Heckraddampfer sind zum Teil extra als primitive Kriegsdampfer gebaut; zudem erhalten sie Panzerung aus Schienen und Ketten. Ich hörte die interessante Schilderung eines Wasserkampfes, der einmal zwischen zwei Dampfern der liberalen Partei irrtümlich in der Dunkelheit ausgefochten wurde. Der „General“, der auf einem kommandierte, hatte der Warnung seines Lotsen nicht geglaubt, weil dieser, wie er wußte, der konservativen Partei angehörte. Beide Dampfer gingen unter großem Menschenverlust verloren.

* * *

Cartagena! Wir erreichten jene würdige, alte, spanische Stadt, die trotz Regierungsbegünstigung und des vortrefflichsten Hafens noch immer hinter Baranquilla als Handelsplatz zurückbleibt, rechtzeitig genug, um den Firmen dreißigtausend Mark zu sparen, die der erwähnte, mit Ende Januar eintretende neue Zolltarif verschluckt haben würde. Trotzdem ich als eifriger Amateurnavigator unserer „Sardinia“ an dem Erfolge des Kapitäns Kanžau mich nach Amateurart mitbeteiligt fühlte, kann ich doch nur mit einer Art moralischen Katzenjammers an diese

Stadt zurückdenken. Auch hier sagte man mir: O, die Straßen und Häuser waren früher (d. h. in früherer Zeit columbianischer Hoheit) noch viel schlechter! Großer Gott, wie mag es da gewesen sein?

Sieh es in die Farbenslut des Sonnenunterganges getaucht, dieses Cartagena, und du wirfst entzückt sein! Hoch, wie von gezackt ansteigendem Drachenrücken, grüßt ein weißes Kloster, an dessen Rande der Rücken schroff abfällt, über die tiefblaue, karibische See, über die flache Stadt, mit ihren mächtigen Bastionen und weiß darüber ragenden Kathedraltürmen, über ein weites, weites Binnenbecken, scheinbar einen Landsee. Ringsum Mangroven- und Palmenwald, wechselnde, reich begrünte Bergformen, Inseln, Fischerdörfer und gleitende Segel.

An diesen malerischen Gestaden landete ich nach kippeliger Kanufahrt geradezu — in der Abflußrinne des städtischen Schlachthauses von Cartagena. Da die Sonne entsegllich brannte, beeilte ich mich, trotzdem auf der in den Sumpf hinausgelegten Rinne ans Land zu balancieren. Heiliger Columbus, warum hast du Amerika entdeckt und damit den Anlaß zur Gründung des Staates Columbien gegeben! Ingrimig habe ich diese Frage öfter getan; am meisten aber, glaube ich, im verwahrlosten Cartagena. Nun, später habe ich mehr vom spanischen Amerika geschaut, und denke auch über Columbien milder als damals.

Staub, Sand, uninteressante Häuser und nicht übermäßig interessantes Volksleben, aber immer schöne Ausblicke von Brücken auf Festungsgemäuer, den Hafen und den sich hinanzackenden Klosterberg; dann innerhalb der dicken Mauern der inneren Stadt enge, schlechtgepflegte Straßen, unansehnliche Ladengewölbe, vielfach dumpfer

Geruch. In dem nordamerikanischen Hotel, dem ersten, fand man mäßigkeit Unterlunft. Bald fuhr oder ging ich, sorgfältig den Schatten benutzend, wieder gelangweilt durch die Straßen. Ich beneidete weder den deutschen noch den englischen Konsul, die an einem öden Plage wohnen, auf dem eine sehr mäßige Statue prangt. Die vielleicht in der Regenzeit ganz hübschen Anlagen eines anderen Platzes waren dürr und verstaubt. Ich ging die Straße hinter den der See zugekehrten Bastionen entlang, wo man die Brandung rauschen hörte und wo Kasernen und Spitäler liegen; erstere voller schmutziger Soldaten, darunter wieder zahlreiche halb- und viertelwüchsiges Jungen. Man sagt, diese seien, obschon sie die Gewehre kaum schleppen könnten, sehr gut als Soldaten zu gebrauchen, da sie aus Unkenntnis der Gefahren die besten Draufgänger wären. Ich stieg die Bastionen hinan, in deren vertrocknetem Gras alte Geschützrohre rosteten und wo eine zerlumpte, barfüßige Wache im Gras oder auf Bänken absolut zweck- und tatenlos umherlungerte. Der Blick über die brandende See blieb immer reizvoll; zwischen Schaum und Mauer aber ein noch ziemlich breiter Terrainstreifen, auf dem die Nasgeier die dankbarste Ernte fanden. Ich sah mir die Kathedrale, den großen Justizpalast usw. an — überall die gleiche Geschmacklosigkeit oder der gleiche Verfall. Einwärts am Bergesfuß soll es ein recht hübsch gelegenes Villenviertel geben; mich hinderte die Hitze daran, hinauszufahren. Auf jenem Küstenfaum außerhalb der Stadt hat sich, wie mir ein Augenzeuge erzählte, im letzten Revolutionskriege Furchtbares zugetragen. Ein Schiff langte an, voll von Toten und Verwundeten. Da es keine Ärzte gegeben, hatte man den Verwundeten nicht helfen können; es waren

lauter an brandigen Wunden dem Tode Verfallene, darunter viele Knaben. Alle miteinander, Tote und noch Lebende, wurden dort draußen auf einen großen Haufen geschüttet und dann verbrannt.

Der Platz zwischen der zum Hafentor führenden Mauer und der ersten Straße, unter deren Laubengang schlechte, von Fliegen umschwärmte Läden liegen, hat zu altspanischer Zeit sicher viel Vittoreskes gehabt. Heute kann man ihm das nur im geringen Maße nachrühmen. Davor wieder ein weiter Platz mit dem unansehnlichen Bahnhofsgebäude und der Hafen. Dieser Binnenhafen ist so verschlammmt, daß, wie ich sah, selbst die winzige Dampfmaschine einer auf eigener Nacht reisenden englischen Eisenbahngröße nach einem Anlegeplatz umherirrte. Am Gestade liegen ganz flott getakelte, aber natürlich schlecht gehaltene, kleine Segel-Lastschoner. Fast in der ganzen Welt würde man an solchem Plage ein Boot haben mieten können, um an Bord zu fahren. Hier gab es keins. Wagen vermögen auch nicht zum Pier hinauszufahren, und so mußte ich noch lange in der badofenheißen Hafestation warten, bis nach gehöriger Mittagspause sich wieder ein Zug über den schmalen Damm auf der Mangroven-Landzunge zum Pier hinaustrollte. Man fährt überraschenderweise die fünf Minuten von der Stadt zum Pier gratis; ein Umstand, der die Güte der Reisegesellschaft nicht gerade verbessert. Übrigens ist über die Höflichkeit der Leute, soweit es sich nicht um betrunkene Neger handelt, nicht zu klagen.

In Cartagena gibt es auch einige einheimische wohlhabende Firmen, insolgedessen die Stadt eine gewisse bevorzugte Behandlung in Steuerangelegenheiten genießt und sich unter Umständen kurzweg weigert, Lasten, die

anderen Städten auferlegt werden, ebenfalls zu erdulden. Das ist auch für die fremden Firmen, unter denen gerade die deutschen ansehnlich sind, ein Vorteil. In Baranquilla klagte man z. B., man würde nach dem neuen Tarif kaum noch das deutsche Bier erschwingen können; in Cartagena sagte man: Ach was! wir zahlen's einfach nicht. — Überhaupt hat die Regierung versucht, Cartagena gegen das Überflügeltwerden durch Baranquilla zu schützen, doch ohne Erfolg. Der Kanal, der zur Verbindung mit dem Magdalenaström, der Hauptverkehrsader des Landes, gebaut wurde, wird — entgegen einer irrigen Ansicht in Europa — seitdem die Bahn von Cartagena nach Calamar am Magdalenaström führt — nicht mehr benutzt und verfällt. Die Einstellung des Kanalbetriebes soll eine Bedingung der Bahngesellschaft gewesen sein.

Ebenso, wie in Puerto Colombia, gewinnt man den Eindruck, daß die Hamburg-Amerika-Linie die Hauptvermittlerin des Gütertransportes ist, hier wie dort staunt man über die Größe der ein- und ausgeführten Ladung. Wenn hier deutscher Einfluß doch auch politisch Fuß gefaßt haben würde, wenn hier deutsche Ordnung herrschte und nur deutsche Ware auf deutschen Schiffen ins Land ginge! Alles dies wäre einst möglich gewesen, und ich habe gerade in Cartagena Stimmen gehört, nach denen auch auf seiten Einheimischer Bedauern darüber herrscht, daß es nicht so gekommen.

Columbien — das alte Neugranada — hat gewaltige Schätze, die einst alle, wenn auch in fernere Zeit, rationell zur Hebung gelangen werden. Es umfaßt mehr als die doppelte Größe des Deutschen Reiches. Die deutschen — zumal, wie ich schon erwähnte, die Bremer — Firmen beherrschten früher fast den Handel. Ich entsinne mich

aus meinem ersten Besuch Neugranadas, vor den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, daß sie eigene Messingmünze verausgabten. Damals war die deutsche Bahn Sabanilla—Baranquilla gerade gebaut. Deutschland hat leider die ihm gebotenen engeren Beziehungen zu Columbien seinerzeit ablehnen zu müssen geglaubt. Die Monroedoktrin stellte damals noch nicht das heutige zart umgegangene Gebilde vor, allein näherliegende Ziele nahmen die Kräfte des sich neu gestaltenden Germaniens in Anspruch. Vielleicht war das gut so — vielleicht auch nicht. Ich bedauere es jedenfalls tief, daß wir eine große Aussicht — damals gehörte ja Panama mit dem Kanalweg noch zu Columbien — unwiederbringlich verloren haben.

Den prächtigen Hafen kann Baranquilla, d. h. Puerto Colombia, der Stadt Cartagena niemals nachmachen. Die Schiffe liegen auf der weiten Fläche wie der Gerechte in Abrahams Schoß. Vielleicht könnte er zu leicht von See her beschossen werden. Die den alten Spaniern heidenmässig teuer gekommenen Befestigungen haben stürmische Zeiten und Kämpfe überstanden, heute würde hier eine Befestigung gegen moderne Schiffe sehr vorsichtig angelegt werden müssen.

Was das Geld betrifft, so ist dieses Kapitel noch trostloser, ja, es ist neben dem der politischen Moral das verzweifeltste von allen Erscheinungen des Staatslebens. Man bekommt nur schmutziges Papier in diesem Goldlande. Der Peso — der einheimische Dollar — war ursprünglich annähernd die Hälfte des amerikanischen Golddollars (dieser etwas über 4 Mark) wert. Zur Zeit meiner Anwesenheit stand der Kurs ungefähr so, daß man für einen amerikanischen Dollar 130 columbianische erhielt! Man

hatte jede Lumperei also mit Hunderten von Dollars zu bezahlen. Man griff in die Westentasche und zahlte 100 Dollars für einen Cocktail. Großartig! Dabei schwankte der Kurs täglich ins Negative. In Wahrheit war das Papier überhaupt nichts wert. Wie mir ein Herr in Cartagena scherzend sagte, könnte man es ungefähr nach dem Wert der eingeführten Papierballen schätzen. Niemand wußte, wieviel Papier im Lande umlief. Einige Banken — es handelte sich vermutlich besonders um die Bank von Columbien — hatten das Privilegium zur Notenausgabe erhalten, und man munkelte, daß die unkontrollierte Ausgabe bis in infinitum ungeschwächt fortgehe. Die Regierung sollte sich zeitweilig aus der Klemme ziehen, daß sie gewisse Serien für unannehmbar erklärte; die ahnungslosen Besitzer aus den unteren Ständen hatten dann nichts mehr. Die besser unterrichteten Stände und die Kaufleute sahen sich natürlich vor. Der große Zusammenbruch wird wohl eines Tages kommen. Auch dürfte der Tag kommen, wo die vielen Reklamationen der Fremden, darunter die der geschädigten englischen und nordamerikanischen Minenbesitzer und die vieler Deutschen, geregelt werden müssen. Hoffentlich wird eine neuerdings gemeldete Besserung sich inzwischen bewahrheiten.

Ich war froh, als die „Sardinia“, von einem alten Negerlotsen durch die interessante Enge zwischen den Außenforts der Hafenlagune gebracht, ihren rollenden Bugen wieder westwärts gewendet hatte. Beim Ausfahren passierten wir abermals ein Schiff der mächtigen deutschen Linie, während ein drittes noch drinnen am Pier lag.

Allerdings bedauerte ich immer noch, nicht das ganz anders geartete Hinterland mit der weltfernen Berg- und

Landeshauptstadt Bogotá kennen gelernt zu haben. Gewiß mag dort, unter reinerem spanischen Blute, sich die höhere Bildung finden, dagegen aber auch das ausgesprochenste Zurückgebliebensein im wirklichen Fortschritt, Familienkorruption im Kampfe um die die Tasche füllende Herrschaft. So gegensätzliche Interessen zwischen gewolltem Rückschritt und ersehntem Fortschritt, wie er in Columbien herrscht, vermögen nicht auf die Dauer nebeneinander zu bestehen, und seitdem die Provinz Panamá sich von dem brüchigen Bunde befreit hat, werden die gleichen Bestrebungen in Magdalena, Bolivar, Cauca und vielleicht auch im inneren Antioquia nicht mehr erlöschen. Es liegt die Möglichkeit vor, daß diese Provinzen bei Fruchtlosigkeit des Kampfes gegen die rückständige Zentralgewalt ebenfalls einmal ein Kompromiß schließen zwischen nationalem Stolz und einer politischen Abhängigkeit, die ihnen bessere wirtschaftliche Bedingungen und freiere Lebenslust zu versprechen scheint. Vielleicht bedarf es dessen nicht einmal, um dem großen „Sog“ folgen zu müssen.

Voll gespannter Erwartungen fuhr ich nun dorthin weiter, wo das Auffaugungswerk, der große „Sog“, vornehmlich eingesetzt hat.





Ein Vorausblick auf Zentralamerika. Im neuen Panamastaate.

Das unbekannte Zentralamerika. — Reiseschwierigkeiten. — Pan-amerikanische Bestrebungen. — Stellung des Deutschtums. — Vordringen des Nordamerikanertums. — Ungünstige Landesverhältnisse. — Auch Costarica hätte deutsch werden können. — Kenntniß des Landes. — Sapper über den Isthmusburchstich. — Nochmals Betrachtungen über die politischen Fehler hüben wie drüben. — Schwierigkeiten des Urteils über die richtige Politik. — Englands Zurückhaltung. — Zur Geschichte vom 3. November 1903. — Rolle des Dr. Armador. — Die Aufrollung Zentralamerikas. — Am Pier in Colón und sonstiges aus Colón. — Aspinwall. — Auf der Panamabahn. — Lesspys und das französische Viertel. — Nordamerikanische Soldaten. — Landschaftliches und Botanisches. — Verdorbenes Kanalmaterial. — In Panamá. — Kirchhof an der Boca. — Nordamerikanische und deutschfeindliche Zeitungen in Panamá. — Das französische Hospital. — Die Kanalarbeiten in Culebra. — Der Kanal vor zehn Jahren nicht fertig. — Fliegelhafter Negerbeamter. — Rückkehr auf die „Sardinia“. — Einiges über die Bedeutung des Panamakanals. — Sein Einfluß auf wirtschaftliche Beziehungen. — Nordamerikanische Vorteile und deutsche Nachteile. — Das politische Moment des Isthmusburchstiches. — Aussprüche Rahels. — Zur Monroedoktrin. — Die Fackel der Freiheit ein Scheinwerfer. — Geheime Abmachungen mit England? — Englischer und nordamerikanischer Gegensatz. — Eventuelle Bedrohung der nordamerikanischen Flanke und des Isthmuskanals durch Japan. — Nordamerika als Friedensstifter. — Die Stille in Panamá. — Mißstimmungen. — Verzögerung der Bauausführung. — Der Kanal jeden Opfers wert.

Wirklich merkwürdig erscheint es, wie unbekannt dieß Zentralamerika noch in Europa ist, trotzdem es seit den Zeiten der Eroberung mit am meisten besucht wurde, trotzdem die ozeanische Entfernung nur verhältnißmäßig gering erachtet werden kann! Wenn man aber an Ort und Stelle sieht, wie unbekannt das Land selbst seinen Bewohnern ist, wundert man sich nicht mehr über die Unkenntnis in Europa. Was besucht worden ist, waren nur einige Küstenpunkte, was bevölkert wurde, waren klimatisch bevorzugte Hochebenen, wo es starke Durchzüge gab, die wenig zur weiteren Erforschung der Länder beitrugen.

Die alten Spanier, welche die Besiedelungsenergie besaßen hätten, wollten keine Besiedelung, wenigstens keine nichtspanische; ihr Ziel war lediglich die Ausbeutung. Dank dieser Exklusivität wurde der Bann des Urwaldes nie gebrochen. Der Urwald mit seiner Unwegsamkeit, seinen feuchten Dünsten, die sich aus beiden Meeren sammeln, ist noch heute der schweigende, unbefiegte Herrscher Zentralamerikas. Sein Bundesgenosse ist das steile, vulkanische Gebirge, und wo er den Plānos mit ihrem Graswuchs Platz läßt, scheuchen auch diese den Menschen durch Sonnenglut, durch die jeden Verkehr abschneidenden Überflutungen der Regenzeiten zurück.

Wer in anderen Weltteilen in der Nähe der Zivilisation reist, muß auf viele Bequemlichkeiten Europas, wenn schon nicht überall, verzichten; wer hier reist, muß allem entraten können, was ihm zu Hause zur Nahrung und Nothdurft des Lebens unerläßlich erschien. Das ist nicht jedermanns Sache. Die meisten Reisenden betrachten daher in fieberhafter Eile nur einige besuchtere Punkte, um dann schleunigst den zentralamerikanischen

Staub oder Lehm von den Schuhen zu schütteln. Ich muß sagen, daß ich des öfteren, zumal als ich einmal auf einige Zeit in einem erbärmlichen Bretterhause im fieberschwangeren Sumpfe des San Juansuffes verweilen mußte, mich sehr geneigt gefühlt hätte, dasselbe zu tun, wenn mir nicht das Fortkönnen mangels eines Verkehrsmittels abgeschnitten gewesen wäre. Allein trotzdem würde ich noch Monate ausgehalten haben, nur wies mein Reiseprogramm mir andere Ziele zu. Soviel Fesselndes entschädigt doch für Gefahren und Entbehrung; freilich, kaum den Vergnügensreisenden.

Sind das ärmliche Länder, deren Boden alle Schätze der Welt zu bieten scheint! Wie reich gesegnet, wie luxuriös mutet der Osten dagegen an: Colombo, Singapore, Hongkong, Schanghai, Yokohama, Batavia usw., wie glänzend malt sich in der Erinnerung hier ihr Bild! Wenn du reisen willst, lieber Tourist, so führe deinen Smoking, deine Flanellanzüge, die Toiletten deiner Damen — nach Osten, aber nicht nach Westen, sie wären hier an den meisten Punkten außerordentlich deplaziert. Natürlich meine ich damit den Touristen, der sich im Lande umsehen möchte, nicht den der eleganten Gesellschaftsdampfer, der seinen Luxus an Bord ohnehin nicht verläßt.

Meine Eingangspforte Columbien war mir ja recht erheblich auf die Nerven gefallen; hinterher aber sah ich so manches, was mir fast wie eine Verteidigung Columbiens erschien. Ich erkannte nämlich, wie das viele Unsympathische hier nicht dem einzelnen Staat zur Last fällt, sondern dem ganzen spanisch-tropischen Weltteil eigen ist, mit den vorhandenen Mitteln nicht geändert werden kann und eine schwere Erbschaft für diejenige Kultur-

vormacht bedeutet, die berufen sein wird, einstmals einen Wandel zum Besseren herbeizuführen. Diese Aufgabe dürfte nach menschlicher Voraussicht der Nordamerikanischen Union zufallen. Sie wird, trotzdem sie das Land der unbegrenzten Möglichkeiten sein soll, eine sehr harte Nuß zu knacken haben, an der sie sich manchen Zahn ausbeißen kann und wird. Gelingt es ihr, den Kern herauszubekommen, wird sie allerdings an Machtfülle jeden anderen Staat der Erde überbieten. Dies ist der Traum der nordamerikanischen Chauvinisten, und wir sehen sie hier in allen Republiken an der Arbeit, ihn zu verwirklichen. Ja, das Endziel des Traumes ist ein noch kühneres! Wir wollen uns aber hier auf die Betrachtung realer Faktoren beschränken.

Wir dürfen nun nicht denken, daß die panamerikanischen Bestrebungen des Nordens von gestern auf heute entstanden sind. Schon lange vor den heutigen Journalisten der Gelben Presse und den Interessenten der Trusts hat die Eroberungsarbeit durch den Norden begonnen. Sie kam hier und da wie Fumarolen aus dem Boden zum Vorschein, verschwand wieder und schien gänzlich zu erlöschen; allein das unterirdische vulkanische Feuer brennt weiter. Wenn man außer von geographischen auch von historischen Rechten reden darf, so sind solche dem Nordamerikaner vor dem Europäer nur an einigen Punkten zuzuerkennen; selbst diese wurden häufiger durch Flibustiermittel, als durch Kulturarbeit erworben. Kuba weiß davon zu sagen, ebenso wie Costarica, Nicaragua, Mexiko usw. In der Kulturarbeit durch den begründetere Ansprüche erwerbenden Kaufmann ward die benachbarte Weltteilhälfte durch die erfolgreicherer, gebildeteren, zisatlantischen Kräfte weit aus dem Felde ge-

schlagen, ebenso durch die bodenbesiegenden des friedlichen Farmers. Nur die Leidenschaft des Goldsuchens lockte den Yankee in größeren Scharen an.

Heutzutage, seitdem der Norden erschwere Lebensbedingungen, weniger Abenteuerliches, unternehmende Ingenieure und einen organisierten Weltunterwerfungsdrang besitzt, ist dieses Bild in wesentlicher Wandlung zugunsten Europas begriffen. Wenn es ein England gäbe, das die Kraft einer europäischen Vormachtstellung zur See zugleich mit Billigkeit gegen Mitstrebende begriffen hätte, so würde der Westkontinent uns heute minder bedrohliche Züge und namentlich weiter verbreitete Kultur zeigen. Noch immer stehen die deutschen Firmen in Columbien, in Costarica, in Nicaragua usw. an der Spitze, noch immer pflegen die besten Landkulturen deutsche Arbeit zu sein, aber der Bau des deutschen Pioniertums hat einen Riß bekommen, der, wenn nicht außerordentliche Energie aus dem Heimatlande eingreift, über kurz oder lang zum Zusammenbruch führen dürfte.

Die Frage liegt nahe, warum gerade Deutsche im tropischen Amerika so wesentliche Erfolge errangen? Ich glaube, dies beruht wesentlich mit auf der Schwierigkeit der zu überwindenden Verhältnisse, auf deren Unsicherheit, auf der Langsamkeit und verhältnismäßigen Bescheidenheit des Nutzens. Zum persönlichen Mut, zur Arbeitskraft mußte sich besonders viel Geduld gesellen. Das war weniger etwas für die anderen Nationen, zumal nicht für den raschen Amerikaner des Nordens. Die Deutschen arbeiteten sich empor; allmählich ward es jeder anderen Konkurrenz schwer, ihnen standzuhalten, selbst die Engländer, denen doch viel günstigere politische, geographische und merkantile Bedingungen zur Seite standen,

wußten nur an wenigen Punkten die Spitze zu halten. Es kamen reiche Jahre, in denen namentlich im Kaffeebau und Kaffeehandel ungeheure Summen verdient wurden. Das Leben gestaltete sich luxuriös. Nicht nur Hanseaten beteiligten sich, wir fanden und finden jetzt noch Kaufleute und Farmer aus allen deutschen Gauen, darunter beträchtlich viele Süddeutsche. Der Import deutscher Ware blühte; viele Kaufleute zeigten in diesem Punkte reges Interesse für die industriellen Erzeugnisse ihrer engeren Heimat. Deutsche Reisende mehrten sich; geschickt suchte man dem Geschmack der Einheimischen Rechnung zu tragen. Aber nicht überall kam die Gewissenhaftigkeit, auf die wir doch sonst so stolz zu sein pflegen, zur Geltung. Über deutsche Häfen, besonders Hamburg, sind niederträchtige Erzeugnisse hinausgebracht worden, darunter schlechter Branntwein. Man erzählt auch von Sardinien, die lediglich aus zugeschnittenen Pappestückchen in entsprechender Sauce bestanden hätten, und dergleichen mehr. Englische Waren wurden wieder begehrter, die Franzosen behaupteten, wie immer, in gewissen Spezialitäten des feineren Geschmacks ihr Gebiet, und vor allem erschienen jetzt die Nordamerikaner auf dem Plan und eroberten geschickt und durch gute Lieferung ein Gebiet nach dem anderen. Ich will nicht von dem „Pabstbier“ reden, das ich für minderwertig erachte und das nicht in einem Atem mit unseren besseren Bieren genannt werden kann, aber von anderen Erzeugnissen, an der Spitze praktische Maschinen jeglicher Art. Dank der Arbeitsspezialisierung können die Nordamerikaner in nach wenigen Modellen gearbeiteten Artikeln oft billiger und schneller liefern. Die nicht selten besser arbeitende deutsche Industrie verwirrt gelegentlich durch zu weitgehende Viel-

seitigkeit; häufig sollen die deutschen Fabrikanten auch die Bedürfnisse des Bestellers besser kennen wollen als dieser selbst und hartnäckig ihren Standpunkt festhalten, während der Nordamerikaner sein Prinzip, wenn es sein muß, ohne weiteres preisgibt. Natürlich werden unsere Industriellen, die doch als Gesamtheit eine so gewaltige Leistungsfähigkeit entwickelt haben, immer mehr an den Verhältnissen lernen, allein ich fürchte, Maschinen, Eisenbahnmaterialien und dergleichen liefern wir in Zentralamerika bald gar nicht mehr, und doch wäre noch etwas zu machen, z. B. auf Kaffee-Beneficios, die anfangen zum elektrischen Betrieb überzugehen, wie überhaupt in elektrischen Einrichtungen aller Art. Diese Länder besitzen die reichsten Wasserkräfte, die allmählich überall zur Elektrizitätsbenutzung führen werden. Übrigens sind sie kohlenarm, und die Holzbeschaffung wird durch Transport-schwierigkeit verteuert.

Warum kommen die Nordamerikaner jetzt überall hinein? Etwa weil sie den kürzeren Weg haben? Nein! Der Seetransport von Europa ist nicht kostspieliger. Die Seetransportkosten verschwinden überhaupt fast ganz gegen die folgenden des Landtransports, die von beiden Teilen zu überwinden sind. Der Nordamerikaner ist einfach rühriger. Mit seinem häufig brutalen Wesen weit ungeeigneter für den spanischen Verkehr erscheinend, als der höflichere und sprachgewandtere Deutsche, versteht er es doch, mehr zu imponieren und mehr zu erreichen. Dabei stehen Leute zu Hause hinter ihm, die nicht jeden unmittelbaren Nutzen berechnen und Kredite an Unternehmungen wagen, auch wenn der Gewinn nicht so sicher wie $2 \times 2 = 4$ ist. Andererseits aber sind sie weit vorsichtiger gewesen als viele deutsche Firmen. Was Waren-

lieferung betrifft, so haben sie stets auf Barzahlung gehalten, während die Deutschen wieder kreditierten, wo es gar nicht am Platze war. Und dann soll man nur einmal hören, wie bitter noch immer über die Schwerefälleigkeiten des deutschen Bankwesens geklagt wird. Da gehen auch die Deutschen schließlich zu nordamerikanischen Geldinstituten und sind ihrer Schwierigkeiten ledig.

Neuerdings freilich, wo der Deutsche ebensowenig wie der Nordamerikaner kreditiert, kommt bei gleichen Frachtkosten die Lage der Staaten doch zur Geltung. Wieviel mehr für manche Gegenden nach Fertigstellung des Isthmuskanals!

Die größeren Minen befinden sich überwiegend in englischen oder nordamerikanischen Händen, desgleichen die wenigen Eisenbahnlinsen. Einen ganz besonderen Einfluß hat sich in Costarica, dem zivilisierten Staat des südlichen Zentralamerika, die nordamerikanische „United Fruit Company“ gesichert. Neuerdings auch in Guatemala. Diese Gesellschaft betreibt die Bananenkultur und den Bananenexport in großartigem Maßstabe. Sie macht Hafenanlagen, baut Bahnen und errichtet Dampfschifflinien, sie besitzt ein Heer von Beamten und Arbeitern und enorme Landkonzessionen. Zweifellos ist sie der Regierung Costaricas durch ihre wachsende Machtfülle politisch höchst unbequem, und diese hat jetzt eine Scheu vor der Zulassung großer Gesellschaften, während sie die Einwanderung des kleinen Kapitals, vor allem auch deutscher Farmer sehr gern sähe. Es ist auch keine Frage, daß gerade Costarica mit seinem reichgesegneten, verhältnismäßig noch immer schwach bewohnten Hochlande dem deutschen Ackerbauer alles bieten könnte, was ihm zur erspriesslichen Existenz nötig wäre. Die geordneten

Verhältnisse, die recht sympathische Bevölkerung würden zudem die deutsche Einwanderung wohl anraten lassen. Es fragt sich nur, ob man mit der eventuellen Zulassung eines größeren deutschen Zuwandererstromes (abgesehen von politischen Mißverständnissen) nicht lediglich die Geschäfte der Nordamerikaner besorgen würde. Wie schon gesagt, sehen sich die deutschen Firmen mehr und mehr genötigt, nordamerikanische Waren zu beziehen; damit hören sie auf, für uns von größerem Nutzen zu sein. Sie werden direkt Teilhaber der nordamerikanischen Konkurrenz. Nach wenigen Jahren, nämlich wenn der Neubeginn des Kanalbaues zwischen Colón und Panamá die erhoffte Belebung des zentralamerikanischen Importes — Kleider, Lebensmittel usw. für ein ganzes Arbeiterheer — mit sich bringt, werden vielleicht nur noch nordamerikanische oder nordamerikanisierte Firmen blühen. Das will eine wenig tröstliche Aussicht bedeuten, und wir müßten ganz anders geartet sein, als wir es sind, um hierin noch einen Umschwung fertig zu bringen.

Ich sprach schon von den guten Jahren Zentralamerikas. Durch die törichten Revolutionen — die Folgen der neidischen Habgucht der führenden Familien — durch verkehrte Finanzmaßnahmen und verschwendete Gelder gerieten gesunde Verhältnisse immer wieder ins Schwanken. Der große Sturz des Preises, der auf dem Kaffeemarkte vor einigen Jahren erfolgte, ruinierte dann Ausländer wie Einheimische. Das Kaffeeland stand übermäßig im Preise, und der Wert des Geldes sowie der Erzeugnisse fiel plötzlich tiefer und tiefer. Ein Konkurs folgte dem anderen. Leute, die früher wohlhabend und ehrlich waren, bezahlten ihre Schulden nicht mehr, und nun traten jene schon erwähnten Folgen des unbedachten

Kreditierens ein. Ungeachtet der Preishebung, die inzwischen wieder im Kaffeegeschäft eingetreten war, machten sich die Nachwehen dieser Katastrophe noch jetzt geltend und tun dies wohl heute noch. Wir erkennen sie an der Armlichkeit der Lebenshaltung der Europäer, von den Einheimischen ganz zu schweigen, die vielfach geradezu Erstaunen erweckt. Die Ausstände der Importgeschäfte im Innern wuchsen und wuchsen, da diese nie einig genug gewesen waren, um Barzahlung zu erzwingen, und der heimische Kredit, der sich gegen deutsche Anfänger leider immer sehr viel spröder gezeigt hatte, als gegen die unsichersten Skantonisten unter den spanischen Kreolen, ward noch schwieriger. Es gab zur Zeit meines Besuches große Importgeschäfte, die fast ohne jeglichen Nutzen arbeiteten. Selbstverständlich sind nicht alle Klagen berechtigt, denn sonst würden die Europäer schließlich doch mit ihrem Kapitalreste auswandern. Sie hoffen natürlich auf Besserung; aber, wie gesagt, diese Besserung wird voraussichtlich überwiegend der nordamerikanischen Konkurrenz zu teil werden.

Wenn man die herrlichen Landschaften Costaricas sieht, schüttelt man bedauernd den Kopf bei dem Gedanken, daß auch dies alles einst unschwer hätte deutsch werden können. Dasselbe gilt hier, wie für Columbien, Columbien mit der künftigen Weltverkehrsstraße!! Wie ich schon erwähnte, gab es eine Zeit, in der Columbien, um aus der Misere seiner Revolutionskriege herauszugelangen, gern unter deutsches Protektorat gekommen wäre, das ganze, an sich prächtige Land, das an kulturfähigem Boden die Größe des Deutschen Reiches übertrifft. Noch heute, ward mir von gut unterrichteter Seite versichert, sind in Columbien und auch anderswo

in Zentralamerika, das man zu unrecht ohne Ausnahme als ein Konglomerat von „Raubstaaten“ hinstellt, bei aller inneren Abneigung gegen jegliches Fremde mehr Sympathien für Deutschland als für die Vereinigten Staaten vorhanden. Aber selbst die Deutschen im Lande — wirklich patriotisch deutsch fühlende, obgleich ihr Deutschtum nicht energisch genug verteidigende, eingeschlossen — werden unter den gegenwärtigen Umständen Bruder Jonathan dankbar sein, wenn er gesündere Zustände anbahnt. Und Bruder Jonathan kommt; darüber sind sich die spanischen wie deutschen Zentralamerikaner aller dieser Staaten bereits vollkommen klar; das nach Deutschland gravitierende Deutschtum zeigt die Symptome des Dahinschwindens!

Ich sprach zwar von den Urwaldmassen Zentralamerikas, doch gibt es auch Gebiete, in denen nicht nur die bewohnbaren Hochflächen vom Walde annähernd befreit, ja, zum Schaden des Landes streckenweise zu sehr gelichtet sind. In Nicaragua spielt der Wald, zumal nach der atlantischen Seite hin, noch eine herrschende Rolle; desgleichen in Honduras, worüber ich aber nicht aus eigener Anschauung berichten kann. In Guatemala dagegen wird es so manchen, seit Jahren ansässigen Europäer geben, der Urwälder überhaupt nicht gesehen hat und dem das Land, in dem er lebt, nicht stärker bewaldet erscheint, als das kultivierte Europa.

Allerdings besitzt auch der Norden wie der Osten Guatemalas noch seine ungeheuren Wälder, aber sie liegen gewissermaßen aus dem Wege und wirken daher weniger bestimmend auf den Reisenden. Dieser empfängt in der Regel den Eindruck, in Guatemala mehr als anderswo in einem „offenen Lande“ sich zu befinden.

Alle diese Länder pflegen von uns im Dämmer geographischer Unterrichts-Reminiszenzen so ziemlich in einen Topf geworfen zu werden. Ja, ich hege die legerische Ansicht, daß sogar so mancher Diplomat und Konsulatsvertreter, der hinausgeschickt wurde, deutsche Interessen zu wahren, von den wesentlichen Unterschieden der Republiken, in denen zu wirken er berufen ward, zunächst keine blasse Ahnung besaß. Wer die Länder längst kannte und bearbeitete, das waren deutsche Kaufleute und Pflanzer. In Hamburg besonders kannte man sie. Zwar in der Regel beschränkten sich die Erfahrungen auf das einzelne Land, oft nur auf Teile davon; die kombinierten Kenntnisse ergaben dafür ziemlich zutreffende Anschauungen. Manches gute Buch ist auch über diese Staaten geschrieben und leider in Vergessenheit geraten oder vom größeren Publikum nicht beachtet worden; ich nenne hier unter den neueren besonders die Schriften von Professor Dr. Carl Sapper. Als gründlicher Kenner schreibt er zuverlässig und anziehend. Nur mit seiner objektiven Politik vermag ich keine Freundschaft zu schließen. Wenn er Deutschland z. B. gewissermaßen als wenig interessiert am Isthmusburchstich und der mit diesem verbundenen Politik anderer Nationen hinstellt, indem er sagt: „Wir Deutsche können uns die Entwicklung der ganzen Angelegenheit (er meint den damals noch nicht geregelten englisch-amerikanischen Interessenkampf) mit aller Ruhe ansehen, da wir an einer Entscheidung, sie möge nun fallen, wie sie wolle, kein größeres, unmittelbares Interesse haben,“ so kann ich dem nur aufs lebhafteste widersprechen. Es war einer der größten Fehler, den die nichtenglische europäische Politik je begangen, bei dem nordamerikanischen Vorgehen gegen Columbien stumm beiseite ge-

standen zu haben. Freilich nur eine Konsequenz der Haltung Europas im spanisch-nordamerikanischen Kriege, der den politischen Schwerpunkt der Welt zuerst über den Ozean wandern ließ.

Je weiter ich in Zentralamerika vorgebrungen bin, desto stärker ward auf mich der Eindruck deutscher Arbeit, früherer Arbeit, politisch verzettelter Arbeit! Welches unerschütterliche Fundament hätten wir besitzen können, wenn dieser verstreute, teilweise unter sich uneinige Einfluß rechtzeitig und einheitlich organisiert worden wäre! Wenn wir eine starke deutsche Seemacht Jahrzehnte früher geschaffen haben würden! Wäre uns der „Weltmachtkegel“ doch eher gekommen!

Die Schuld dieser nicht mehr gut zu machenden Unterlassungssünde am Vaterlande lag ja viel mit an den sattsam bekannten Zersplitterungsverhältnissen der eigenen Heimat; sie lag aber auch mit an Kurzsichtigkeit und blinder Interessenwahrung der drüben beteiligten Menschen. Daheim blieb den regierenden Organen die Erkenntnis des Wichtigen verschlossen, und draußen dachte man über die günstige Bilanz der eigenen Geschäftsbücher nicht weit hinaus.

Man gehe einmal durch die Ladenstraßen der Hauptstadt Guatemala und man wird erstaunt sein, so viele deutsche Geschäftsnamen zu finden und so häufig im Vorüberschreiten deutsche Laute zu hören. Man suche die ansehnlichsten Export- und Importfirmen auf, und man wird sehen, mit wenigen Ausnahmen sind sie deutsch. Und gar erst, wenn man hinausgeht in das Land, in klimatisch angenehme Gegenden, in denen das weitaus wichtigste Landesprodukt, der Kaffee, wächst, so findet man fast sämtliche Pflanzungen von Bedeutung

in deutschen Händen, von deutschen Beamten verwaltet. Diese oder jene freilich ward später unfreiwillig an Stelle nicht einzutreibender Ausstände übernommen.

Und doch dieser ungeheure Zug des Pessimismus im deutschen Elemente in Guatemala ebensosehr, wie im übrigen Zentralamerika, sogar vielleicht noch ausgeprägter!

Die guten Landsleute schieben natürlich überwiegend alle Schuld auf die Verhältnisse. Sie übersehen, daß sie einst die Verhältnisse in der Hand hielten, daß sie das Eingreifen des Mutterlandes mit höchster Wahrscheinlichkeit hätten erzwingen können. Aber so viele aufrichtige Patrioten es da draußen gab und gibt, sich zusammenschließender, tatkräftiger Patriotismus ist ein rareres Gewächs als die seltenste Orchidee!

Es hat ja auch daheim wohl eine Anschauung bestanden, die den Mut lähmen mußte, die Anschauung: Wer hat's dem Menschen denn geheißsen, ins Ausland zu gehen? Erst will er nichts von uns wissen, und wenn's ihm an den Kragen geht, schreit er, und wir sollen uns seinethalben die Finger verbrennen!

Ich hoffe, diesen beschränkten Standpunkt, da er nicht mehr maßgebend erscheint, bald gänzlich verschwinden zu sehen. Mit Freuden habe ich von verschiedenen Landsleuten drüben anerkennen hören, daß ihnen heutzutage nicht annähernd mehr so viele Schwierigkeiten zur etwaigen Wiedererlangung deutscher Staatsangehörigkeit in den Weg gelegt werden, als es wohl früher der Fall gewesen.

Manche Deutsche, selbst wenn Carl zu Carlos und Wilhelm zu Gulliermo ward, hatten im Laufe der Jahre den deutschen Allgemeininteressen in großartiger Weise

vorgearbeitet. Allein, als die Frucht reifte, verstanden sie es nicht, sie zu pflücken, und daheim erkannte man die Reife nicht. Mittlerweile ist nun Wurmfisch und Hagelschlag gekommen, und ein kluger Gärtner, der's „abwarten“ kann, macht sich mit geringerem Besitztitel daran, die künftigen, wieder reich werdenden Ernten für sich allein einzuheimfen.

Michel, wenn du einmal wieder sehen willst, wie kurzichtig du gewesen, so bereise Guatemala und Zentralamerika überhaupt und nachher stecke dein verblüfftes Gesicht wieder in die Zipfelmütze! — Der politisch zielbewußte, nationalfeurige Geist des Nordamerikanertums, dem Zentralamerika über das Salzwasser nicht viel erreichbarer war als uns, hat somit zweifellos allseitig dem Deutschen hüben wie drüben von jeher gefehlt. Diese Tatsache muß die Tadler unserer heutigen nachgiebigen und höchst verbindlichen Politik in ganz Amerika, zu denen ich mich offen bekenne, doch vorsichtig machen. Wer recht hat, ist zurzeit schlechterdings noch nicht zu entscheiden; erst die kommenden Ereignisse werden zeigen, an welcher Stelle die bessere Einsicht herrschte.

Die Frage liegt nahe, warum England mit seiner starken Flotte, gestützt auf seinen westindischen Besitz, nicht tat, was wir hätten tun sollen? Ja, England hat es versucht und auch Honduras zum Teil erworben. Allein, den Osten für wichtiger haltend, hat es den Westen weniger bearbeitet, und dann ward es zu spät für England, ähnlich wie für uns. Den Briten beherrschte ferner nicht nur die Erinnerung an den Unabhängigkeitskrieg Nordamerikas, sondern weit mehr die Furcht, die lange Landgrenze in Kanada schützen zu müssen und dieses Reich zu verlieren. Und schließlich hatte deutsche Arbeit sich mehr Rechte



auf zentralamerikanischem Festlandboden erworben als britische.

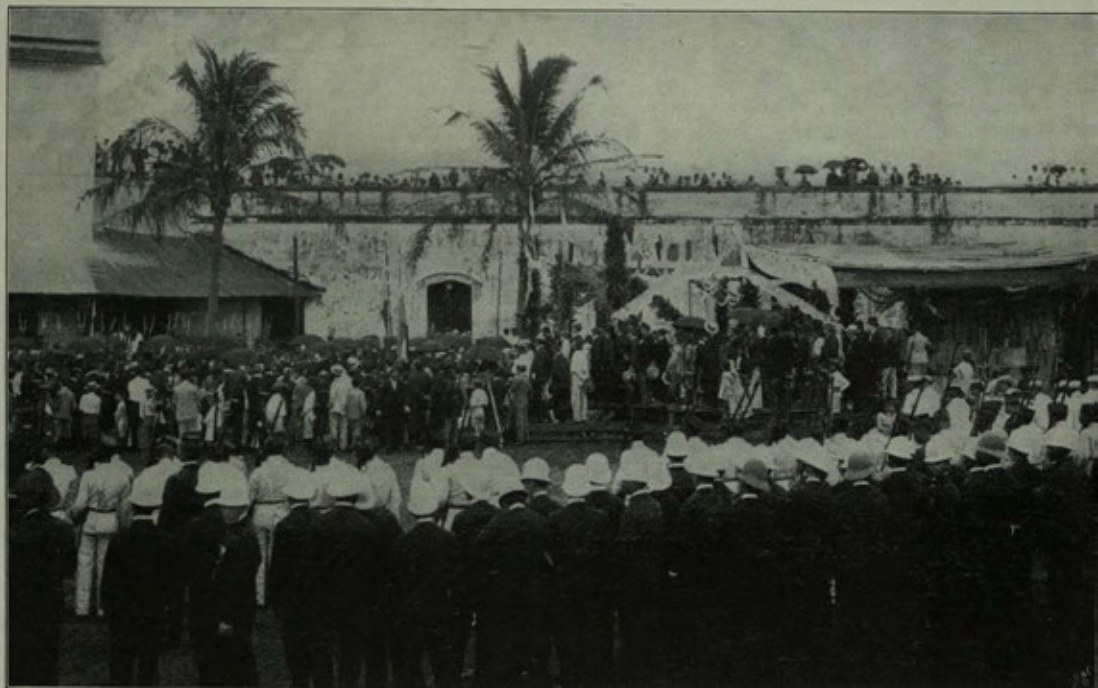
* * *

Als die isthmische Provinz Panamá sich von Columbien trennte, um sich in die weit geöffneten Arme Nordamerikas zu werfen, standen Frankreich und England stumm abseits. Über Englands rätselhafte Haltung, die auf die Rechte bisher mühsam zustande gebrachter Verträge verzichtete, wird die Zukunft wohl einmal Licht bringen. Dank ihr waren ja auch Deutschland die Hände gebunden, wenn anders diese Zurückhaltung nicht überhaupt ein Glied in der Rosenkette — fast möchte man sagen Rooseveltkette — unserer jungen Freundschaft mit der großen Union bildete.

Auch heute noch dürfte es von Interesse sein, über die Vorgänge des letzten Revolutionsdatums auf dem Isthmus einiges zu erfahren, zumal manches im Umwege über New York in entstellter Weise nach Europa berichtet ward, der ganze Vorgang aber einer war, dessen enorm weittragende Bedeutung für Europa und in Europa ganz ungemein unterschätzt wurde. Aus diesem Grunde lohnt es sich auch, sich mit den handelnden Personen des neuen exotischen Staatswesens, deren Tun und Treiben uns sonst ja allerdings recht fern liegt, zu beschäftigen.

Wer die Fäden zwischen Washington und Panamá zu erst gesponnen hat, das mag dahingestellt bleiben. Mir persönlich erscheint es nicht zweifelhaft, daß es sich um einen längst vorbereiteten Schlag der imperialen Politik Roosevelts handelte.

Daß die Nordamerikaner Dezennien vor den Franzosen sich immer wieder mit Durchstichsprojekten beschäftigt



Die Einsegnung der neuen Flagge nach der Unabhängigkeitserklärung in Panamá.

haben, ist eine natürliche Konsequenz der geographischen Bedingungen. Ich erinnere nur an das Atrato-Projekt Alexander v. Humboldts zwischen dem Golf von Darien und der Pacificküste Cauca's, das seinerzeit gerade in den Staaten lebhaftes Interesse fand. Diese Umstände scheinen ihnen auch ein gewisses historisches Recht zu verleihen, das außer den starken materiellen Beweggründen vorhanden wäre. Die Weise, wie schließlich vorgegangen ist, dürfte indessen zu der Rechtsfrage doch für alle Zeit bedenkliche Seiten haben.

Am Tage des 3. November 1903 waren nordamerikanische Kräfte — ich glaube, mit Ausnahme eines unbedeutenden Fahrzeuges — nicht zugegen. Die Helden dieses Tages sind jedoch keine desparate Leute gewesen, die handeln, selbst wenn sie sich nicht auf trefflich vorbereitetem Boden wissen. Der Abfall war geschehen; auf Befehl von Bogotá aus hatte sich eine Kriegsmacht von vierhundert Mann aus Cartagena nach dem Isthmus unter Führung einiger Generale begeben, die für die Verhältnisse vollkommen zum Unterdrücken des Putsch's ausreichten. Auf der Pacificseite waren ebenfalls zwei der kleinen columbianischen Kriegsfahrzeuge erschienen. In Panamá, dem Sitz der provisorischen Regierung, zeigte man sich völlig geneigt, vor dieser Macht die Waffen zu strecken, als ein Mann, der mit zu den Leitern der Bewegung gehörte, der siebenzigjährige Dr. Manuel Amador Guerrero, ein aus Cartagena gebürtiger Mediziner, energisch Einsprache erhob. Die Sache hing nur an einem Faden, aber Dr. Amador brachte sie durch. Es waren acht Männer, die gewissermaßen das Befreiungskomitee bildeten, und zwar: Nicanor A. de Obarrío, der spätere Kriegsminister, Manuel Espinoza, Carlos Constantio

Arosmena (dann Sekretär der Legation in Washington), Tomás Arias, Ricardo Arias, José Agustín Arango, Dr. Amador und Federico Boyd. Von diesen bildeten Tomás Arias, Arango und Boyd die executiva Junta. Boyd war in Washington gewesen.

Dr. Amador setzte sich mit dem blutjungen General Esteban Huertas in Verbindung. Huertas, ein halbblütiger Jüngling, hatte sich in früheren Revolutionskämpfen ausgezeichnet, wobei er die rechte Hand verloren hat. Man lud die Generale — von ausgebildeten Offizieren in unserem Sinne ist hier natürlich nicht die Rede — zunächst ein, ohne ihre vierhundert Mann zu einer Konferenz nach Panamá zu kommen. Und — es wird behauptet, es sei lediglich aus Dummheit geschehen, andere glauben an nordamerikanische Bestechung — die Herren machten wirklich die hübsche dreistündige Bahnfahrt über den Isthmus, vermutlich im Salonwagen der nordamerikanischen Eisenbahngesellschaft. Sie wurden in Panamá herzlich empfangen, in eine Kaserne geführt und dann vor versammeltem Kriegsvolk, mit vorgehaltenem Revolver, von Huertas gefangen genommen. Damit war die ganze Geschichte zu allgemeiner Zufriedenheit erledigt. Der minder avancierte Befehlshaber in Colón kehrte mit seinem Kriegsschiff und seinen vierhundert Mann ohne die Generale nach Cartagena zurück; vor Panamá warf das eine der Kriegsfahrzeuge ein paar Granaten in die Stadt, wodurch es zwei Chinesen umbrachte, und wendete dann, treu der Regierung in Bogotá, seinen Kiel nach Buenaventura. Der Führer des zweiten Schiffes, Ruben Barón, folgte ihm nicht, hinderte ihn aber auch nicht an der Abfahrt, obwohl er als der stärkere Teil dies gekonnt haben würde, sondern schloß sich mit seinem Fahrzeuge

dem neuen Panamástaat an. Dies Fahrzeug hatte bereits eine Reihe von Namen hinter sich; zuletzt hieß es nach einem berühmten Tage „der 21. November“, und nun ward es „der 3. November“ getauft.

Als ich am 29. Januar 1904 auf dem Isthmus anlangte, fand ich ihn ziemlich stark von nordamerikanischen Streitkräften besetzt; teils vielleicht gegen inneren Widerstand, teils gegen Columbien, obgleich dieses im Ernste kaum daran dachte, noch kämpfen zu wollen. Die pathetischen Protestreden des übrigen spanischen Amerikas bildeten ebensowenig eine Gefahr. Vielleicht dachte man, daß von Europa, wenn auch nicht von seiten Englands, doch noch ein Protest kommen könnte.

Genug also, der Aufrollungsprozeß Zentralamerikas von Süd nach Nord hatte begonnen, und über Südamerika war die LassoSchlinge geschleudert; die Konsequenz der ungestörten Fußfassung in Westindien war vollzogen.

Ich kehre zur Reiseschilderung und der Rede von Colón zurück. — Voll Spannung schaute ich auf die wunderschöne, im Innern von Bergen umrahmte tropische Küstenlandschaft. Es schien mir nach Fieber zu riechen. Aber in der Idee machte sich zudem etwas Gewaltiges geltend, etwas Historisches, der geistige Ausblick auf einen der bedeutendsten Brennpunkte unter den sich kreuzenden Ameisen-Heerstraßen des Erdballs. Wohl erblickte ich auch wieder das dominierende Schwarz-Weiß-Rot, allein über drohenden Schiffsbatterien wehte einzig das Banner einer Nation, die den Willen zur Größe in die Tat umzusetzen versteht.

Diese Batterien sind nicht so schrecklich, wie es der „New York Herald“ damals verkündete; sie pflanzen sich

indessen vor der ganzen Welt so auf, als ob das Jingo-
blatt recht hätte, und erreichen damit vollkommen den
gewollten Zweck.

Bergeblich sah ich mich auch nach dem sonst überall
Wache haltenden Union-Jack um. Er begnügt sich mit
Beherrschung der Straße zwischen den alten Welten. Es
lagen fünf nordamerikanische Kriegsfahrzeuge vor Pa-
namá und einige vor Colón. 1300 Mann des Marine-
korps (Marineinfanterie) kampierten längs der Bahn-
linie und machten gelegentliche Streifzüge ins Irnere.
Meist waren es vortrefflich aussehende, kräftige, gut aus-
gerüstete Soldaten.

Das Volk erschien offenbar froh, die ewigen Revo-
lutionskämpfe beendet und eine, wie es hoffte, glück-
lichere Zeit anbrechen zu sehen. Die Panamiten berieten
augenblicklich noch ihre künftige Konstitution durch, und
der nordamerikanische Kongreß hat dann den Panamá-
vertrag genehmigt. Niemand störte diese Idyllen. Von
dem derzeitigen, aus Konservativen und Liberalen unierten
Kabinettt führte das leitende Haupt, Dr. Amador, die
Finanzen, Francisco B. de la Espriella das Außere.
Dieser ward als ein ebenso fähiger, wie ehrlicher Mann
besonders gerühmt. Generalissimus der Armee war also
Huertas. Unter den Soldaten bemerkte man nicht so
viele kleine Jungen wie in Columbien; die Uniformierung
französischen Schnittes erschien besser. Zu erwähnen wäre
noch der Bischof Junguito von Panamá, ein kluger Jesuit.
Man sagte, er habe vor der Entscheidung heimlich mit
Bogotá korrespondiert und sollte außer Landes geschickt
werden. Er wurde später im Amt belassen. Ferner
behauptete ein Gerücht, Huertas seien zur Belohnung für
seine Tat 10 000 Dollars Gold geboten worden, er hätte

sie jedoch abgelehnt. Wer als Anbieter bezeichnet ward, das bedarf wohl keiner Erwähnung. —

Die Arbeit am Pier ging in Colón in einem ganz anderen Tempo vor sich, wie in den **eigentlich** columbianischen Häfen. **Hier bestanden** die Arbeiter nicht zum **dritten** Teil aus Knaben. Aus Vergnügen schaffen diese Leute natürlich ebenfalls nicht, so wenig wie die in üblicher Weise für die Dauer der Westindien-Rundfahrt an Bord genommenen St. Thomas-Neger; es kommt sehr viel auf die Tüchtigkeit des „Managers“ an, und man mußte zugestehen, der Vertreter der Amerika-Linie in Colón, Herr Pollack, war auf dem Posten wie ein kleiner Ballin. Aber auch die mitwirkenden Betriebsbeamten und die Tätigkeit unserer eigenen Offiziere haben mir bei der Ladearbeit imponiert. Jeder auf den Karren vorbeisaukende Kaffeesack wird nach Art, Herkunft und Bestimmung von einer Reihe dieser Herren notiert, eine Arbeit im Fluge, welche die größte Aufmerksamkeit und Gewandtheit erfordert. Auch abends wurde bis spät in die Nacht bei elektrischem Licht geschafft. Der Kaffee von den Fincas (Plantagen) der Westküste, zumal die ersten wie die besten Ernten, gehen meist auf der Bahn über den Isthmus; ein anderer Teil der für Europa bestimmten Ernte wird, ohne Umladung, seitens der Hamburger Kosmos-Linie durch die Magelhaensstraße überführt.

Colón ist ein richtiger Tropenort, insular unter Palmen, teilweise mitten im grünenden Sumpf gelegen. Es ist eine vor Jahren geschaffene nordamerikanische Gründung und hieß als solche Aspinwall. Auch dies dürfen wir billigerweise nicht vergessen, wenn wir die nordamerikanischen Rechte abwägen. Aspinwall, ein aus

New York stammender Kaufmann, ergriff als erster die Initiative zum Bau der Panamabahn.

Auf Pfählen oder Steinklösen ragen die Häuser und Hütten Colóns direkt aus dem wasserblinkenden Rot, in dem, neben allerlei Schmutz, Schwertlilien und andere Sumpflilien wachsen, und die Schweine und Kinder sich tummeln. Der mittlere Teil, bei den Hasen- und Bahnhofsgebäuden, hat etwas Städtisches, nach Art einer südlichen nordamerikanischen Stadt: Ein- bis mehrstöckige Holzhäuser mit Galerien und Kaufgewölben; darin Neger-, Chinesen- und Fremdentreiben, Staub, trocknende Wäsche, faule Familienidyllen und Schmutz, sehr viel Schmutz! Durch Staub oder Wasserlachen fahren die Neger-Droschkenkutscher umher und fahnden auf Beute. Elektrische Kabel und Drähte an rauen Pfählen, nach nordamerikanischer Art. Auf alles brennt das Tagesgestirn herab. Zeitweilig aber weht der kühle Odem des Atlantic; das Palmengefieder wiegt sich, kräftig donnern die weißen Brecher über den Strand.

Häufig zu kräftig; zumal wenn die Saison der gefürchteten „Norder“ eingetreten ist. Da bietet der verkehrsreiche Ort den Schiffen nur schlechte Unterkunft; zeitweilig müssen sie Pier und Ankerplatz rechtzeitig verlassen. Durch so manches Braak ist dieser Strand schon gesegnet worden! Die Reste eines großen Schiffes sitzen noch jetzt mitten im Grünen. Hier haben die Nordamerikaner sicherlich kostspieligen Wandel zu schaffen, vielleicht in der heute zu flachen Bucht, in die westlich der Kanal mündet. Der Verkehr auf Booten wird insofern leicht höchst beschwerlich, sogar gefährlich. Außer dem von der deutschen Amerika-Linie benutzten Pier bestehen noch solche für die amerikanische und englische

Postlinie. Die großen Fahrzeuge können hier direkt herangehen. Alle Pierplätze waren stets besetzt; immer warteten neue Dampfer, bis ihnen Platz gemacht werden konnte. Noch binnenwärts von uns legte sich einer der nordamerikanischen Kreuzer ans Bollwerk. Nebenbei bemerkt ankerte u. a. die aus dem Philippinenkrieg bekannte „Olympia“ auf der Reede. Als ich mir den ebenso merkwürdig wie häßlich gebauten Kreuzer am Pier von außen betrachtete, kam einer der Posten auf mich zu. Ich dachte, er wolle mich verjagen; er aber fragte mich ganz gemüthlich auf deutsch: „Nun, gefällt Ihnen unser Schiff?“ Aha, wieder einmal ein Landsmann, von denen so viele auf der Unionsflotte dienen!

Colón wird von zwei angenehmeren Theilen flankiert. Der eine am östlichen Strande, das englisch-nordamerikanische Viertel mit niedlichen Häuschen und Gärtchen, wo an der Ozeanseite die sauberen, großen Holzhäuser — Sitze von Agenturen und Konsuln — sich auf Steinpfeilern recht aus dem Salzwasser erheben. Holzbrücken führen zum Lande. Eine tüchtige Flutwelle könnte diesen Bauten vermutlich den Garaus machen. Inzwischen lebt man auf ihren Galerien wohl erfreulich gekühlt. Hier liegen auch die geschlossenen Spitäler der französischen Kanalgesellschaft, und landwärts, hinter ordentlich gehaltenen Gartenanlagen, aus denen das Denkmal William Aspinwalls emporragt, schaut u. a. der Flügelbau des nordamerikanischen Hotels nach der See zu. Weiter hinaus, wo eine Mangrovenbucht sich weitet, wird die Sache wieder übel: Kegerhütten, rostendes Bahnmateriale, überwuchertes, riechender Sumpf und Balgerei von Nasgeiern, Schweinen, Katzen, Hunden und Hühnern um Abfall und Kadaver, und nicht zu vergessen: Fliegen

und Moskito! Ich behalte die bei uns übliche Bezeichnung Moskito hier und später bei. In Spanisch-Amerika nennt man die Stechmücken Zankudos.

Das unter Palmwedeln, ebenso flach, auf grünem Rasen träumende französische Strandviertel Colóns liegt westlich, noch anmutiger. Außer einigen bewohnten Häusern bemerken wir die geschmackvollen hölzernen „Palais“ der beiden Lesseps. Sie sollen noch reliquienhaft möbliert sein. Die Läden sind geschlossen — sic transit gloria mundi! — Hier auf dem Vorsprungsrondel der mit Betonblöcken befestigten Landzunge, von dem man rechts auf die See hinaus, links über die geräumige Kanalbucht blickt, erhebt sich das bekannte, wirkungsvolle Denkmal, auf dem die vorspähende Indianergestalt überwältigt auf Europens blendendes Zauberwerk schaut. Es ist leider anders gekommen! Wohl aber wird dermaleinst Amerika bewundernd begrüßen, was Nordamerika bescherte. Dahinter der prachtvolle Rahmen der grünen Wälder und blauen Bergzüge, und binnenwärts — wenigstens heute noch — eine erschütternde Fülle stummer, rostiger Zeugen von dem Zusammenbruch unzulänglichen menschlichen Willens. Und wohl auch die Gräber von Tausenden, welche nutzlos längst unter dem grünen Gewucher verschwunden sind. Man stelle sich den nun auch längst dahingegangenen, greisen Lesseps vor, wie er von dieser Palmenstätte, nach ruhmreicher Vergangenheit, über den Riesenkirchhof seines Lebens blicken mußte!

Gräber wird es ja wieder geben. Tausende wieder. Allein diesmal verbürgt der harte, nüchterne Charakter einer neuen Rasse den Sieg über Illusion, Wankelmuth und Wildnis.

Ich habe mir jenes Debacle näher angeschaut; man braucht sich dazu nicht weit von Colón zu entfernen.

Breit und einladend liegt der erste Teil des Kanals wie ein ansehnlicher, schiffbarer Fluß vor uns. Auf kleinen Fahrzeugen kann man ihn meilenweit befahren. Die flachen Ufer sind grün; aber sie sind meist nicht zugänglich; die üppige Vegetation von Busch, Baum und Sumpfgewächs und Urwald drängt den Menschen ab. Nur Vögel, Insekten und Amphibien können hier hausen.

Mitten im Gestrüpp sind wir gelandet. Bracks im Wasser, verrostete Schleppdampfer nebeneinander, an den Rändern zerfallener Hafenbecken oder wie träge Ungeheuer in Reihen auf dem Trocknen. Dann weit — weithin im Gestrüpp, zwischen Busch und Baum halb vergraben, Tausende von Schienen, Hunderte oder Duzende von Kesseln, Lokomobilen, Lokomotiven, Kränen und verfaulten Gummischläuchen. Unter herabhängendem Gezweige modern Schuppen und Schmieden. Das dichte Gestrüpp geht uns bis ans Knie; wir waten darin, indem wir die schmalen Pfade verlieren. Mir ahnt, daß es hier von Giftschlangen wimmele, und ich habe unvorsichtigerweise meine niedrigen, weißen Schuhe anbehalten. Doch ich will nicht zurückbleiben, und so waten wir bei sengender Glut weiter, indem wir uns trotz der Kürze der Entfernung zeitweilig verirren und hin- und herjuchen müssen.

Wir rasten in der Hütte eines Aufsehers, der in diesem seltsamen Gebiete wohnt. Alles und jedes an ihr besteht aus den zusammengesuchten Trümmern des fluchbeladenen Werkes. Alles ist angefressenes Blech und Eisen: Haus, Dach, Gartenzaun, Herd und Bank. Etwas verfallene Holzbekleidung, Betten mit Moskitoneß, Gar-

dinen, bunte Bilderchen lassen die Behausung der Negerfamilie wohnlich erscheinen; das Gärtchen bietet Schatten, Früchte und Gemüse. Die Leutchen sind glücklich und nach ihrer Art offenbar ganz tätig und brav. Der alte Neger und sein Junge bringen uns wieder auf den richtigen Pfad. Plötzlich reißt der Alte mich am Arm zurück. Eine große Schlange ist hart vor meinem Fuß im Gestrüpp verschwunden. Der Neger sagt, ihr Biß sei tödlich. Dabei gehen diese Leute stets barfuß, werden aber höchst selten gebissen; sicheren Schutz gewährt ihnen ihr geübtes Auge.

An einem schönen Morgen fuhr ich mit der Bahn nach Panamá. Ihre Aktien waren just in der Höhe von 70 % in die Hände der Unionsregierung übergegangen. Colón steckte voll nordamerikanischer Soldaten; auch heute fuhren Offiziere und Soldaten mit. Bewaffnete Lager fand man längs der ganzen Strecke verteilt. Es waren viele Freiwillige dabei, viele, die den Busch- und Tropenkrieg kannten, vielleicht manche, die ich schon zur Zeit des Philippinenkrieges bei Manila gesehen. Man muß diese schlanken, sehnigen Gestalten bewundern, sich für die meist scharf geschnittenen, energischen Züge interessieren. Praktisch und kleidsam ist die Ausrüstung, gewöhnlich Khaki; selbst die Blauhemden mit den grauen Filzhüten — an denen ich in Manila öfter die hindurchgesteckte Zahnbürste bemerkte — behalten ihr militärisches Gepräge. Ich muß sagen, es gibt eine Menge unangenehmer Nordamerikaner: rohe, un- und eingebilddete, fleghafte Gesellen. Andererseits gibt es aber unter ihnen auch eine erkleckliche Zahl ausnehmend offener, kameradschaftlicher, natürlicher Menschen. Ja, weit mehr natürliche Menschen, als bei uns. Ich habe solche Leute auch hier wieder beobachtet und mich auf dieser Fahrt mit

einem Offiziersaspiranten aus Ohio befreundet, der, obwohl schon in den Zwanzigern, noch das frische Kinder- gesicht eines unverdorbenen Knaben besaß. Er erzählte mir, seine in Südamerika wohnenden Eltern wüßten es noch gar nicht, daß er Soldat geworden sei. Bis jetzt wäre der Gesundheitszustand der Truppen gut; nur bei den Streifzügen und beim Kampieren im Busch kämen leichte Fieberfälle vor.

Die Bahn ist auch nordamerikanisch und teuer; früher soll die Fahrt mit ihr noch viel teurer gewesen sein. Retourbillets gibt es nicht. Ich kann jedem, der nach Colón kommt, nur dringend raten, die Fahrt nach Panamá nicht zu unterlassen. Nicht nur des Interesses am Kanalbau halber, sondern auch, um sich einen großen landschaftlichen Genuß zu verschaffen.

Welcher Kontrast zu der derzeitigen Dürre des columbianischen Küstengebietes! Eine überquellende Üppigkeit sondergleichen! Ich bin durch das Sumpfsgebiet Mitteljavas hindurchgefahren und habe Siam gesehen, ich meine aber, die vegetative Kraft sei hier noch größer. Obwohl es nicht die Höhezeit des Blumenreichtums war, leuchteten die Farben von blauen Winden, brennendroten Passifloren, Orchideen und besonders gelb- und weiß- blühender Bäume überall. Es ist unmöglich, diesen Pflanzenluxus, diese wechselnden Gestaltungen der Flora auch nur annähernd zu beschreiben. Zu den Gewächsen, die ich von Columbien bis nach Costarica hinein beobachtete, gehörten u. a. der seine Blätter abwerfende gelb oder rot blühende Boró-Boró (*Cochlospermum Hibiscoides*), der in Costarica häufig als Schatten- und Einsenzbaum der Kaffeepflanzungen Benutzung fand. Dann Bromeliaceen, spizblättrige, rotgrüne Sumpfs-

pflanzen; Akazien, mit orange-gelben Blüten (*Caesalpinia pulcherrima*); der Guachupelin — Madre Cacao oder Madre negro genannt — mit rosa wickenartigen Blüten, dessen Holz nicht fault, und der deshalb zum Hausbau benutzt wird. Der Gujinquil, der alles überwuchernde Baumtöter, der Matapalo, die Ficusarten, die auch als Parasiten wuchern. Tagua, mit rötlichen zwischen den grünen Blättern, Mangoarten usw.

Die direkt aus dem Wasser im spitzen Winkel aufstrebenden, starken, gefiederten Zweige der Sumpfpalme dominierten vielfach; dann schoben sich vollkommene spanische Wände dichtgewebter Schlinggewächse kulissenartig neben- und hintereinander, dann wieder andere Palmenarten, von Epiphyten nesterartig bedeckte und durch herabhängende Lianen versponnene Riesenbäume mit mächtig ausladender Laubkrone. Alles drängt sich über verfilztem Unterholz zusammen, nur selten Lücken lassend und Ausblicke gewährend. Aber diese mehren sich zeitweilig: auf scheinbar parkartige Wiesen, auf weite Täler, mit Dörfern im Grünen, und schließlich auf nicht sehr hohe, aber höchst phantastisch und malerisch gestaltete Bergformen.

Die gleichen Genüsse verspricht dem Reisenden später die Kanalfahrt. Die durch den Bau vernichtete Vegetation wird sich rasch wieder ergänzen.

Zeitweilig kreuzen wir das Kanalbecken und den zum Karibischen Meer strebenden Chagresfluß, dieses Schmerzenskind der Ingenieure, das zuzeiten über dreihundertmal mehr Wasser führen kann, als zu anderen. Ein Riesenstaubecken soll ihn bekanntlich unschädlich machen; später wieder verlautete, man wolle ihn nach der Pacificseite „umlenken“.

Auf den menschenbelebten Stationen erblicken wir meist Hegerhütten auf Pfählen, oft unglaublich geringer Art, doch auch reizend gelegene kleine Ortschaften; dazu jetzt, wie erwähnt, Lager amerikanischer Soldaten. Und wieder traten die trüben Reste der großen Katastrophe uns wiederholt vor Augen: ganze verlassene Ortschaften, halb in den verschlingenden Busch niedergesunkene Häuser und Hütten, mit geschlossenen Läden; durch Durdation angefressene Lokomotiven und Waggonen und Stapel sonstigen, dem Verderben überlieferten Eisenbahnmaterials. Wie hier von jedermann gestohlen und gegaunert worden ist, erzählte mir auch unser Kapitän, der selbst damals auf einem deutschen Schiffe an der Küste fuhr, dessen Führer an die Erben eines verstorbenen Bestellers nur die halbe Ladung ablieferte und sich obendrein noch eine Prämie für die Auslieferung zahlen ließ! Leider ein Deutscher! Damals ist alles drunter und drüber gegangen, die Hyänen aller Nationen fanden leichte Beute.

Hinter Culebra steigt die Bahn abwärts und erreicht bald das ebenere Küstenland. Der Vormittag ist mit der Fahrt über die Landenge vergangen, die erheblich schmaler ist als der Kanalweg von der Elbe zur Ostsee. Vor wundervoller, sanfter Berglandschaft liegt Panamá anmutig da; zumal fallen uns die reizend an den Hang ins Grün gebetteten, stattlichen Bauten der französischen Spitäler ins Auge. Auch die Stadt selbst steht nicht auf flachem Boden, sondern auf felsigem, erstreckt sich dann allerdings auch abwärts über die Niederung. Diese erreicht nun westlich an der Boca, wo die bisherige Kanalöffnung zum außerhalb der Stadt gelegenen Hafenspier führt, die größte, vom Sumpf erfüllte Tiefelage.

Nach der Boca hinaus liegen die Kirchhöfe — Kirchhof an Kirchhof! Da ruhen die Toten der Stadt und fast aller Nationen, fast aller Bekenntnisse; die Mehrzahl wohl Opfer des aufgewühlten Fieberbodens. Panamá dürfte in dieser Beziehung den Rekord gegen die meisten Städte der Erde halten. Einer der ersten Vorfälle, den die Nordamerikaner gefaßt haben, betraf die Sanierung der Stadt. Die Pläne hierfür waren, wie es hieß, bereits fertig, und Panamá dürfte sich zu dieser ersten Phase nordamerikanischer Vormundschaft aufrichtig beglückwünschen.

Übertrieben aber wäre es, zu meinen, man habe als Reisender den Aufenthalt in Panamá, wenn irgend möglich, zu meiden. Man sollte eine günstige Jahreszeit aussuchen und vorsichtig sein, freilich! Die Leute leben dort im allgemeinen nicht kürzer als in anderen Tropenorten und ebenso fröhlich. Der Durchreisende wird, falls er nicht besonderen Unstern hat, kaum etwas zu befürchten haben. Schließlich kann er auch in Colón nächtigen.

In Scharen kamen die jungen Nordamerikaner nach Panamá. Amerikanische Zeitungen begannen, sie davor zu warnen, da sie, ehe die noch gar nicht einmal begonnene Sanierung durchgeführt, leichter unter den grünen Boden, als auf den grünen Zweig kommen könnten.

Man bemerkte sehr sonderbare Menschen in Panamá. An einem Hoteltisch der nordamerikanischen Offiziere sah ich wiederholt einen redegewandten Herrn, der mir als argentinischer Hauptmann und Korrespondent des „New York Herald“ bezeichnet wurde. Offenbar kam er aber in jeder Beziehung aus dem deutschen Osten, und zwar, seinem Englisch nach zu schließen, erst jüngeren Datums. Diese Art von Herren, die nicht unsere Freunde

sind, findet man leider im Auslande häufig. Zwei in Zentralamerika recht verbreitete Zeitungen sind vornehmlich durchaus deutsch-feindlich: die in Panamá erscheinende „Estrella de Panamá“, sowie der französisch geschriebene „Le Courier de Les Etats Unis“, der in New York herausgegeben wird. Später wird sich diese Presse noch vermehren.

Panamá, wenigstens der zentrale Teil der Stadt, ist dank dem französischen Einfluß weit besser gehalten als die columbianischen Städte, die ich bisher besucht hatte. Die übliche, mit Anlagen bepflanzte Plaza vor der üblichen Kathedrale gibt mit dieser ein wirklich recht hübsches Bild, das der Pflanzenpflege nicht entbehrt. Die Stadt steht im Ruße, schauerhaft heiß zu sein. Ich traf es nicht so schlecht; ich habe sogar abends im Hotelsturz sitzend (im Februar) gefroren. Die Hotelzimmer waren groß, aber recht mangelhaft ausgestattet; im Waschwasser schwammen skorpionartige und ähnliche lebensfrohe Aquarienbewohner munter umher. Auch die Lösung der Nahrungsfrage stand keineswegs auf wünschenswerter Höhe.

Während der Unterschied der Gezeiten an der Atlantischeite wenig bemerklich ist, entblößt sich bei Ebbe der Strand vor den pittoresken Mauern Panamá's weithin; eine der Ursachen, die, wie man annehmen sollte, den Schleusenkanal, statt des Niveaukanals, bedingen. Wer glaubt, hübsche Strandwege zu finden, wie sie bei uns geschaffen werden würden, irrt sich. Der Strand ist sehr unerquicklich; vor allem bei Ebbe. Letzteres kommt freilich auch in Deutschland vor. Ich erinnere mich z. B. an die unsaubere Strandbehandlung seitens mancher idyllisch wohnenden, aber nicht idyllisch veranlagten Elb-

anwohner unterhalb Hamburg-Altonas. — Man muß sich mit dem Anschauen der herrlichen Bai, die der Stille Ozean bildet, genügen lassen und die Reize der wundervoll gezeichneten Inselgruppen genießen. Selbige werden einst zum strategischen Schlüssel der Kanalöffnung umgestaltet werden, worüber man sich heutzutage noch nicht zu ärgern braucht.

Binnenwärts hat man einen ganz prächtigen Spaziergang am Berghange entlang, wo sich der wunderschöne Garten, in dem die Spitäler der französischen Gesellschaft liegen, aufwärts zieht. Wirklich ein kleines Paradies, was die waldige Wand des Hintergrundes, die Anmut der Palmen, Orangen, Blumen und die Ausblicke auf Bucht, Tälersiedlungen und sanft gezacktes, üppig begrüntes Gebirge betrifft.

Ohne Eintrittserlaubnis hatte ich die Allee hinter dem Torhaus durchschritten; ich war deshalb freundlichen französischen Schwestern sehr dankbar, die mich von der Galerie eines der sauberen Holzgebäude aus ermutigten, weiterzugehen und auch ruhig meine Kamera zu gebrauchen. Die meisten Gebäude schienen zurzeit unbenutzt zu sein; ein umlaufender Balkon ward durch das Gewebe einer riesigen Vogelspinne gesperrt. Nach der Boca hinaus bin ich, da sich dies nicht anders machen ließ, im Sumpfdunst des Abends gefahren; der Blick auf die verschwimmenden, seltsam schön geformten Berge wirkte dabei mit phantastischem Zauber. Ein Panameser Jüngling, der offenbar nicht gern zu Fuß ging, lud sich für die ziemlich lange Rückfahrt in meinem Wagen zu Gaste ein. Gutmütig gestattete ich es ihm. In der Stadt angelangt, sprang er dann hinaus ohne Gruß und ohne Dank.

Zur Besichtigung einer der interessantesten und

schwierigsten Baustrecken des Kanals habe ich Culebra besonders besucht. Der kurze Bahnanstieg von Panamá bietet landschaftlich den Glanzpunkt der Strecke. Der ungemein harte Fels ist hier wandartig angeschnitten. Der Kanaleinschnitt war bis zur Sohle auf ungefähr 60 Meter Tiefe beabsichtigt; jetzt schien man den Abstieg durch Schleusen überwinden zu wollen. Ich hörte, das umgestaltete amerikanische Projekt wolle den Schleusenkanal beibehalten, aber die Möglichkeit eines künftigen Niveaukanals gleichzeitig herbeiführen. Was man sich dabei zu denken hat, mögen die Fachleute beurtheilen. Als ich im Herbst Panamá wieder berührte, hieß es sogar, man gedächte überhaupt nur einen Niveaukanal zu bauen. Eine frühere Auskunft hatte gelautet: eine Änderung des Projekts bestehe darin, die Ausmündung in den Pacific nicht in die bisherige Boca, sondern auf die andere, östliche Seite von der Stadt Panamá gehen zu lassen, wodurch die ganze, auf die Dauer kaum ausführbare Baggerung auf der Westseite vermieden würde.

Einzig in Culebra ward zurzeit gearbeitet und dies auch ohne Überstürzung. Es geschah lediglich wegen Aufrechterhaltung der Konzession an die französische Gesellschaft. Hier haben Hacke und Trockenbagger recht ansehnliche Erdmassen beseitigt; man gewann trotzdem den Eindruck, daß nur ein sehr kleiner Teil des Werkes geschehen sei. Wenn behauptet wird, ein Drittel des Kanals sei fertig, so möchte ich mit meinem Laienverstand behaupten: kaum ein Zehntel! Man muß, dem Streben nach immer größeren Schiffen folgend, schon heute die Dimensionen des letzten französischen Projekts aufgeben. Der Kanal wird nur Zweck haben und nur gebaut werden, wenn seine Maße und seine Schleusenabmessungen:

mindestens den größten unserer heutigen Schiffskolosse entsprechen, sonst wäre sein merkantiler wie sein strategischer Zweck bedroht. Um dieses Ziel erreichen zu können, wird Uncle Sam noch ganz anders in seine große Tasche greifen müssen, als die jetzt mundgerecht gemachten, auch schon recht hübschen Forderungen es ahnen lassen. — Vor acht bis zehn Jahren zum mindesten dürfte an eine allgemeine Durchfahrt nicht zu denken sein.

Die Ortschaft und Kanalstation Culebra liegt etwa eine halbe Stunde von der Bahnstation entfernt. Man bedauert fast die durch den Bau angerichtete Zerstörung der schönen Landschaft. Der Ort selbst erinnert mit seinen furchtbar gepflasterten, engen, hügeligen Gassen und den ärmlichen Häusern an ein Walliser Dorf. Eine Art Brettertrottoir erleichtert teilweise die Übergänge. Bei einem französischen Aneipenbesitzer erhielt ich warme Limonade, immerhin eine Wohlthat, wenn man stundenlang in tropischer Sonnenglut umhergelaufen ist. Europäer, die unter diesem Volk wohnen, vernegern und verschmelzen sehr bald. Auf der Rückfahrt nach Colón genoß ich eine niedliche Probe zentralamerikanischer Eisenbahnfreuden. Das schmutzigste Volk pflegt „primera classe“ zu fahren, zumal auf kleineren Strecken. Man muß sich wundern, daß dies auch auf größeren geschieht und gar auf einer so teuren Bahn, wie es die Panamábahn ist. Genug, es geschieht aber. Die Leute legen keinen Wert aufs Sparen, wenn sie etwas Geld in der Hand haben; teilweise prahlen sie auch gern und teilweise mögen die in relativ anspruchsvolleren Lebensstellungen befindlichen Herrschaften in ihren Gewohnheiten sich wenig vom niederen Volk unterscheiden. Ich saß erster Klasse Rücken an Rücken mit einer Negerin. Einer der hemds-

ärmeligen Bremser, ein frecher, betrunkenener nordamerikanischer oder Jamaikaneger, flegelte sich nun in den Pausen seiner Tägigkeit, mit den Beinen über die Sitze, zu der Schönen hin und machte ihr mit widerlich überschnappender, laut kreischender Stimme Liebeserklärungen, indem er ihr u. a. versicherte, sie würde demnächst das Glück haben, Mrs. Sampson zu heißen. Dabei bearbeitete der betrunkene Mr. Sampson permanent meine Rücklehne. Das ganze Publikum war offenbar an solche Szenen gewöhnt und ertrug sie schweigend. Auch der Kondukteur, der drüben weit mehr eine Gentlemanstellung einzunehmen pflegt als bei uns, ein Nordamerikaner, lächelte nur kühl und fand sich nicht bemüht, einzugreifen. Unter solchen Verhältnissen haben Beschwerden keinen Zweck; namentlich der Fremde macht wie die anderen am klügsten gute Miene zum bösen Spiel.

Es wäre mir nach der Rückkehr nun sehr gemüthlich auf meiner alten „Sardinia“ gewesen, wenn dem Ausfluge nach Panamá nicht eine starke Magenverstimmung gefolgt wäre. Auch unser erster Offizier sah trotz des gebräunten Gesichts wie Käse aus, konnte sich aber nicht schonen, sondern mußte von früh bis spät in der Sonne stehen. Allerdings begreife ich nicht, warum die Herren sich immer nur ihre leichte, weiße Mütze statt eines Tropenhuts aufsetzen. Die Mütze ist freilich bequem; vielleicht will auch keiner gegen Usus und Vorschrift verstoßen, nach den Tropenhüte im Borddienst nicht beliebt sind. — Magenverstimmungen machen in den Tropen leicht melancholisch, da man dabei nie weiß, ob nicht eine besondere Tücke des Klimas noch etwas Schlimmeres im Schilde führt. Glücklicherweise ward ich nicht melancholisch, erreichte aber unter diesen schlechten Körper-

verhältnissen einen der gesundheitlich übel berufensten Häfen der Ostküste: Puerto Limón. Wie es heißt, erlischt das Gelbe Fieber hier niemals.

* * *

Dem Isthmuskanal und seiner Bedeutung möchte ich noch eine kurze Betrachtung widmen, da das Interesse für ihn ein wesentliches Moment zum Antritt meiner amerikanischen Reise gebildet hat.

Was die wirtschaftliche Seite betrifft, so werde ich bei späterer Betrachtung der einzelnen amerikanischen Länder auf seine etwaigen Beziehungen zu diesen zurückkommen; im allgemeinen sei folgendes hervorgehoben:

Der Kanal dürfte bewirken, unter Beeinflussung von Industrie, Ackerbau, Minenprodukten usw. eine größere oder geringere Steigerung des Handelsverkehrs 1. zwischen Ost- und Mittel-Nordamerika resp. Ost-Britisch-Nordamerika einerseits mit den Westländern von Zentral- und Südamerika andererseits. 2. Zwischen den erstgenannten Ländern mit den Weststaaten der Union, West-Britisch-Columbien und Alaska. Diesen könnte man als internen nordamerikanischen Küstenverkehr bezeichnen. Ein Teil Zentralamerikas (Mexiko) partizipiert daran. 3. Zwischen Ost- und Mittel-Nordamerika, resp. Ost-Britisch-Nordamerika mit Ostasien und vornehmlich Australien. 4. Zwischen dem ganzen westlichen Teil der nordamerikanischen Länder von Alaska bis Costarica mit den Ostländern Südamerikas (Brasilien, Argentinien). 5. Zwischen Ostasien (Japan) mit den Ostländern Südamerikas resp. Westländern Afrikas. 6. Zwischen Europa und den ganzen Westländern der Westhemisphäre. 7. Zwischen Europa und Ostasien. 8. Zwischen Europa und Australien.

Die Gewiſſheiten und Möglickeiten ſind wohl noch nicht alle angeführt, ſie genügen aber, um eine ungefähre Vorſtellung des Einflußgebietes eines amerikaniſchen Isthmusburchſtiches zu erwecken. Er wird dem Atlantiſchen Ozean ſeine Bedeutung nicht nehmen, aber die des Pacific verdoppeln oder vervielfachen. Solange keine Kenntnis der Tarife (reſp. auch eines geänderten Suezkanaltariſes) und der Wirksamkeit der dem Kanaleinfluß widerſtrebenden Eiſenbahnen beſteht, iſt es auch nicht möglich, ſich im einzelnen klare Bilder zu entwerfen. Für zunächſt ſchwerwiegend halte ich die unter 1 erwähnten Beziehungen; ſie werden Europa, ſpeziell Deutschland enorm viel abgraben, deſgleichen werden 2 und 3 unſere Interereſſen ſchädigen. Jedenfalls müßten wir an rechtzeitige Vorbeugung gehen!

Die Holz-, Fiſchprodukte- und Getreidehändler des weſtlichen Nordamerikas dürften in unſere Wiſtſchaftsſphäre ſtärker eindringen als biſher. Unſere Landwiſtſchaft wird überhaupt in Zukunft noch weit ſchlimmer bedrängt werden als heute, wenn man nicht aus nationalen Sicherheitsgründen die Beſtellung des Heimatbodens um jeden Preis erhalten will. Ob der Salpeterhandel und damit unſere Segelſchiffahrt nicht berührt wird, möchte ich trotz entgegenſtehender Wahrſcheinlichkeit doch nicht ſo ganz verneinen. Die Entwicklung unſerer Südſeekolonien dürfte begünſtigt werden. Nordoſtamerika wird aber nicht allein gegen Europa in Oſtaſien und Australien ſtärker konkurrieren, ſondern auch gegen den eigenen Weſten, der deſhalb den Kanalerwerb weniger begünſtigte, teilweise ihn in Gemeinſchaft mit Eiſenbahngesellſchaften bekämpft hat. Auch das zentrale Miſſiſſippigebiet (Golfhandel) wird wieder dem Oſten gegenüber

gewinnen. In großen Zügen dürfte aber ganz Nordamerika, Britisch-Nordamerika und Zentralamerika, Südamerika sowie Ostasien und Australien den größeren Nutzen, Europa, sonderlich auch Deutschland, den geringeren Nutzen, der sich bis zum Schaden steigern könnte, von dem Isthmusburchstich haben. Seine Durchführung wird sich wie eine Naturnotwendigkeit als Fortschritt im Weltverkehr vollziehen, allein zu übergroßer Begeisterung für ihn hätten gerade wir, selbst wenn er nicht in erster Linie einen nordamerikanischen Wirtschaftssieg bedeutete, keine Ursache. England nimmt an unserem Schaden teil, hat anderseits mit Bezug auf Kanada und Australien aber auch mehr Vorteile und die Balancierung am Suezkanal in der Hand.

Was das politische Moment der Isthmusverbindung betrifft, das sich nun auf eine strategische Position ohnegleichen stützen darf, so ist der Nutzen Nordamerikas noch auffälliger und verstärkt damit nicht allein alles oben Gesagte, sondern hat den panamerikanischen Ehrgeiz Nordamerikas um einen Riesenschritt gefördert, wenn nicht das Ziel schon erreichbar gemacht. Kugel sagt in seiner „Politischen Geographie“: „Die Vereinigten Staaten sind wirtschaftlich und kulturell am Stillen Ozean die erste Macht, sie werden es auch politisch sein wollen. Man muß unter diesem Gesichtspunkt die Erwerbung Alaska, eines Teils von Hawaii, Samoa, der Philippinen, die Politik der Amerikaner in Ostasien und besonders auch das Gewicht begreifen, das sie auf den interozeanischen Kanal legen. In Amerika teilen Mexiko, Guatemala, Honduras, Nicaragua, Costarica, Columbien und Argentinien diese interozeanische Lage, die für alle einst von großer politischer Wichtigkeit werden wird, am frühesten

dort, wo isthmische Zusammendrückung den politischen Wert solcher Lage gleichsam verdichtet.“

Und ferner:

„Die Monroedoktrin, welche die Vereinigten Staaten verpflichtet, keine europäische Macht auf amerikanischem Boden sich festsetzen zu lassen, beruht auf dem Wunsche, ohne starken Nachbarn auf der westlichen Halbkugel der Stärkste, der Herrscher zu sein. Aus demselben Grunde haben die Vereinigten Staaten den Zerfall der spanischen Kolonialmacht, die von Kalifornien bis zum Feuerlande reichte, begünstigt; denn aus diesem Zerfall sind größtenteils schwache, uneinige, ungefährliche Republiken hervorgegangen.“

Natürlich kann man die Politik der Nordamerikaner begreifen, allein die europäische Politik dafür um so weniger.

Die Monroedoktrin, an sich eine Überhebung, bestimmt, Europa zu verblüffen und die Opfer selbst, die lateinischen Amerikaner, zu fördern, wurde mit dem Erwerb der Philippinen vollends zu einer politischen Annahme. Mit welchem Rechte gebärden die imperialistischen, also die politisch führenden Nordamerikaner sich als „die Amerikaner“ (denen allein mit ihrer Namensgebung ein unschätzbare, die Welt täuschender Vorteil in den Schoß fiel), als der Vormund eines ganzen Weltteils? Ihnen steht nicht der Grund zur Seite, daß ihr Boden nicht mehr ausreiche, um ihre Existenz als unabhängiges Volk unter anderen Völkern zu sichern. Die Fackel der Freiheit ist zu einem blendenden Scheinwerfer in ihren Händen geworden.

Aber immerhin, wenn andere Mächte die Zerstörung ihrer vitalsten Interessen geringer schätzen als die

Streitobjekte, die sie untereinander verfechten, so verdienen sie ihr Schicksal. Am rätselhaftesten, sonderlich in der Isthmusfrage, bleibt die Haltung Großbritanniens. Denn wenn die Monroedoktrin Lebensbedingungen verletzt, wenn es einander entgegenstehende Interessen auf dem Erdball gibt, so ist der Gegensatz zwischen dem einstigen Mutterland und der großen Republik der unausgleichbarste von allen. Man kommt nicht von dem Gedanken frei, daß entweder Abmachungen zwischen den beiden die Wasserzugänge der Welt in den Händen haltenden Staaten bestehen, oder daß England darauf rechnet, zunächst auf anderem Wege seine Position zu stärken, um dann vermöge der Überlegenheit seiner Flotte auch am interozeanischen Kanal Amerikas schließlich doch noch die ausschlaggebende Rolle spielen zu können. Nach den Ereignissen im Orient ist den Vereinigten Staaten eine bis dahin nicht so beachtete Sorge nahegetreten: die Konkurrenz Japans, die mögliche Bedrohung der nordamerikanischen Westflanke und damit des Isthmuskanals durch eine gewaltige Seemacht, die auch im Stillen Ozean mitreden oder mittun will. Wie Rußlands Bäume nicht in den Himmel wachsen konnten, so ist den imperialistischen Plänen der Nordamerikaner vielleicht ein böses Hemmnis bereitet worden. Der Streich des verschlagenen englischen Betters, des wahren Reineke Fuchs der Weltgeschichte, hat nicht nur das Zarenreich getroffen, und daher erlebten wir den Gegenschachzug, die friedliche Entscheidung über das große Ringen im Osten auf den ja so uneigennütigen nordamerikanischen Boden hinüberzuspielen. Soweit Kanal und Weltpolitik. — Wie ich zum zweitenmal, ein halbes Jahr später, nach Panamá kam, erstaunte mich die absolute Stille, der tote Eindruck. Die Truppen waren

zurückgesandt, Kriegsschiffe nicht da, fast hätte man glauben können, die Herren aus dem Norden seien wieder abgezogen. Am Kanal selber schien so gut wie gar nichts inzwischen gearbeitet zu sein; in Panamá sah man das neue Gebäude der Elektrizitäts-gesellschaft und ein paar neue Bureaubauten. Mit den Sanierungsarbeiten, welche das erste sein sollten, schien gerade ein Anfang gemacht werden zu sollen. Die columbianischen Sanitätsbehörden kamen nur pro forma an Bord, die Verkehrs-erlaubnis erteilte der nachfolgende nordamerikanische Beamte. Später verlautete dann allerlei über die Mißstimmungen, die durch nordamerikanische, über die Vereinbarung hinausgehende Verordnungen erweckt waren, und durch Eingreifen Roosevelts auszugleichen versucht wurden. Man hatte erst geglaubt, die Kanalarbeiten würden mit Energie beginnen, sobald der Unionkongreß seine Zustimmung zum Panamáverfrage gegeben, dann, nachdem Roosevelts Wiederwahl stattgefunden. Über die Aufnahme der Arbeit hörte man später lange nichts mehr. Lediglich die Fürsorge für das Arbeiterheer und dessen Organisation hätten wohl weniger Zeit beansprucht, vielleicht aber haben sich bei Umgestaltung des Projektes neue technische Vorarbeiten ergeben, vielleicht haben sich neue ungeheure Schwierigkeiten auf technischem, finanziellem und wahrscheinlich auf persönlichem und innerpolitischem Gebiet gezeigt. Dies wird eine nahe Zukunft ja klarlegen. Nordamerika hat sich vor der ganzen Welt engagiert, und der Yankee ist nicht der Mann, der vor irgend etwas zurückschreckt. Dazu verheißt das Ziel einen Lohn, der fast unbegrenzte finanzielle Opfer rechtfertigt.



Costarica, seine atlantische Bahn und die nordamerikanische Bananenherrschaft.

Vocas del Toro, der beste atlantische Hafen Südzentralamerikas nordamerikanisch. — Bordgefährten auf der „Sardinia“. — Lagerverhältnisse in Port Limón. — Englisch-nordamerikanische Streitigkeiten. — Minor C. Keith, Präsident der United Fruit Company, der große Mann Costaricas. — Port Limón und das gelbe Fieber. — Abschied von der „Sardinia“ und damit Antritt meiner Überlandreise. — Abstürze an der atlantischen Bahn nach San José. — Im Bananendistrikt. — Ein Deutscher an der „Linie“. — Ermordung eines Deutschen. — Nochmals das gelbe Fieber. — Ursachen der Schwerpunktfrage auf dem Hochland und deren Wirkung. — Auf der „Linie“ nach San José. — Am Berggrutsch. — Herrliche Landschaften. — Auf dem Maultierkarren. — Weib oder Mann? — Beim Annuérzo. — Steigerung der landschaftlichen Eindrücke. — Die Stadt Cartago. — Costaricaner Reisegesellschaft. — Empfang in San José.

In Puerto Limón befanden wir uns in der Republik Costarica. Das Küstenbild, mit seinem in Ferndunst gehüllten Hochgebirge hinter tropischem Vordergrund, wirkte sehr einladend; südlich sah man die Spitze der gewaltigen Pyramide des Chiriquivulkans emporragen. Vor der Chiriquilagune an der Ostküste liegt die Insel Vocas del Toro, die, noch gerade auf columbianischem Gebiet, mit zur Panamarepublik geschlagen, demnach also unter nordamerikanischen Einfluß gekommen ist. Vocas, das

einen der wenigen guten Häfen der Ostküste, ja vielleicht den allerbesten besitzt, hat sonderlich als Bananenexportplatz einen lebhaften Aufschwung genommen.

In den letzten Hafenorten hatten wir zahlreiche und manchmal recht sonderbare Passagiere. Der sonderbarste war ein maronitischer Priester vom Libanon, ein asketisch aussehender, schwarzbärtiger Mensch. Neben ihm saß ein jüdischer Kaufmann aus Port Limón. Priester und Jude neckten sich gegenseitig und beide wohl nicht sehr taktvoll. Eines Tages wäre es beim Mittagessen beinahe zu einer Prügelei zwischen ihnen gekommen; der plötzlich zornentbrannte Israelit hatte den Priester bereits gepackt; dieser, obwohl er auch wütend ward, wehrte sich nicht, und so wurde uns der Gipfel der unangenehmen Szene erspart. Später bat der Priester uns um Verzeihung; auch seinen Gegner, obgleich dieser eigentlich hätte der Bittende sein müssen. Ein anderer auffälliger Herr war ein venezolanischer General. Er stellte an den Agenten in Colón das eigentümliche Verlangen, die Abfahrt des Dampfers zu verzögern wegen erwarteter Mitreise einer „vornehmen Persönlichkeit“ aus Venezuela, und als der Agent erklärte, dies nicht tun zu können, ward er von dem erbosten Venezolaner mit geradezu alttestamentarischen Verfluchungen überschüttet, die seine Nachkommenschaft bis ins dritte Glied bedrohten. Auf der Reise nahm der General das Wesen eines sich vom gewöhnlichen Schiffsvolke streng abschließenden Nobile an.

In Puerto Limón liegen die Dampfer noch schlechter am Pier, als in Colómba. Seegang reibt sie gegen das Holzwerk und bricht gelegentlich die stärksten Stahltrossen, die das Schiff an den Pier fesseln.

Wenn der gefürchtete Rorder weht, ist das Löschen

überhaupt unmöglich. Ebenso unmöglich war es, eine vorliegende anmutige Insel, die eine Quarantänestation oder ein Hospital zu besitzen scheint, mit dem Festlande durch einen Damm zu verbinden und so einen geschützten Hafen zu schaffen, dessen Costarica an der Ostküste so sehr bedarf. Allerdings hat die nordamerikanische United Fruit Company einen zweiten sehr schönen Pier gebaut, der mit dem ersteren einen kleinen, ruhigen Hafen bildet; allein die allgemeine Benutzung ward einstweilen erschwert oder gar unmöglich gemacht durch Schwierigkeiten zwischen dieser nordamerikanischen und der englischen Gesellschaft, welcher die Bahn nach der Hauptstadt sowie der ältere Pier gehört. Die Engländer wollten sich ihren Pier nicht entwerthen lassen und gestatteten den Nordamerikanern nicht, die englischen Gleise durch ihre Piergleise zu kreuzen. Die Reibereien waren zu gegenseitigem Schikanieren geworden, bei dem z. B. die Engländer ihre Stationsgebäude unnötig weit vorgerückt hatten. Sonderbarerweise fand ich später bei den Nordamerikanern auffallend viele englische Angestellte und, umgekehrt, nordamerikanische bei den Engländern. Die nordamerikanische Gesellschaft besaß, als der weitaus stärkste Teil, die meiste Aussicht, aus dem Streite siegreich hervorzugehen, stand doch an ihrer Spitze Minor C. Keith, der große Mann von Costarica, auf den ich später noch zurückkommen werde.

In Puerto Limón empfing mich ein stattlicher, gesunder Herr mit großen Whiskers, mit Sonnenschirm und in Hemdsärmeln, der Agent der Amerika-Linie, Herr Wichmann, eine an der Küste sehr bekannte Persönlichkeit. Tatkräftig lotste er mich durch die kritisch veranlagten Zöllner, bei denen sonderlich mein Gewehr Anstoß erregte. — Dieser erste costaricanische Ort stach vorteilhaft gegen die

früher gesehenen, namentlich die columbianischen ab. Zwar sah man auch hier Negertreiben und Mischlingschmuz, allein die bessere öffentliche Ordnung fiel sofort auf. Große Holzgebäude, darunter hervorragend das Geschäftshaus der Fruit Company, auch Bananengesellschaft genannt. An diese schließen sich sehr hübsch gehaltene Anlagen, die eine Fülle von schönen Blumen und Bäumen enthalten. Der Musikpavillon, den alle spanischen Plazas oder Alamedas aufweisen, fehlt natürlich nicht. Dahinter liegt das zweistöckige, hölzerne Hotel, das mit seinen geteilten Veranden eine oft beliebte Art von Zellenkonstruktion zeigt. Seine Rückseite ist der brandenden See, den Palmen und Riffen der Küste zugekehrt. Es wäre gar kein übler Aufenthalt gewesen, hätte das Essen nicht zu sehr entmutigt. Bei meinen gestörten Magenverhältnissen konnte ich mich nicht dazu überwinden, nur irgend etwas des unschmackhaften Zeugs zu genießen; ich begnügte mich mit trockenem Brot und dergleichen. Der Ort ist kanalisiert, wodurch er schon gesunder geworden sein soll. Um ein Fieber als harmlos hinzustellen, wird es wohl mit einer andern Farbenbezeichnung als „gelb“ belegt. Sicher werden viele Gelbfieberfälle vertuscht; anderseits wird manche andere Krankheit als gelbes Fieber bezeichnet, die dies nicht war, zumal wenn der Patient gesund wird. Ein alter Arzt in Port Limón sagte: „You may call it white, black, yellow, or whatever you like, I only know it kills mightly quick.“

Die Straßen der flachgelegenen Hafenstadt sind neu, breit und gerade. Pflaster gibt's nicht. In der Hauptstraße befinden sich meist Läden, die alle möglichen Artikel führen, und Kneipen. Doch man sah wieder europäische Kinder und eine von Blumen und Büschen umgebene eng-

lische oder nordamerikanische Kirche. Die allgemeine Depression der Geschäftswelt Costaricas — mit Ausnahme des Bananenhandels — trat mir schon hier entgegen. Gedrückte Mienen, Klagen oder resignierte Bitterkeit der früher wohlhabend gewesenen Europäer waren nur zu häufig. Auch unser kaufmännischer Consul, ein sehr sympathischer Mann, lebte höchst bescheiden in einem anscheinend nicht sehr gesunden Hause. Mir taten Frau und Kinder ordentlich leid. Außer dem allgemeinen Mißgeschick, dem vor einigen Jahren erfolgten Niederbruch des Kaffeegeschäfts, hatte er auch Unglück in seinen zu nahe der See gelegenen Pflanzungen. Eine nicht vertilgbare Zahl von Krebsen, die ins Land gehen, unterwühlt dort den Boden und zerstört die Wurzeln. Ich glaube, es waren Kakaopflanzungen. — Ganz gut schien das Geschäft eines deutsch-amerikanischen Photographen zu gehen, die Filiale einer ehemals englischen Firma in der Hauptstadt. Sie wurde durch einen früheren deutschen Marineoffizier, Sohn einer bekannten Familie, verwaltet. Der junge Mann flößte mir ebenfalls, trotzdem er guter Dinge zu sein schien, Mitgefühl ein. — In solchen heranwachsenden Orten pflegt in der Regel Wohnungsmangel für Europäer zu sein. Der Consul erzählte mir, daß auch er Anfangs keine Wohnung im Orte hätte finden können und etwa ein Jahr mit seiner Familie in dem teuren, primitiven Hotel bei dem schauderhaften Essen hätte aushalten müssen.

Die nach San José di Costarica hinaufführende Bahn hat fast alljährlich an gewissen Stellen durch den Absturz in Bewegung befindlichen, weichen Bodens zu leiden. So hatte auch einige Zeit vor meiner Ankunft wieder ein verhängnisvoller Bergsturz den Bahnverkehr auf Wochen oder

gar Monate unterbrochen. Passagiere ohne großes Gepäck können in den nächsten Tagen wieder hinaufgehen, hieß es. Ich hatte daher einen kurzen unfreiwilligen Aufenthalt in Port Limón zu nehmen, den ich zu einem Absteher in das Bananengebiet benutzte. Dieses ist durchweg außerordentlich ungesund; wer es nicht nötig hat, gibt sich daher mit solcher Kultur nicht ab, obschon sie zurzeit die allereinträglichste ist. Einträglich allerdings nur für einzelne größere Farmer, vor allem aber für die mehr und mehr monopolisierende nordamerikanische Gesellschaft, welche den Preis für angekaufte Bananen immer mehr herunterdrückt. Enorme Quantitäten der Frucht gehen in eigens dazu hergerichteten Dampfern nach dem Osten der Vereinigten Staaten, speziell nach New York. Auch die unter deutscher Flagge fahrenden Dampfer der von der Hamburg-Amerika-Linie angekauften Atlas-Linie beteiligen sich an diesem Export. Seltsam, daß die Banane in den Staaten allmählich zum Volksnahrungsmittel wird, während der deutsche Markt sie nur als mäßig beliebten Luxusartikel gelten läßt. Sonst würde sich die Kultur auch wohl für diese oder jene unserer Kolonien lohnen. Das Volk bei uns weiß mit der Banane nichts anzufangen; es liebt deren fruchtbombonähnliches Aroma nicht, das freilich durch häufig schlechten Zustand der Frucht vielfach leidet. Trotzdem man manche sehr schmackhafte Speisen aus der frischen Banane bereiten kann, glaube ich auch nicht, daß sie sobald in dieser Weise bei uns starke Verbreitung finden wird. Anders verhält es sich mit der getrockneten Banane. Wie der Export dieses bei uns schon gut eingeführten Artikels wieder zerstört ward, erzähle ich an anderer Stelle. Vielleicht ließe sich in Kamerun, Ostafrika usw. ein Versuch damit machen.

Die Bananenkulturen bei Bocas del Toro erwähnte

ich bereits. In Port Limón ist ein ganzes Bahnetz hindurchgelegt, das die Linie nach S. José schneidet, und auch hier ziehen sich die Bananenfarmen noch innerhalb des heißen Klimas erheblich bergauf, bis sie vom Kaffee abgelöst werden.

Bananen, Bananen, und immer wieder Bananen! Die besonders für sie gebaute Eisenbahn schlängelt sich südwestlich von Puerto Limón am Banana-River und nördlich stundenlang durch sie.

Wir befinden uns im nördlichen Distrikt, deren Bahnverlängerung nordwestlich durch die Wildnisse Costaricas bis an den großen Nicaraguasee und von dort wieder südwestlich zur pacifischen Bai von Culebra geplant ist. Zukunftsmusik!

Der Zug eilt zunächst hart an den Einbuchtungen der Korallenküste entlang; wunderbare Landschaftsbilder entrollen sich. Rechts das tiefblaue Antillenmeer, grünüberwucherte Felsblöcke und über der stürzenden Brandung sich wiegendes Palmengefieder — links: Rodungsbuchten in den Urwald hinein, verschlungene Lianen, wuchernde Epiphyten, gefallene Baumstämme und Küstensumpf. Und innerhalb des blinkenden, buschverdeckten Sumpfes Bananenstauden und unordentliche, auf Pfählen ruhende Holzhütten der schwarzen Arbeiterfamilien. Der eingewanderte oder importierte Jamaikaneger hält's hier noch am besten aus.

Auch nachdem wir uns einwärts gewandt haben, fahren wir noch immer durch an der Strecke gelichteten Wald und sehen die Bananen gruppenweise, sowie die Szenerie der einzelnen oder halb dörflich vereinigten Hütten. Auf elender Veranda räfelt sich der Familienvater im von eigener Hand roh gezimmerten Schaukel-

stuhle; die Mutter hängt bunte, zerrissene Wäsche auf; halbnackte Kinder, Schweine, Hühner und Hundelungern schwarz, schmutzig und zufrieden auf faulenden Holzstufen oder im Sumpfe umher. Die Sonne färbt den glühenden Hibiscusstrauch noch purpurner, und gelegentlich segelt ein großer Schmetterling im Taumelflug über die Lichtung.

Die Bahn kreuzt sich hier mit der nach San José hinaufführenden Linie; wir sehen einen Fluß mit stattlicher Eisenbahnbrücke, genießen reizende Blicke auf ein Dorf an seinem tief gelegenen Ufer und auf die am hell- und dunkelgrünen Vordergrund blaudüftig sich hintereinander aufstürmenden Berge des Inneren.

Zurück gelangen wir an die „Junction“ der Bahn, wo geräumige, hölzerne, galerieumgebene Verwaltungsgebäude der Kompanie inmitten blumenbedeckter Gärten stehen. Nur die Nüchternheit eines zum Gütertransport bestimmten Stationsbetriebes mindert die poetischen Züge des Bildes.

Inzwischen haben die Bananenkulturen ein anderes Gepräge angenommen. Der Wald ist zurückgedrängt, und weitgebreiteter Bananenwald ist an seine Stelle getreten. Wir sind schon lange zwischen etwa fünf bis sechs Metern hohen, gleichmäßig hellgrünen Mauern hindurchgefahren und sehen diese auch um die Junction ziehen. Da und dort ragen hoch und schattenspendend die mit Wuchergewächsen bedeckten Kronen vereinzelt stehen gebliebener Reste des Urwaldes.

Diese saftstengelartigen Stämme sind dick und wuchtig wie massive Baumstämme; die lichtgrünen Blätter wölben und neigen sich anmutig gegen die lichte Bläue des

Himmels. Hier biegen sich die zentnerschweren, traubenartig gebündelten noch grünen Bananen, dort schießt im Bogen ein über meterlanger, nackter Fruchtstengel hervor, dessen Spitze niedergezogen wird durch den braunrötlichen, pfundschweren, wie eine Wasserrosenknospe geformten Knoten.

Jedermann trägt hier seine Machete, das seitengewehrähnliche Buschmesser; der Bananenarbeiter außerdem eine Art Schere am langen Stock. Mit diesem Instrument wird der Stengel der Bananentraube eingeschnitten und heruntergeholt und dann mit der Machete abgehauen. Eigentümliche Transportmittel bewirken später die Bahn- und Schiffsverladung. Namentlich die Schiffseinrichtungen, um die Früchte unbeschädigt an Bord und in gutem Zustande über See zu bringen, wären eingehender Beschreibung wert.

Nun aber kommt die Rehrseite der Medaille! Wo die Bananen ganze Quadratmeilen bedecken, ist es ungesund. Ich weiß nicht recht, was Ursache und Wirkung ist; ob der Boden ungesund ist, auf dem diese Großkulturen gedeihen, oder ob die Bananen selbst ungünstig wirken. Das erstere erscheint als das wahrscheinlichere. Jedoch wird das Klima noch hoch die „Linie“ (die Bahnlinie nach San José) hinauf in den Bananendistrikten besonders gefürchtet. Ich sagte schon früher, daß daher niemand, der's nicht nötig hat, sich persönlich mit diesen Pflanzungen befaße, sondern die gesunderen Kaffeeregenden vorziehe.

Ich lernte später in der Hauptstadt einen Herrn Meier kennen, der mich nach seiner Bananenpflanzung an der Linie einlud. Es kam aber nicht zur Ausführung des Besuchs. Herr Meier, ein Hufschmiedssohn aus Neumünster in Holstein, ist ohne Mittel eingewandert und

heute, im Gegensatz zu vielen Kollegen vom Kaffee, ein reicher Besitzer. Er war aber auch der Mann für die Bananen — eine Hünengestalt! Bei einer Revolte ließ er seine sämtlichen Arbeiter sich in einer Reihe aufstellen und begann dann, mit dem Revolver in der Hand, jeden einzelnen zu fragen, ob er jetzt arbeiten wolle oder nicht. Die ersten, die „nein“ sagten, erhielten ein paar so gewaltige Ohrfeigen, daß sie sofort bejahten, worauf auch alle anderen ihre Bereitwilligkeit erklärten, und der turbulente Streik somit beendet war. Die Ermordung eines Aufsehers, Stolzmann, geschah während meiner Anwesenheit in San José auf derselben Farm. Zwar ward er im Schlafe überfallen, doch da er nicht sehr stark war, hatten die schwarzen Burschen ihn offenbar weniger gefürchtet gehabt.

An dem Tage im Bananendistrikt sah ich mehrere Kranke; auch ein englischer Beamter der Kompanie, der mich mit ins Speisezimmer der Angestellten nahm und mich später in deren Wohnhaus ausruhen ließ, sah wie ein Schattenbild aus. Vor nicht langer Zeit hatte er hier seine junge Frau am Fieber verloren. Man konnte also die paar europäischen Frauen und Kinder, die man in den hübschen Gärten sah, wenig beneiden. Als ich auf dem Balkon des Verwaltungsgebäudes den Zug zur Rückfahrt erwartete, wurde es zum Sterben heiß; statt schlafen zu können, reiste ich immer mit meinem Stuhl umher, um irgendein Lüftchen, das über die traghängenden Bananenwipfel fuhr, zu erhaschen. Später hatte ich das geringe Glück, mit einem Schwerkranken im Wagen zusammen zu kommen; er war ganz apathisch, sein eingefallenes Gesicht gelb wie eine chinesische Flagge. Die Leute um ihn erklärten, er habe nicht das gelbe, sondern ein be-

liebig anderes Fieber. Wie aber sagte der alte Arzt in Port Limón? „I only know, it kills mightly quick“.

Man kann mir glauben, daß ich unter diesen Umständen die schauerlichen Fleischtöpfe des Limóner Hotel doppelt gern und schnell verließ. Mögen alle Schreckgeschichten, die den Ankömmlingen über gelbes Fieber erzählt werden, zur Hälfte erfunden sein, die andere Hälfte bleibt leider wahr genug. Sonderbarerweise erliegen die Einheimischen des höheren Binnenlandes dem Fieber noch viel leichter als die Europäer; ja, sie sollen bisweilen wie die Fliegen gestorben sein und hegen deshalb eine heilige Scheu vor Reisen an der Küste, während der oben ansässige Europäer nicht gern hinuntergeht, sich aber doch nicht geradezu fürchtet.

Mein Freund, der Agent der Hamburg-Amerika-Linie, versprach mir, mein großes Gepäck nachzusenden, sobald die unterbrochene Bahnlinie dies gestatten würde, was er auch später pünktlich getan hat, worauf ich mich an einem schönen Tropenmorgen wieder in die Reiseschwierigkeiten stürzte, die einen nicht spanisch sprechenden Fremden im spanischen Amerika erwarten.

Adieu „Sardinia“ und mein verehrter Herr Kapitän Kanbau! Der solide, gastliche Boden der Hamburg-Amerika-Linie war somit, nicht ohne ein Gefühl des Bedauerns und sorgender Unsicherheit um die Zukunft, endgültig verlassen, und die Reise ins Innere begann.

Die englisch redenden Leute fingen sofort an, knapp zu werden; man war immer dankbar, einen Engländer oder Nordamerikaner zu treffen, der einem die Auskünfte der eiligen Kondukteure erläuterte.

Diese Costaricabahn ist nicht billig, was man von einer bis etwa 5000 Fuß steigenden Tropenbahn schließlich

nicht verlangen kann. Die Gesellschaft berührt auch just nicht angenehm; die „primera classe“ wird nicht nur vom niederen Mischvolk, sondern ebenso von den abgestuft schwarzen Produkten des Jamaikaebenholzes reich bevölkert. Eine absolute Sauberkeit der Abteile gehört insollge dessen zu den größten Unwahrscheinlichkeiten des Landes. Nach oben zu und zum Pacific hinunter verschwindet dann der Neger, und an der Küste jenseits beginnt der Chinese sich einzusprenkeln, den man schon in Colón, Port Limón und Panamá gefunden hat, der aber erst in Mexiko etwas zahlreicher wird, um schließlich in Kalifornien mehr oder weniger massenhaft aufzutreten. In ähnlichem Verhältnis nehmen die Japaner zu — „Japs“, wie der Nordamerikaner im Jargon sie zärtlich nennt.

San José liegt näher der pacifischen Seite. Diese Hinüberfattelung über das Gebirge bis in die Provinz Guanacaste, vor allem die von Vulkanen überragte Hochebene von San José selbst, das ist das bewohnte Costarica. Weil dieser Teil, dank der weißen, stärker spanisch- als indianisch-blütigen und der ziemlich reinspanischen Hochebenenbevölkerung ein fast auf europäischer Zivilisationshöhe stehender ist, so erweckt Costarica den Eindruck eines außerordentlich vorgeschrittenen Staates gegenüber dem größten Teil des übrigen Zentralamerika. Man vergißt völlig darüber die fast absolute Unergeschlossenheit der weit überwiegenden, von dichtem Urwald bedeckten anderen Regionen des recht großen Landes. Da jedoch der erschlossene Teil der bestimmende ist, so wird Costarica die Kulturhöhe mit Recht zuerkannt. Auch die einzelnen Siedelungen zeigen gleichgeartete Bewohner, denen fast ebensoviele europäische wie indianische Merkmale eigen sind, während nur in entlegenen Provinzen, wie in Talamanca

und auch nach der Panamágrenze zu, kulturfeindliche Indianer leben. Diese sind jedoch im raschen Absterben begriffen. Wir haben es also mit einer gut gearteten, im ganzen recht angenehmen Bevölkerung zu tun, die freilich die Fehler der spanischen wie indianischen Rasse zeigt, doch auch manche ihrer großen Vorzüge.

Man könnte sich über den durchgehenden Gang der tropischen süd- und mittelamerikanischen Staaten, ihre Hauptkulturstätten in entlegenen, fast unzugänglichen Hochebenen der Gebirge zu begründen, wundern — man denke nur an Bogotá —, selbst wenn man den einleuchtenden Grund des angenehmeren Klimas mit in Betracht zieht. Dies ist übrigens vielfach weniger angenehm, als es gerühmt wird, zeigt auch tropische Tüden, dabei rauhen Wechsel und die zuweilen sehr empfindlichen Kältegrade der hohen Lage. Meist sind wohl noch andere Gründe hinzugekommen, vor allem bestimmte dazu das Schutzbedürfnis vor Feinden. Im schmalen zentralamerikanischen Küstenkontinent waren es bis in verhältnismäßig neuere Zeiten die Heimsuchungen der nordamerikanischen, englischen oder sonstigen Flibustierzüge, welche die Ansiedler von der Küste vertrieben. Diese langjährigen Kämpfe haben sich ins Innere auf die Plateaus hinaufgezogen, bis sie endlich siegreich beendet wurden. Manche Denkmäler in Costarica und Nicaragua reden noch von ihnen.

Sicher hat dieses das Entstehen großer Handelsplätze an der Küste verhindernde Zurückziehen zu der, trotz der alten Beziehungen zu Europa herrschenden Rückständigkeit, Unergeschlossenheit und den nach innen gewendeten Streitigkeiten mit beigetragen. Die Stockung, der Rückschritt lag also nicht allein an der Rasse, er lag auch am Boden oder an der aufgezwungenen Wahl dieses Bodens.



Vegetation an einer Eisenbahnbrücke zwischen Port Limón und San José di Costarica.

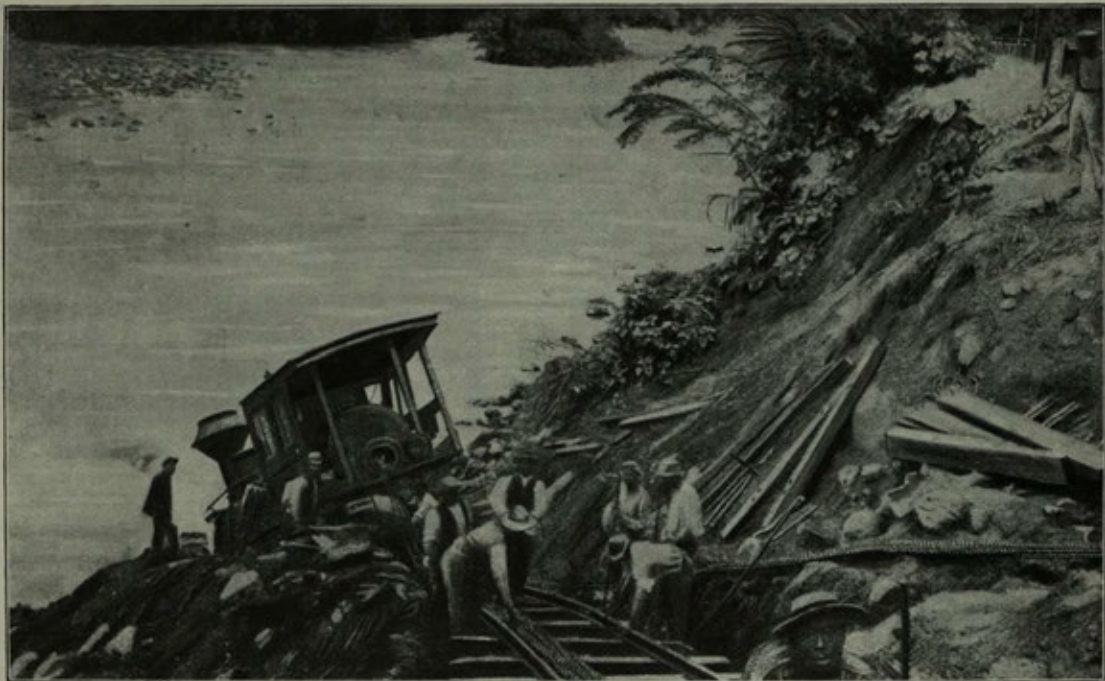
Anderseits bewährte sich allerdings wieder der zur Arbeit stärker anregende Einfluß des kälteren Klimas.

Doch nun wieder zu meiner Bahnfahrt! Ich kann nur jedem das tropische Amerika besuchenden Reisenden die Betrachtung dieser Strecke empfehlen. Er wird ihre Schönheiten würdigen, wie die der Panamabahn. Vielleicht wird er sie noch weit schöner finden, theils der Waldungen, theils der großartigen Gebirgszenerien halber. Ich habe jede Bahn in ihrer Art geschätzt. Je höher wir stiegen, desto wundervollere Landschaften entwickelten sich. In der starken Besiedelung längs der Linie trat die Negerhütte bald zurück. Schöne Landstüze, Haciendas und Fincas inmitten blühender Gärten, parkartige Strecken, auf denen Vieh weidete, wechselten mit prächtigem Hochwald, durch den man großartige Fernsichten und Blicke in Flußtäler und Schluchten genoß. Zuerst ward der Rio Malina gekreuzt, dann, bei Calabazo, der Rio Pacuare, und endlich der ansehnliche Reventazon, in dessen Thal die Cordillere erklimmen wird. Alle diese und noch andere Wasserläufe strömen der atlantischen Seite zu. Einen Fluß, wie den Reventazon hat der schmalere pacifische Küstenraum nicht aufzuweisen. Auf dem Zuge gab es nichts zu essen; ich glaube, es war in Calabazo, wo wir in dem Gasthause eines Nordamerikaners leidlich frühstückten, wozu als einziges, immerhin willkommenes Getränk Kola, eine süße Limonade, zu bekommen war.

Im Thal des Reventazon, der mit weißschäumenden Stromschnellen an prächtigen Waldusfern dahinschoß, gelangten wir dann an die Stelle des Berggrutsches, wo alljährlich die Regengüsse den Seifenstein und das weiche, abschüssige Erdreich ins Rutschen bringen. Man hat bisher kein Mittel gefunden, diesen Fehler des einzigen Ver-

Lehrsweges zwischen der Hauptstadt und ihrem Atlantischen Hafen zu beseitigen. Sonst wäre das Geschäft der englischen Kompanie glänzend, so aber ist es mäßig, zumal alle Güterbewegung während dieser Unterbrechungen stockt. Der Kaffee kann nicht oder nur spärlich zur Küste, die Einfuhr vermag nicht aufwärts zu gelangen. Der Schaden soll alljährlich Millionen betragen. In Port Limón, wo die meisten Nahrungsmittel von oben kommen, entsteht dann an gewissen Dingen eine Knappheit, wie in Hungersnöten. Man hätte die Bahn lieber auf das andere Flußufer übergehen lassen, indessen die sich dort bietenden ungeheueren Schwierigkeiten bestimmten zur jetzigen Linie, wobei man wohl gehofft hatte, eher Mittel und Wege zu finden, um den vorauszu sehenden Rückschlägen Einhalt tun zu können.

Wir Passagiere hatten zweimal zu Fuß, einmal eine recht lange, das andere Mal eine kurze Strecke zurückzulegen; beladen mit allen Schätzen Indiens — d. h. einem Teil des Handgepäcks — über Sandhügel und durch das Gedränge von Hunderten schwitzender Arbeiter kletternd, im Brande der Tropensonne, war das kein übermäßiges Vergnügen. Träger, die sich ansehnlich bezahlen ließen, gab es. Man überließ ihnen die schwereren Stücke bange des Herzens, ob man sie je wiedersehen würde. Die Bahnen selbst sorgen in diesen Ländern nämlich niemals für Überführungen übergebener Gepäcksstücke; die Gepäckscheine sind dann nur für Strecken ausgestellt, und das „help yourself“ kommt zur Geltung. Dies ist jedoch bei Lokalkunde und Sprachschwierigkeiten keineswegs so leicht ausgeführt, wie ausgesprochen. — Auch einige Damen stapften tapfer mit in der Karawane. Vier Stunden lang hatten wir bis zur Erreichung des Anschlußzuges auf offenen Loris, die von Maultieren munter



Die Absturzstelle im Reventazon-Tal an der „Linie“ zwischen Port Limón und San José di Costarica.

gezogen wurden, zurückzulegen. Es waren drei Karren mit je zwei hintereinander gespannten Tieren. So gut man es konnte, saß man, wie auf den Trümmern Karthagos, auf seinen Gepäckstücken, unter den mangelhaft schützenden Sonnenschirmen, eng aneinander gedrückt. Die Damen ließen ihre Beine herunterbaumeln. Manche der Einheimischen hatten es verstanden, ungeachtet des Verbots, einige große Koffer, die allen Platz fortnahmen, auf den Personenloris unterzubringen. Ein alter Jamaikakreole leitete das Ganze aber schließlich ganz zufriedenstellend, und die allgemeine Heiterkeit wurde nicht getrübt. Ich empfand sogar aufrichtige Befriedigung über diese Unterbrechung, da ich die schöne Landschaft eingehend bewundern, jeden Baum und Strauch, jede Blume und jedes Insekt betrachten konnte. Die Tiere mußten unterwegs mehrmals ausgewechselt werden. Wo Bäche durchschnitten, gingen sie unten in den Schluchten durchs Wasser, während wir oben auf den provisorischen Überbrückungen hinübergeschoben wurden. Ein fesselnder Anblick bot sich jedesmal, wenn die Ablösung auf fast unmöglichen Berg- und Waldpfaden sich näherte, während die abgelösten Tiere mit Wonne ihre fliegenden Flanken in die herabschießenden, kühlen Gebirgswasser tauchten. Während des Fahrens saß ein Mann vorn im Sattel; ein zweiter kutscherte seitwärts auf der Karre sitzend. Wo der Schienenweg es erlaubte, jagten wir oft um recht feste Kurven, bei denen man sich an irgendeinen Halt anklammern mußte. Ein wenig heiß ward die Reise schon, allein bei weitem unterhaltender, als sie im Eisenbahnwagen gewesen wäre. Von den hohen Bäumen hingen ungeheure Bartflechten, oder lange, beutelartige Nester der braungelben Webervögel schaukelten im Winde. Zeitweilig

konnte man Blumen pflücken. Vielsach traten Farnarten des kühleren Klimas auf, überhaupt änderte sich die Vegetation, obwohl Bananen und Palmen nicht verschwanden. Gewaltige Sumpfsgräser wiegen ihre stolzen Büschel. Zuweilen sah ich mich an die herrlichen Waldgegenden um Nikko in Japan erinnert. — Die zweite, nur fünf Minuten währende, doch um so heißere Fußwanderung begann nach Passieren eines Tunnels, hinter dem sich die Bergwand hochgetürmt schloß; damit war der ununterbrochene Bahnanschluß wieder erreicht. Die Großartigkeit der Szenerie steigerte sich noch. Es kam mir vor, wie auf einer Schwarzwaldbahnfahrt, wobei man sich die tropischen Eigentümlichkeiten und einen großdimensionalen Charakter hinzuzudenken hat.

Auf der Karre hatte ich eine eigenartige Bekanntschaft gemacht. Nämlich mir gegenüber hockte ein hübscher, knabenhafter Mann von fast sechs Fuß hoher Figur, im derben Reitanzuge, mit Revolver und Patronengürtel ausgerüstet. Und doch hätte ich darauf schwören mögen, es sei ein Weib; Körperformen, Hände, Manieren, Gesicht, Stimme, das abgesehne Haar — alles erschien weiblich. Ein untergebener, alter Jäger begleitete ihn. Er war gebildet, sprach englisch und erzählte mir, daß er von einer Bananenfarm gekommen sei, die er gemeinsam mit seinen zwei Brüdern jenseit des Vulkans Turialba besäße, und Pumas und Jaguare — hier Löwen und Tiger geheißt — jage. Aha, dachte ich, eine Sportdame, die in Männerkostüm die Gefahren der Wildnis zu kosten liebt. Später in der Hauptstadt ward mir jedoch gesagt, daß der Jüngling wirklich ein Jüngling sei, der Sohn der alten, vornehmen Familie Quirós. Er hat mich dann auch im Hotel aufgesucht, doch gerade im Moment meiner Abreise,

so daß die Bekanntschaft nur eine flüchtige blieb. — Der 3325 m hohe Turialba, der sich jetzt in das Landschaftsbild einschob, war bereits der erste Gipfel des Vulkan-systems, welches das Hochplateau östlich der Hauptstadt kränzt.

Weniger unterhaltend gestaltete sich wieder auf der Mahlzeitstation die Nahrungsfrage. Die *Alumérzos* (Frühstücke) und *Comidas* (Mittagessen) des spanischen Amerikas sind für den deutschen Gaumen kaum genußreich. Fleisch ist stets schlecht, der trockene Hühnerbraten eingeschlossen. Gemüse gibt es fast gar nicht, außer braunen Bohnen, die nicht schlecht wären, wenn man sie nicht zu fettig zubereitete; auch das wenige Gemüse und der Reis werden häufig durch schlechtes Fett verdorben. Eine große Rolle spielen die handgroßen, flachen, pfannkuchenartigen *Tortillas*, weißliche, leicht angebackene Maistuchen. Sie können gut sein, sind aber in der Regel, kalt gereicht, von häßlichem Beigeschmack. Man nimmt und zerreißt das weiche Gebäck mit den Fingern. Anfangs verblüffte mich bei jedem *Alumérzo* eine geheimnisvolle, unverständene Frage. Bald aber hatte ich ihren Sinn heraus und erwiderte auch auf das Unverständene mit Sicherheit: „*agua pasado*“, worauf ich richtig meine weichgekochten Eier bekam. Eier habe ich übrigens auf den Eisenbahnen vielfach roh als Hauptnahrung genossen; sie sind reinlich und kühl in der Hitze, während das Wasser der angebotenen *Limonaden* stets so verdächtig ist, wie die Sauberkeit der sonstigen Eßwaren. Bei Eiern muß man sich allerdings auch immer die segensreiche Umlagerung der Moleküle durch den Verdauungs- und Lebensprozeß vorstellen, denn wenn man sieht, was die spanisch-amerikanischen *Galks*, ähnlichen ihren chinesischen Verwandten, oft und

gern fressen, so ruft man entsetzt: diese Hühner sind doch die größten — Ferkel!

An einer Station verkaufte ein nicht allzu sauberes, sonst allerliebstes, junges Mädchen Kola. Sie war rot-haarig und hell wie eine Nordländerin, und grüßte uns mit bescheidenem Anstand. Seit Wochen sah ich zum erstenmal wieder Damen in guter europäischer Toilette. Es waren zwei Engländerinnen und die junge Frau eines einheimischen Haciendabesizers, die einer sehr eleganten Pariserin glich. Die zu uns eingestiegenen Damen bildeten nicht nur einen auffallenden Gegensatz zu dem übrigen Reisepublikum, sondern auch zu dem Haciendabesitzer selber, der die kurze schwarze Jacke eines einfachen Landmannes trug. Das Ehepaar fuhr bis zu ihrer Besitzung, der reizenden Hacienda Maria. Sie lag entzückend, doch, wie mir schien, etwas gefährlich oberhalb eines Bergflusses, der sich unter einer Steinbrücke weg in eine tiefe Schlucht stürzte. Die Schlucht weitete und vertiefte sich, auf dem kühnsten und höchsten Viadukt Costaricas überfuhren wir sie. Zwischen kesselartigen Wänden breitete sich das prächtige Tal zu Füßen aus. Landschaftlich war dies wohl der eindrucksvollste Teil der ganzen Strecke. Wegen recht empfindlicher Kälte freute ich mich, meinen Überzieher bei mir zu haben. Die Dunkelheit brach bereits an, als wir bei der alten, ehemaligen Hauptstadt Cartago mit 1417 m Meereshöhe, dann bei 1600 m die bedeutendste Erhebung der Strecke erreicht hatten, um hierauf ein Stück die Hochebene nach San José bis auf 1135 m wieder hinunter zu fahren.

Noch konnte ich, da die Bahn mitten in der breiten, grauig gepflasterten Hauptstraße entlang führt, den äußerst langweiligen Eindruck Cartagos mit seinen dorf-

ähnlichen, niederen Häusern feststellen, der sich beim späteren Tagesbesuch auch nicht wesentlich geändert hat. Von den Vulkanen war nichts mehr sichtbar, sonderlich nichts von dem 3414 m hohen Trazú, dem Bedroher Cartago's, der schon manches Uble gestiftet und namentlich durch Ausbruch von Wasserfluten jederzeit die über 6000 Bewohner zählende Stadt gänzlich zerstören könnte. Ich würde dies, wenn einem die armen Leute nicht leid täten, kaum sehr bedauern, und in der Verzweiflung eines sehr heißen Tages habe ich sogar einmal ingrimmig in mich hineingemurmelt: *ceterum censeo, Carthaginem esse delendam!*

Jetzt merkte man die Nähe einer Hauptstadt. Scharen von jungen Leuten aus San José drängten sich ungeniert mit in den Wagen. Allgemein ward ein junges, aus Europa zurückgekommenes Ehepaar begrüßt. Die Frau trug ein sehr auffallendes Umschlagetuch, rotweißblau mit Sternen und Streifen, einen Seidenschal aus San Salvador. Eine allgemeine Umarmung und Schulterbeklopfung fand statt. Es sieht für unser Auge recht komisch aus, wenn die Männer selbst um Damenrücken die Arme legen und sie ziemlich intensiv beklopfen. Das Lachen und Schwätzen im lebhaftesten Spanisch nahm kein Ende; in harmloser Rücksichtslosigkeit wurde ich auch mit gedrängt und gequetscht. Um 9 Uhr abends hatten wir das als reizend gepriesene San José erreicht, dessen gleichfalls einstöckige Häuser mir zunächst nicht viel zu versprechen schienen. Der deutsche Konsul Heintze, den ich von Hongkong her kannte, hatte mir gefälligerweise den Konsulatssekretär Herrn Klocke zum Bahnhof geschickt, mit dem ich auch schon, und zwar in Manila, zusammengetroffen war. Dieser freundliche und ungemein gefällige Beamte brachte

mich dann in einer Droschke in das Hotel Imperial, wo mir trotz der späten Stunde noch ein leidliches Nachtessen beschert ward, während mächtige Ratten dabei durch den leeren Speisesaal tosten. Später begrüßte mich Herr Konsul Heinge auch selber noch, um mir seine gern angenommenen Einführungsdienste anzubieten.





Mein Aufenthalt in San José di Costarica.

Sicherheitsmaßregeln und Grenzstreitigkeiten. — Das Hochtal von San José. — Stadtbild. — Hotelsverhältnisse. — Straßeneindrücke. — Die deutsche Kolonie. — Die Familien André und Wiß. — Kaffee-Fincas. — Deutschlands Interesse an hohen Kaffeepreisen. — Die Lazaristen. — Bischof Storck. — Indianersagen und Sitten. — Professor Pittier. — Neue Karte von Costarica. — Das Museum. — Über Schlangen. — Eine Poaspartie. — In Alajuela und Cartago. — Nordamerika in Costarica. — Bekanntschaft mit Herrn Peters und Festsetzung der Sarapiquireise. — Erwarteter Marinebesuch. — Vorstellung beim Präsidenten. — Besuch der Irrenanstalt. — Abschied von San José.

Wenn auch gelegentlich einmal ein bißchen Revolution gemacht wird und nachts an allen Ecken der stillen Hauptstraßen der Hauptstadt San José bis an die Zähne bewaffnete Polizisten ganz den Eindruck des Belagerungszustandes erweckten, so ging doch alles seinen geordneten, friedlichen Gang. Man wähnt dort wesentlich mehr, sich unter europäischen Zuständen zu befinden, als in irgendeiner anderen der zentralamerikanischen Republiken, San Salvador ausgenommen.

Wie in allen diesen lateinischen Staaten hegte man seinerzeit wohl mit den columbianischen Brüdern Mitgefühl und teilt mit ihnen die Abneigung, einst zum guten Bißchen Uncle Sams zu werden; allein über platonische

Rundgebungen kam dies nicht hinaus und wird es auch in Zukunft nicht. Man begriff vollkommen, daß die Losreißung Panamás diesem Lande nur zum Vorteil dient, obwohl gerade Costarica dadurch zunächst erheblich geschädigt ward. Costarica konnte sich nämlich nicht bei dem als egoistisch beargwöhnten französischen Schiedspruch beruhigen, der Columbiens das streitige Grenzgebiet zwischen dessen vormaliger Provinz Panamá und Costarica zusprach — nicht sowohl, weil dieser Spruch das Costaricaner Staatsgebiet wesentlich schmälerte, sondern weil weite, vermutlich auch erz- und goldreiche Strecken mit hineinbezogen worden sind, die als unzweifelhaft costaricanisch gar nicht dem Schiedspruch unterlagen. Mangelhafte Karten und mangelhafte Orientierung dienten zur Ermöglichung dieses kleinen Streiches. Wieder ein Beispiel des unsicheren Charakters von internationalen Schiedsgerichten! Es dürfte billig bezweifelt werden, daß die nordamerikanische Vormundschaft des Panamástaates je irgendwie zu Konzessionen geneigt sein wird, welche von der Regierung Columbiens noch allenfalls erhofft werden könnten.

Viel gerühmt ist das Hochtal von San José di Costarica — und mit Recht! Man rühmt seinen fruchtbaren Boden, seine zivilisierten Städte, den Kranz seiner Gebirge und Vulkane, die milde Frische seines Klimas. Es stellt eine breite, nach der Pacificseite zu geöffnete Mulde dar, mit nur teilweise flachem Boden. Ziemlich flach von der Höhe gesehen, findet man sie beim Durchqueren von reicher Gestaltung. Ansehnliche Höhen und Tiefen lösen sich ab; Wasserläufe, energisch eingeschnittene Rabinen durchziehen sie. Wälder, grünende Wiesen, wohlbestellte Felder und noch unbenußtes, oft felsiges Gelände wechseln.

Es schimmern der Bambus, die Musa und das helle Zuckerrohr, und auf großen Strecken dunkeln die vom rotblühenden Boróbaum umzäunten Kaffeepflanzungen, aus denen die höheren Schattenbäume ragen. Unter den Grasarten findet sich viel Neu-Guinea- und Parágras, beides eingeführte Sorten. Hier und da leuchtet weiß eine stattliche Kirche von einer Erhebung, hinter den Hügelwellen eine gestreckte Stadt hervor, am anscheinlichsten die Hauptstadt selber. Aber alles liegt verstreut, weit voneinander, der Eindruck des Horizontalen überwiegt. Die grünen Cerros im Süden steigen ein wenig steiler an als die nördlicheren Randketten, auf denen die Vulkane, der Irazú, der Turialba und der Poas aufgesetzt sind; nicht als imposante Einzelkegel, sondern mehr als höhere Randerhebungen. Es ist nicht alles bestelltes Feld, was sich scheinbar als solches in oblongen oder quadratischen Schattierungen, gleich unseren heimischen Ackerfeldern, an ihnen hinanzieht, um dann in Bambus- und Hochwald überzugehen. Auffallend waren mir einfache Ackergeräte, wie z. B. ein höchst primitiver Holzpflug.

In San José selber, obwohl der Hauptteil flach liegt, sind Terrainwellen zu überwinden. Diese geben Anlaß zur Krönung durch eine Kirche, eine Villa oder Gruppen von Palmen und der leicht und edel aufgebauten Araukarie. Über die Gartenmauern drängen Blumen; die dunkelgrünende Kaffee-Finca schließt an die Stadt, und in der Senkung sehen wir die zementierten, von Kanälen umzogenen Terrassen der Beneficios, der Fermentier- und Schälanstalten, auf denen die gewaschenen und fortierten Bohnen an der Luft trocknen.

Vielleicht wirkt die Schilderung zu poetisch, und deshalb seien, um ein der Wirklichkeit entsprechendes Bild

zu geben, auch nüchterne Züge genannt: teilweise unordentlicher Boden, mit mangelhaften, staubigen und steinigen Wegen; schmutzige Hütten und Häuser der äußeren Stadtteile und Einförmigkeit der oft schlecht gepflasterten, von den unansehnlichen spanischen Häusern gesäumten Straßen auch der inneren Stadt. Daher weiß ich nicht, ob das hohe Lob, das der Hauptstadt der Republik immer reichlich gespendet zu werden pflegt, nicht nur relativ zu nehmen ist. Allein bei gewissen Beleuchtungen, von gewissen Punkten aus mag eine entzückte Schilderung vollkommen entsprechend sein. Im Sattel sitzend, habe ich auch oft meine Blicke mit Wohlgefallen in der mannigfaltigen Umgebung auf den unter schönen Bäumen im reichen Flor der Bougainvillia und Rosen prangenden, ländlichen Häusern, wo blaue Winden sich über die Mauern drängten und leuchtend rote die dunklen Zypressen umwanden, ruhen lassen.

Die Droschken der Hauptstadt sind leidlich. Wenn du aber von oder nach dem Bahnhof in dem von dir gemieteten Behikel fährst, lieber Leser, so irrst du dich, wenn du meinst, es gehöre dir für die Fahrt nur allein. Bewahre! Jeder, der Lust hat, mitzufahren, winkt dem Kutscher und steigt ohne weiteres ein. Wie angenehm das ist, zumal wenn du verspätet dich in nervöser Angst befindest, den Zug zu versäumen, das kannst du dir denken!

Das an der Hauptstraße gelegene Hotel Imperial, das erste Hotel, entsprach durchaus nicht meinen Erwartungen. Die meisten dieser zentralamerikanischen Hotels befinden sich in italienischen Händen, einige in deutschen.

Die Bedienung ist muffig, zumal die farbige pflegt träge und gemütlos zu sein. Sie ist auch nicht immer

ehrlieh, denn mir sind gerade in Hotels Stück um Stück die Blätter von meinem Eigentumsbaum gefallen; in erster Linie die allerschönsten seidenen Krawatten, die ich mir aus Deutschland mitgebracht. Gott weiß, welche elende Ladinobrust in Costarica oder Nicaragua sie später geschmückt haben mögen!

Das Frühstück nahm man im Café. Man las dabei eines der bescheidenen hauptstädtischen Blätter und ließ sich gleichzeitig von famosen kleinen Kerls, die, lachend ihre weißen Zähne zeigend, zuweilen auch unter Puffen, im gegenseitigen Konkurrenzkampfe leben, die Stiefel putzen. Die Kabelnachrichten — alles nordamerikanisches Fabrikat — kamen mir gelegentlich spanischer vor, als das spanische Blatt selbst.

Es gibt in San José nur eine lange, dann ein paar kurze Hauptstraßen, und zwei hübsche Plazas; alle anderen sind ziemlich ungepflegte Nebengassen. Der Gesamteindruck ist aber kein ungünstiger. Die besseren Straßen sind makadamisiert, an den Übergängen auch wohl gepflastert. Nach nordamerikanischer Art sind sie von Holzpfehlern für elektrische Leitungen durchzogen. Die Trottoirs erfreuen sich einer ungemainen Schmalheit und teilweise des Charakters einer kleinen Felswand über einer Tiefe. Sobald weibliche Wesen, zigeunerhafte Indianerinnen, Ladinodamen oder Kreolinnen, daher kommen, pflegt der wohlerzogene Mann ohne Rücksicht auf Gliedmaßen und gepuzte Stiefel hinabzuspringen. Jene ziehen lediglich ihr schwarzes Kopf- oder Schultertuch fester an, um dann mit auswärts gesetzten, stolzen Füßchen, in kerzengerader Haltung weiter zu schreiten. Nur bisweilen bekommt man dabei einen Seitenblick aus einer dunklen Augenecke. Ich muß gestehen, ich habe diesen Kreolinnen, zumal wenn sie

fußfreie Röcke trugen, gern nachgeschaut. Mir kam dabei das Goethesche Wort in den Sinn: „Bliß! wie die wackern Dirnen schreiten!“ Überhaupt freut man sich, wieder so viele weiße Frauen und Mädchen zu sehen, selbst wenn sie das unbedeckte Haar und das malerische Schultertuch aufgegeben haben und im Blumengebäude mit Fegeschleppe vorbeiknistern.

So auf der Alameda sind diese Wesen reizend, auch sonst sollen sie ihre sehr angenehmen Seiten haben, nur — vor Heirat wird gewarnt! Hausfrauen werden sie selten. Mancher Deutsche aber erliegt Venauschen Augen, die bei zunehmender Korpulenz und Unordnung der Besitzerin ihre Zauberkraft bald einbüßen. Was soll der arme Mann schließlich auch anders machen?

Das Straßenleben ist interessant, aber nicht bunt. In farbige Stoffe gekleidete Indianer bilden nicht mehr die Masse. Alles ist überwiegend europäisch, und gerade das hat San José den guten Ruf verschafft. Man sieht zwar bräunliche Arbeiter, denen das Buschmesser selten fehlt, auch die Soldaten haben meist recht bräunlichen Teint. Chinesen habe ich kaum bemerkt und nur wenige Neger. In einzelnen Orten der Umgebung z. B. in San Domingo, fand man nicht selten einen rothaarigen, hellen Menschenschlag, obwohl auch diese Leute durchaus spanisch redende Costaricaner sind, werden sie vom Volke doch als „Fremde“ bezeichnet.

Die Soldaten machen in ihrer dunklen Uniform keinen schlechten Eindruck; zur Parade tragen sie Stiefel, auf dem Marsche laufen sie barfuß. Die Offiziere sind vom groben, braunen Typ bis zum eleganten weißen vertreten, erstere mit oft verschossenen, letztere mit glänzenden Goldverzierungen an Waffenrock und Mütze französischen Schnitts.

Überhaupt wird in ganz Zentral- und Südamerika, mit teilweiser Ausnahme in Chile, am französischen resp. spanischen Muster festgehalten, das deutsche scheint dem Geschmack nicht zu entsprechen.

Am besten gefielen mir die Polizisten, die ebenfalls in ganz Zentralamerika dunkle militärische Uniform zu tragen pflegen, die Hosen in Schnür- oder Knopfgamaschen. Grobkalibrige Revolver sowie der praktische Knüttel fehlen niemals, ein kurzes Seitengewehr ist oft außerdem vorhanden. In San José sind sie dann noch nachts mit scharfgeladenen Gewehren ausgerüstet, dies besonders in den der Präsidentenwohnung und den Banken nahen Straßen.

Seit dem vor einigen Jahren stattgefundenen revolutionären Versuch erst sollen sie so zahlreich sein; zudem sind sie sichere Wähler. Sie haben damals in dem lebhaften Straßenkampfe die revolutionären Soldaten zurückgeschlagen. Damals ist auch eine große Kaserne zerstört worden. Der Platz liegt noch heute wüst, und wie ich hörte, sollte er nicht wieder bebaut werden, weil er so die unmerkliche Annäherung an das regierende Viertel erschwert. Mehrere Kasernen befinden sich in der Stadt, die festungsartig geschlossen werden können. Die Generale schienen dem Präsidenten Esquivel ziemlich durchweg ergeben zu sein. Er stand allgemein im Ansehen und soll auch bei der Revolution nur wenige Ehrgeizige und Hitzköpfe zu Gegnern gehabt haben.

Unsere Landsleute erklärten desgleichen ihre große Zufriedenheit mit dem Präsidenten; das Verhältnis zur deutschen Kolonie könne gar nicht besser sein. Es wäre also lebhaft zu wünschen, daß die Vertreter des deutschen, von Nicaragua nach San José verlegten Berufskonsulates,

des leider bisher einzigen in Zentralamerika, stets verstehen würden, diese durch die angesehene Kolonie selbst angebahnten trefflichen Beziehungen ungetrübt aufrecht zu halten.

Die Firmenschilder über vielen der größten Läden, die übrigens mehr ländlichen Magazinen gleichen und großstädtischere Auslagen vermissen ließen, verweisen auf den deutschen Inhaber. Der Vorname ward häufig latinisiert. Dies beweist noch nicht das Aufgeben der Betonung der eigenen Nationalität, sondern entspringt mit aus der romanischen Anrede, die den Vornamen statt des Zunamens gebraucht. Dadurch wurde der eingewanderte Deutsche eben unter seinem von dem Landesinsassen latinisierten Namen bekannt und behielt ihn schon aus Bequemlichkeit oder Geschäftsgründen bei.

Wenngleich der Inhaber beim Einzelverkauf der Fülle seiner Artikel die Kunden gelegentlich persönlich mit bedient, so pflegt er vielfach doch dabei der bedeutende Großkaufmann und auch Besitzer von Kaffeepflanzungen zu sein. Manches Mitglied einer wohlbekannten Hamburger, Bremer oder rheinländisch-westfälischen Firma würde sich in Deutschland allerdings hüten, etwa gar in Hemdärmeln hinter dem Ladentisch zu stehen. Hier macht das aber gar nichts aus. Derselbe Herr erscheint dann wieder im eleganten Reit- oder Gesellschaftsanzuge an der Spitze der Gesellschaft oder als liebenswürdiger Gastgeber in seinem komfortablen Hause.

Im Hauptviertel liegt die von sehr hübschen Anlagen zu einem angenehmen Aufenthalt gemachte Plaza, an der sich die stattliche Kathedrale Kirche nebst dem angebauten bischöflichen Palast erhebt. Der Bischof wohnt viel vornehmer als der Präsident.

Auf dem von schattigen Bäumen umgebenen, viereckigen Platz wachsen wundervolle tropische und subtropische Pflanzen und Blumen. Zu der doppeltürmigen, dreischiffigen Kathedrale führt eine nicht hohe, doch breite Freitreppe hinan; Blumen, Palmen, Araukarien und Edeltannen wachsen zu beiden Seiten. Auch das Innere zeigt mehr Geschmack und weniger Überladung. Den eingegitterten Platz, der abends geschlossen wird, umgeben an der zweiten Seite eine Kaserne, an der dritten und vierten Klubs und bessere Wohnhäuser. Auch die hübsche Auslage des bedeutenden photographischen Geschäfts befindet sich hier, von dessen Filiale in Port Limón ich schon früher sprach. Der Chef heißt Wimmer.

An einer sich senkenden Straße, als deren Abschluß man wieder eine weiße, hübsche Kirche und in der Ferne das grüne Gebirge sieht, erstreckt sich das Seminar der Lazaristen, dessen deutscher Leiter, Dr. Stork, stellvertretender Bischof, später wirklicher Bischof von Costarica geworden ist.

Von sonstigen, trotz der Erdbebengefahr zweistöckigen Häusern wären einige Regierungsgebäude, das Heim der nordamerikanischen Fruit Company, die nationale Bank und vor allem das Theater zu nennen. Das Theater, im italienischen Geschmack, von italienischen Künstlern gebaut und ausgestattet, würde, äußerlich wie innerlich, jeder europäischen Großstadt zur Zierde gereichen. Für dieses wenig bevölkerte Land und für diese von allerhöchstens zehntausend in Betracht kommenden Menschen bewohnte, kleine Stadt erscheint es unberechtigt stolz. Darin bekundet sich auch in dem sonst vernünftigeren Costarica die nicht mit Wirklichkeiten rechnende spanische Prahlucht. Der Theaterbau hat dem Lande argen finanziellen

Schaden getan. In der Regel steht er obendrein unbenutzt da, weil die Gesellschaften, die zeitweilig hinkommen, keine Geschäfte zu machen pflegen. Der Präsident besitzt eine Loge nebst Empfangszimmern, wie ein Souverän. — Der Fremde aber, der, wie ich, noch die fürchterliche columbianische Halbkultur im frischen Gedächtnis hatte, freut sich dennoch über diesen fast zwecklosen Musentempel als Erzeugnis höherer Zivilisation.

Eine einzige elektrische Bahn — natürlich nordamerikanisches statt deutsches Unternehmen — verbindet die Vororte an den Enden der langgestreckten, sich über Berg und Tal fattelnden Hauptstraße. Sie geht beträchtlich ins Land hinaus, an dem westlichen Ende über eine weite Prärie, dem Stolz der Bürger von San José, wo sie ihre Rinder weiden dürfen, wo eine Renntribüne steht, und wo Jung-Europa und -Amerika einige Plätze für Sportspiele besitzen.

Wenn die Wagen allerdings reinlicher sein könnten, so muß man anerkennen, daß dies bei lebhafter Mitbenutzung durch ein ziemlich unsauberes Proletariat schwer ist; in anderen Städten Zentralamerikas findet man häufig noch mehr Grund zur Unbehaglichkeit.

Elektrisches Licht, Wasserleitung, Kanalisation, Sprengwagen und andere Kulturerrungenschaften besitzt das höchstens 25—30 000 Einwohner zählende San José schon längst; nichtsdestoweniger finden die Masgeier, die Zapalotes, wie ihre ziemlich zahlreiche Anwesenheit auf den Dächern beweist, ausreichende Beschäftigung. In den äußeren Stadtteilen, wo das indianische Blut sich in den Mischungen vorherrschend zeigt, läßt die sanitäre Aufsicht des Menschen auch erheblich nach.

Ungeachtet der schwerbewaffneten Polizei sind Ein-

bruchsdiebstähle nicht selten; die Sicherheit der Person dürfte sonst kaum geringer sein als bei uns. Die Leute sind nicht gewaltfamer Natur; nur wenn sie zu viel Zuckerschnaps getrunken haben, hauen sie wohl einmal blindlings mit der geliebten Machete aufeinander los. Selbstverständlich pflegen dann erhebliche Späne von menschlichen Körpern zu fallen.

Auf einem zweiten hübschen Schmuckplatz am Wege zum Bahnhofe, wo der selten fehlende Springbrunnen plätschert, konzertiert zweimal wöchentlich die Militärkapelle recht achtbar; hier kann man die Schönen jeder Gattung in Hut oder Tuch reichlich an den meist milden Abenden bewundern. Sie promenieren oder sitzen auf Bänken und Balustraden reihenweise, ohne Jünglinge und sonstigen Anhang oder mit ihnen. Das übliche, unermüdliche Herumrennen um die Promenadenplätze wird überwiegend in nach Geschlechtern getrennten Trupps abgemacht, während der eigentliche Flirt mehr hinter geschlossenen Türen zu spielen scheint. An diesem Plage befand sich das schönste Wohnhaus von San José und wohl ganz Costaricas. Es gehörte einem deutschen Firmenchef, Herrn André aus Westfalen, der nebst seiner anmutigen Frau Gemahlin zu den vielen liebenswürdigen Persönlichkeiten zählte, die mir San José zu einer so dankenswerten Erinnerung machten. Herr André besaß sehr gute Reitpferde; freundlichst stellte er mir sie bei den Ausritten, die wir meist gemeinsam machten, zur Verfügung. Ich habe hier zum erstenmal einen spanisch-amerikanischen Paßgänger geritten. Diese Tiere werden hochgeschätzt; ihre kurztrippelnde, rasche Gangart hat, sobald man sich daran gewöhnt, etwas sehr Angenehmes und ungemein Schonendes auf längeren Reisen. Zu einem frischen Ritt zog ich

jedoch eine in herkömmlicher Weise zugerittene hohe Kentuckystute vor.

Nur reiche Leute befinden sich in der Lage, sich deutsches Personal halten zu können. Das heimische pflegt wenig zu taugen. Zum Kummer der Herrschaften aber kommt bald irgendein Heiratskandidat, und dann ist es mit den Genüssen der Küche und der Ordnung im Hause wieder kümmerlich bestellt. — Auch eines Landsmanns aus Bayern, der sich mit einheimischen Familien verschwägert hat, gedenke ich gern. Dieser, Herr Felix Wiß, der frühere stellvertretende deutsche Konsul, ist mir treu behilflich gewesen. Seinen Sommeritz, von dem er jeden Tag zur Stadt ritt, hatte er draußen im Gebirge, in Los Cuadros. Es war ein anspruchsloses Landhaus, von dem man aber eine herrliche Aussicht über die Hochebene von San José genoß und in dem die zahlreiche Familie sich sehr wohl zu befinden schien. Die Leute waren so herzlich und gastfrei wie nur möglich. Wir hatten dort ein allerliebstes Picknick in einem Bambusgebüsch, an einem nahen Waldfluß, aus dem die Stadt ihr Wasser bezieht.

Noch von manchen angesehenen Deutschen, z. B. von Herrn Wahle, erhielt ich freundliche Einladungen. Verschiedene Kaffeesincas habe ich dann besucht, darunter eine in Drozi im schönen Reventazontal. Sie gehört der Bremer Firma Eggers & Stalforth. Ein junger Teilhaber, Herr Lohrengel, begleitete mich. Wir fuhren mit der Bahn nach Paraiso, einer Station hinter Cartago, wo ein alter deutscher Stationsvorsteher seines Amtes waltete. Von hier aus bestiegen wir Pferde. Paraiso ist, im Gegensatz zu seinem Namen, den es einst von den in Drozi vielfach dem Fieber erliegenden Spaniern erhielt, ein unschöner Ort. Das Reventazontal war einer der alten Wege, auf

dem die Spanier vom Osten her ins Innere drangen. In der Neuzeit gab es hier beim Bahnbau einen großen Chinesenaufstand, weil die armen Kerle nichts mehr zu essen bekamen. Von den benachbarten Höhen sind sie damals mit Kanonen beschossen worden. — Gegen Kälte und Regen konnte ich mich nur durch einen in Paraiso geliehenen alten Sack schützen. In einer italienischen Aneide nahmen wir einen gemischten Schnaps, den der Wirt mittels eingetauchten schmutzigen Daumens liebevoll bereitete. Wir ritten steil hinab, dort wo der Rio Agua Caliente sich mit dem Rio Grande zum Reventazon vereinigt. Der Blick ins Tal ist wieder reizend: über die Berge ziehen sich die Urwälder, unten die sich windenden, schäumenden Flüsse, die höheren Steilborde des Reventazon; mehrere Ortschaften und Hacienden schimmern herauf. Mit Vorsicht überritten wir eine morsche Brücke voll klaffender Lücken. Die Orangenbäume der Gärten fielen durch besonderen Fruchtreichtum auf. Über den Rio Grande führt eine Drahtseilbrücke. Die von uns besuchte Finca hieß Anita; der Maschinist war, wie die meisten Maschinisten deutscher Beneficios, ebenfalls Deutscher. Drozi liegt schon tief und heiß und ist noch immer ein wenig fieberverruhen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß der Bambus mit grünem Holz einheimisch, der mit gelbem importiert sei. Beide Arten wölben ihre zartgesiederten Blätter nebeneinander. Sodann ritt ich mit Herrn Lohrengel nach Tres Rios, wo er selber die Finca Bella Vista verwaltete. Auf dieser weit eleganteren Besitzung, auf der es einen schönen Garten und großen Überfluß von Hunden gab, übernachtete ich. Herr Lohrengel war ein großer Jäger vor dem Herrn und schoß um diese Zeit mit einem anderen deutschen Nimrod aus der Hauptstadt viele Schnepfen. Man muß jedoch

jung und klimatisch sehr fest sein, um solchen Anstrengungen ohne Schaden obliegen zu können. Eine fidele Indianerin besorgte den Haushalt, und zwar gar nicht übel. So verschaffte uns das Junggesellenheim, unter den Auspizien dieser lochenden Eingeborenen, ein sehr nettes Essen unter einem Schattenbaum im Garten, an dem auch junge deutsche Damen teilnahmen.

Die Tätigkeit des Kaffeepflanzers kann zur Erntezeit eine sehr angestregte sein, sonst läßt sie ihm manche Zeit übrig — zum Nachdenken. Zum Beispiel in Zentralamerika darüber, wo sein schönes Geld geblieben ist, das er vor dem Sinken der Kaffeepreise besaß. Unruhe in den Ländern, erbärmliche Valuta, Vulkanausbrüche, Arbeiternot, zum Teil auch Krankheiten des Kaffees, von denen ich den weißliche Flecken auf Blatt und Bohne hervorbringenden Pilz *Stilpium flavatum* sah, haben den Verlust von Hunderttausenden, denen man in Hamburg, Bremen usw. nachtrauerte resp. noch heute nachtrauert, verschärfen helfen. Viele Fincas waren zuvor viel zu teuer gekauft, andere mußten notgedrungen von Firmen, die gar nicht im Kaffeegeschäft zu Hause waren, aber anders nicht zu ihren ausstehenden Geldern kommen konnten, übernommen werden.

Das war oder ist noch der ziemlich traurige Stand der Dinge für sehr viele unserer zentralamerikanischen Landsleute, weshalb auch die deutschen Klubs nicht so viele vergnügte Gesichter, die Gesellschaft nicht die üppige Gastlichkeit zeigten, die früher wohl an der Tagesordnung gewesen sind. Leider betrifft dieses Unglück nicht nur die Börsen einiger Großkaufleute, die es vertragen können, sondern die Kalamität hat für ganz Deutschland nachteilige kommerzielle und politische Folgen. Ein Aus-

gekauft werden durch nordamerikanisches Kapital wäre nicht unmöglich; wahrscheinlich aber glauben die Herren aus den Staaten, bei einigem Warten die Früchte billiger ernten zu können.

Deutschland hätte also ein Gesamtinteresse an hohen Kaffeepreisen und an besserer Valuta der zentralamerikanischen Kaffeeländer.

Ferner sah ich die entzückend gelegene Finca Granadilla näher der Stadt. Hier wächst der beste Kaffee Costaricas, der in London die höchsten Preise erzielt, nämlich 100 sh für den Sack. Es ist eine helle, große und wunderschön gleichmäßige Bohne. Auch diese Finca war schon sehr bedroht. Da erhielt der junge deutsche Eigentümer, Herr Koberg, Beistand von einem kapitalkräftigen deutschen Freunde und verwandelte entschlossen den ganzen Betrieb seines Beneficios in einen modern elektrischen. Seitdem blüht der prachtvolle Besitz wieder. Finca und Beneficio sind lange nicht immer miteinander verbunden, denn das kostet ein sehr bedeutendes Anlagekapital, für ein größeres Beneficio etwa 200 000 Mark. Dies besteht in der Hauptsache aus Maschinen zum Sortieren, Trocknen, Schälen und Fermentieren der Bohnen. Außerlich sieht man außer den Maschinen- und Stapelhäusern eine Reihe zementierter und von fließendem Wasser kanalartig umgebener Terrassen und Bassins.

Zucker, der im Überfluß wächst, wird fast nur zu Schnaps und Dulce (einem rohen Produkt) verarbeitet. Das Alkoholmonopol gewährt der Regierung eine große Einnahmequelle.

Die oben erwähnten Lazaristen waren meist im rheinischen Deutschland daheim, außer Herrn Dr. Stord traf man daher noch manchen Landsmann unter ihnen; einer

der Priester entstammte dem urprotestantischen Mecklenburg. Der letzte Bischof von Costarica war der verstorbene Dr. Thiel, eine bedeutende Persönlichkeit. Überall ward mir von ihm erzählt; wissenschaftliche Werke rühmen ihn als Sammler und Forscher; die Geographie dankt ihm einiges, mehr vielleicht die Völkertunde seinem Studium der einheimischen Indianerstämme. Da er spanisch oder französisch zu schreiben pflegte, so sind seine Arbeiten weniger ins deutsche Publikum gedrungen und, wie es scheint, auch nicht übersetzt worden.

Es ist nicht selbstverständliche Sache, daß der Bischof von Costarica ein Deutscher sei; es war dies nur eine günstige Fügung. Mag man auch Grund haben, das deutsche Herz so mancher Ultramontanen anzuzweifeln, so darf man doch nicht verallgemeinern. Ich habe in überseeischen Ländern, wie nun auch in Costarica, mehrfach katholische Priester getroffen, die als Persönlichkeiten dem Vaterlande mehr Nutzen schafften, als mancherorts die so vielfach unter sich uneinigen Geschäftsleute.

• Deshalb schien mir die damals noch schwebende Nachfolge Dr. Storcks, die von den Entschlüssen in Rom abhing, eine wünschenswerte Sache zu sein. Die costaricanische Priesterschaft, der die Überlegenheit der deutschen Bildung nicht genehm ist, wollte keinen Deutschen wieder. Vom rein nationalen Standpunkte, vielleicht auch vom liberalen aus, wenn von solchem hier die Rede sein kann, mochte sie nicht unrecht haben.

Von Dr. Storck, dessen Unterhaltung mir sehr lehrreich war, habe ich manche Freundlichkeiten erfahren. Die im Besitz des bischöflichen Palastes befindlichen Sammlungen sind wohl ausschließlich von Dr. Thiel zusammengebracht. Am schönsten erschienen mir die ausgestopften

Vögel. Aber auch ganz hervorragende Altertümer sind vorhanden, die vor allem dem blühenden und schattig-stimmungsvollen Hofgärtchen des Seminars einen ganz eigenen Reiz verleihen. Besonders bemerkenswert war ein vermutlich sehr altes Steinidol, dessen eigentümliche Skulptur, eine Eule, die ein mit dem Gesicht nach oben gekehrtes menschliches Wesen im Schnabel hält, die Verkörperung der indianischen Schöpfungssage darstellt. Bischof Thiel hatte auf seinen Reisen auf der Halbinsel Nicoya und in den unzugänglichen Gebieten der im südlichen Costarica hausenden Talamanca die Indianer gefragt, ob ihr Land schon immer dagewesen, ob sie selber schon immer dagewesen usw. Darauf erzählte ein alter Indianer ihm folgendes: In einer Höhle Costaricas, zu einer Zeit, wo noch alles auf Erden wüßt und leer gewesen, hätte eine Eule gefressen und das Siebengestirn erblickt. Sie sei freventlich gen Himmel geflogen, wo Gottvater sie zur Strafe am Siebengestirn festgenagelt habe. Vögel hätten ihr Nahrung dorthin gebracht und ihre Verdauungsprodukte seien auf die Erde zurückgefallen, die, nun fruchtbar geworden, die Pflanzenwelt erzeugt habe. Um vom Siebengestirn befreit zu werden, übernahm dann die Eule den Auftrag Gottvaters, den Menschen (hier natürlich gleichbedeutend mit Indianer) auf die Erde hinabzutragen. Da sie ihn nicht mit den Krallen berühren durfte, sei er von ihrem Schnabel am Kinn gehalten worden; daher schaue der Mensch jetzt nach oben, während die Eule nach unten blicke. So sei der erste Indianer auf die Erde gekommen.

Eine Steinsäule, einen Menschen mit Fischkopf darstellend, darf vielleicht als eine Indianer Erinnerung an die Sintflut aufgefaßt werden. Seltsam erscheint die

Steinskulptur eines gekrönten Krokodils. Ferner sah ich in den Sammlungen des Seminars polychrome Nazikenstühle und eine bemerkenswerte Achatschale. In dieser mischten Bundesgenossen Mais mit ihrem Blute und verpflichteten sich durch dessen Genuß zur Blutsbrüderschaft. In der Sammlung des bischöflichen Palais befindet sich eine Schale, die vollkommen etruskischer Terrakotta gleicht; sie soll nur noch in einem zweiten Exemplar vorhanden sein. Dann ist dort mancherlei Nazikenschmuck, u. a. ein Adler aus Gold. Nebenher bemerkt, besitzt die bischöfliche Kapelle einen angeblichen Murillo, dessen Wert auf 20 000 Taler geschätzt wurde.

Von Dr. Stord, den Pfarrern Dunkel, Schneider und Trapp sowie einem eben aus dem Süden kommenden Indianer-Missionar erfuhr ich allerlei über die Costarica-Indianer, deren Überreste teilweise, im Gegensatz zu den kulturell so auffallend entwickelten Bewohnern der mittleren Hochebene, zu den wildesten Stämmen Zentralamerikas gehören. Ich selbst sah einige kümmerlich aussehende Talamancas, die zeitweise den Bischof besuchen und dann in einer Art Stall des Seminars wohnen. Dr. Stord schenkte mir ein hübsches Jaguarfell, das sie ihm gerade gebracht hatten. Der Indianer-Missionar machte mir einen sehr guten Eindruck. Das Leben eines solchen Sendboten in den landschaftlich prachtvollen, aber höchst unzugänglichen Gegenden Südcostaricas ist voller Entbehrungen. Der Missionar erzählte mir, es sei außerordentlich schwer, das Zutrauen der früher von spanischen Gouverneuren, aber auch von gewissenlosen Priestern oft schlecht behandelten Naturmenschen zu gewinnen. Am verschlossensten und mißtrauischesten sind die Weiber, die wohl die meisten schlechten Erfahrungen gemacht haben. Er

hatte z. B. sechs Jahre unter den Indianern gelebt, ohne je erfahren zu können, wo sie ihren Begräbnisplatz hätten. Schwächlich geworden, erzeugen sie nur wenige Kinder und töten diese wohl zuweilen. So manche ihrer Geseze und Sitten erinnern lebhaft an die, welche ich bei Kanaken des Bismarck- und Salomonarchipels in der Südsee fand. So herrscht auch hier die Erbfolge in der weiblichen Linie. Nicht der Sohn erbt, sondern der Schwestersohn. Allmählich beginnen die Indianer mit den ihnen zugeführten Geräten die verabreichten Feldfrüchte anzubauen, deren Nutzen sie nach und nach begreifen. Mit den älteren Leuten kommt man nicht mehr zum Ziel; die Männer arbeiten überhaupt nicht. Eher erreicht man etwas bei den Kindern, aber nur bei verheißennem Lohn. — In ihren religiösen Überlieferungen reden sie von einem Gottvater, einer Gottmutter, einem Gottsohn und einer Gotttochter.

Von den Indianern im Terragebiet erzählte Dr. Stork mir, sie pflegten die Leichen ihrer Angehörigen im unteren Teil ihrer Baumwohnungen zu verscharren, infolgedessen die Verwesungsgase diese häufig verpesteten. Das möge mit zu der großen Sterblichkeit beitragen. Das unmittelbare Baden nach den Mahlzeiten, bei dem hauptsächlich die Entleerung vollzogen wird (ebenso wie bei melanesischen oder malaiischen oder indischen Völkern), wäre vielleicht auch ein Faktor zur Gesundheitschädigung, also indirekt zur Lebensverkürzung.

Professor H. Pittier de Fabrego, der Direktor des naturhistorischen Museums in San José, hat die Thielschen Indianerforschungen fortgesetzt. Unter anderem machte er in der Zeitschrift für Ethnologie Mitteilungen über die aussterbenden Tirub oder Terrabas (richtiger als Terribe).

Der berühmte kriegerische Stamm, der im 18. Jahrhundert noch einige tausend Mitglieder zählte, besteht heute nur aus kaum ein paar hundert Seelen, obendrein ganz überwiegend männlichen Personen. Pittier verweist hier auf englische Untersuchungen, die zweifellos einen Zusammenhang ungünstiger Ernährungsweise mit der Abnahme weiblicher Geburten erkennen lassen.

Ich habe Herrn Professor Pittier, einen französischen Schweizer, der als Geometer hinauskam und heute eine angesehene Stellung als ethnographischer Forscher, Geograph und Kartograph in der wissenschaftlichen Welt einnimmt, wiederholt besucht. Er war zurzeit mit seiner Stellung, sonderlich wohl mit der Behandlungsart seitens der Regierung von Costarica, nicht zufrieden. Ihm waren verschiedene Posten angeboten, so durch die nordamerikanische „Fruit Company“, die, wie er sagte, eine Station zur rationellen Beteiligung der Wissenschaft an praktischen Kulturversuchen zu gründen gedachte und sich auf diesem Wege schon manche Vorteile gesichert habe. Vielleicht würde er auch für die Unionsregierung nach den Philippinen gehen. Ich vermute, daß die Republik Costarica, der er in der Landesvermessung große Dienste geleistet, ihn finanziell nicht ausreichend gestellt hatte und ihn auch sonst behinderte, so in der Ausgabe seiner neuen Karte von Costarica (1902), in die ich einen Einblick erhielt. Die Höhenbestimmungen darin sind der großen Schwierigkeiten halber wohl nur barometrische. Bis dahin war die auch von mir benutzte, von Dr. Friedrichsen in Hamburg 1876 herausgegebene Karte noch immer die beste. Die Regierung wollte Pittier nun nicht die Veröffentlichung seiner Karte gestatten, vermutlich weil der Präsident Bedenken wegen der nicht zur Zufriedenheit Costa-

ricas und, nach Ansicht Costaricas, noch nicht endgültig geregelten Grenzfrage mit Columbien hegte. Ich glaube, Pittier stand, in der Befürchtung, die Früchte und Ergebnisse seiner sauren Arbeit nutzlos veralten zu sehen, im Begriff, die Ausgabe der Karte auf eigene Faust in Washington zu bewirken. Da dies nun nicht geschehen, sondern inzwischen ein Ankauf und Veröffentlichung der Karte seitens der Regierung von Costarica stattgefunden hat, so muß wohl zwischen dieser und dem Gelehrten eine Einigung erfolgt sein, die ihn vermutlich in San José hielt. Da ich die Karte nicht wieder sah, weiß ich nicht, mit welcher Grenzangabe sich Costarica zufrieden gegeben hat.

Das Museum befand sich augenblicklich in einem Umwandlungsstadium; nur wenige Stücke hatten Aufstellung gefunden, darunter altindianische Gefäße, die auf Einflüsse des Nordens (Mexiko) oder Südens hinwiesen: Götzenbilder und Spielzeug, in Darstellung männlicher und weiblicher, zum Teil als Flöten eingerichteter Figuren, verzierte Trachtgefäße, Obsidianmesser, Steinbeile, eine Art Klarina usw. Die Verzierungen sind farbig oder nur durch Eingrabungen bewirkt. Die Gefäße aus den Nordgebieten erinnern wieder lebhaft an etruskische. Herr Pittier erzählte mir von einer prachtvollen Sammlung indianischer Altertümer, die einer Frau Troeger in Cartago gehört und von dieser nach Pittsburg in Nordamerika verkauft worden wäre, dessen Museum in dieser Beziehung jetzt das erste der Welt geworden sei. Professor Pittier ist auch als Meteorologe und Botaniker tätig. Über verschiedene Pflanzen, die mir aufgefallen waren, gab er mir Auskunft. Wie es schien, standen ihm zwei Gehilfen zur Seite, der eine ein kleiner

Mann aus Forst in der Lausitz, versorgte als Waldbläufer und wohl auch als Konservator die zoologische Abteilung. Er schien alle Vögel und Schlangen zu kennen. Giftschlangen, sagte er, haben besonders drei Merkmale: Schuppen auf meist plattem Kopf, kurzen, dicken Körper und den After nahe am Schwanz. Sie sind sehr träge, lieben Lichtungen und gehen nur langsam aus dem Wege. Die längeren und dünneren ungiftigen Schlangen verhalten sich weit lebhafter; der Kopf zeigt ein flaches Muster, der After befindet sich mehr in der Körpermitte. Die Boa hänge, wenn sie Hunger habe, beutelauernd lang von einem Baumaste herunter. Den Menschen griffe sie nicht an, obwohl sie ihn erwürgen könne. Er sei einst zweimal dicht an einer solchen hängenden Schlange vorübergegangen; sie hätte nur leicht den Kopf nach ihm gedreht, den er ihr beim zweiten Vorüberschreiten mit einem Machetehieb abgeschlagen habe. Wie er mir die Giftschlangensammlung zeigte, meinte er, ein solcher Reichtum giftiger Reptile könne wohl bedenklich machen. Unter anderen sah ich die häufige Klapperschlange und die sehr gefährliche, schöngefärbte Samtschlange, die im Sarapiquíthal besonders heimisch ist. Die Samtschlange hat ein Gebiß von auffallender Größe. Der Lausitzer gab den üblichen Rat, nach einem Schlangenbiß das verletzte Glied sofort abzubinden und die Wunde unverzüglich mit einem glühenden Eisenstück auszubrennen. Dann solle man schwitzen, wozu heiße Steine gebraucht werden könnten, und eine Lösung von Senfmehl in heißem Wasser zu sich nehmen, damit eine allseitige Entleerung bewirkt werde. Von der oft gerühmten Wirkung des Alkohols hielte er nichts. Der Biß mancher Giftschlangen sei nicht absolut tödlich. Er zeigte mir mehrere Narben am Arm, die von Bissen

nichtgiftiger Schlangen herrührten. Häufig, meinte er, wirkten solche aber wegen Infizierung durch faulende Fleischreste am Maule des Tieres ähnlich den Bissen von Giftschlangen, weshalb man manche für giftig erklärt habe, die dies nicht seien. Die große, grüne Schlange z. B. — es ist wohl die Sabanera — ist nicht giftig, ebensowenig die Korallenschlange. Über die Giftigkeit der vielen Arten der verbreiteten Korallenschlangen, die zu den Giftschlangen gezählt und vom Volke für giftig gehalten werden, habe ich stets sich widersprechende Urteile gehört; vielleicht gibt es giftige und nichtgiftige. Nach Angabe einiger Zoologen soll der Biß der Korallenschlange ihres engen Mauls halber ungefährlich sein.

Nächst den Giftschlangen hielt mein Gewährsmann den Jaguar für das gefährlichste Tier Zentralamerikas. Der Tapir greife nur an, wenn er angeschossen sei, weiche aber niemals aus. Beim Angriff marschirt er gerade auf sein Ziel los und durchschwimmt etwa den Weg kreuzende Gewässer nicht, sondern schreitet auf deren Grund hindurch.

* * *

Mit mehreren der Priester, alle sehnige, sattelerprobte Männer im Alter von 28—33 Jahren, stattete ich in Gesellschaft des deutschen Konsuls, des Teilhabers der katholischen Buchhandlung von Lehmann, Herrn Drechsler, eines Württembergers, sowie des gutmütigen Laienbruders Florian dem Poas-Vulkan einen Besuch ab.

Der 2644 Meter hohe Poas wird öfter besucht. Die Besteigung an sich ist nichts Besonderes, die Schwierigkeit hängt eben nur von der Jahreszeit und der Ausdauer der Reitpferde ab. Nach schwerem Regen wird der Weg un-

passierbar. Laut dem Urtheil eines Kundigen sollte er für uns bereits trocken genug sein, jedoch war dies nicht ganz so der Fall, und das machte die kleine Expedition hindernisreich, aber auch interessant.

Eines Nachmittags fuhren wir mit der Bahn nach der ansehnlichen Stadt Alajuela, von wo wir abends bergan bis zu dem Flecken (Villa) San Pedro de la Calabaza, in der Nähe des Bergfußes ritten. Leider hatte ich einen schandbaren Sattel; der Weg war sonst wundervoll. Ich erinnere mich noch gern der tiefen, dunkeln Schluchten mit ihren rauschenden Wassern und überbauten, nachtdunkeln Holzbrücken, der weiten Ausblicke auf die Ebene mit den schimmernden Lichtern der Ortschaften, des Zirpens der Grillen und des süßen Geruches der Zuckrohrfelder.

Wir fanden rührend gastliche Aufnahme im Hause des einheimischen Priesters Porras, eines originellen klugen Mannes, der den Deutschen gut Freund ist und eine weit über seinen Bezirk hinausreichende leitende Rolle spielt. Ein junger Vikar aus Schwaben stand ihm zur Seite. Diese Priester führen ein hartes, arbeitsreiches Leben; die Seelsorge bringt fast tägliche, anstrengende Ritte in oft ganz wilde, gefährliche Gegenden mit sich, manchmal auch lange Reisen zu entlegenen Indianerstämmen. Zuweilen fertigen sie dabei Karten an, die wesentlich zur Erforschung des Landes dienen.

Pfarrer Porras, ein noch junger, energischer Mann, brünett und mit kräftiger Nase, stand in einer Art von persönlichem Verhältnis zum Poas. Er liebte den Vulkan, den er nahezu fünfzigmal bestiegen, und kannte ihn genau. Ohne seine Führung wären wir unter den derzeitigen Verhältnissen schwerlich hinauf- und noch schwieriger herunter-

gekommen. Er lebte mit seiner ganzen Familie, einfachen, bäuerlichen Leuten, zusammen. Offenbar waren sie arm, aber sie gaben freudig alles her, was sie hatten, so daß es trotz der Frugalität mir ganz gemütlich ward, als ich unter allen den Schwarzröcken bei spärlicher Beleuchtung an der späten Abendtafel saß. Hart war nur das Bett — sehr hart! Der Konsul und ich schliefen in der geräumten Kammer der Schwester, die übrigen Herren in anderen Räumen des nach Landessitte sehr weitläufigen und offenerherzigen Hauses, das aber durch die Bibliothek des Pfarrers und viele an die Holzwände geklebte Bilder, religiöse und profane kolorierte Bilderbogen, einen gewissen Kulturhauch erhielt, der mich an protestantische Landpfarren der Heimat erinnerte.

Das Bett war das landesübliche, nämlich nichts als ein auf vier Holzstöcken aufgenageltes Brett, über dem ein dünnes Deckchen lag. Ich hielt es nicht lange auf einem Hüftknochen aus, wenn ich meine vom Sattel zerriebenen Gliedmaßen vorsichtig, aber häufig von einer Seite auf die andere wälzen mußte. Die Einheimischen schlafen prächtig darauf und würden es um die Welt nicht mit schwellenden Eiderdaunen vertauschen.

Um 3 Uhr nachts wurden wir geweckt. Fast ohne Schlaf gefunden zu haben und stocksteif raffte ich mich mühselig auf, um zunächst meine wunden Schenkel mit Lanolin einzureiben. Noch bei völliger Dunkelheit und Sternhimmel brachen wir auf, nebst einem Peon mit Reservepferd im ganzen acht Reiter.

Höher und höher trabten wir hinan über den Cerro Espiritu Santo. Fast eisig packte uns der Wind auf den kahleren, an Schottland erinnernden Hochflächen. Zener unbeschreibliche Genuß des Tagwerdens, die behagliche

Wärmeausstrahlung der goldig hinter dem Turialba aufsteigenden Sonne söhnte uns mit allem aus. Und ganz in der Ferne blaute durch die Frühnebelsschichten der Pacific, den man gleichzeitig mit dem Atlantic nur bei günstigen Umständen vom Trazú aus erblicken kann. Vor uns lagen wilde Rodungen und Urwald, wo noch der Puma haust.

Die Schwierigkeiten eines dichten, steilen, schlüpfrigen Bambuswaldes empfingen uns. Der enge Pfad wurde sumpfig und grundlos. Die Pferde, welche die Höhen gern mit Bravour nehmen, um abwärts vorsichtig Schritt zu gehen, begannen zu keuchen und zu dampfen, immer häufiger nach Rastpausen verlangend. Die Priester, mit hochgeschürzten Talaren, meist auf eigenen Pferden, gaben rechte Reitergestalten ab. Die alten, breitrandigen Strohhüte paßten prächtig dazu. Vor allem sah man den schneidigen Pfarrer Porras überall, mit Scherzen ermunternd, anspornend und eingreifend, wann immer es bei Geschirr, Tieren oder Reitern haperte. Das sonore Spanisch seiner raschen, fröhlichen Zunge hörte man unablässig.

Ein wunderbarer Hochwald um eine breite Lichtung, wo zwischen Felsstrümmern, malerischen Koniferen und Baumstümpfen oberhalb eines Wildbachs ein einsamer Rancho, 2100 Meter über dem Meer, lag, bot das erste, äußerst angenehme Rastziel. Eine sehr brave und kinderreiche Mischlingsfamilie bewohnte diese, Altura genannte Hütte. Bisher hatte ich eine lebhafteste Abneigung gegen Tortillas, die pfannkuchenartigen Maisbrötchen, die man zudem in der Regel kalt erhält, empfunden. Ihr Beigeschmack gefiel mir nicht. Aber das Weib des Holzfällers, das unermüdlich an dem aus Holzkloben und Lehm

gebauten Herd schaffte, verstand ihre Sache. Sie buk Käse hinein, und nie vorher oder nachher haben Tortillas mir so prächtig gemundet. Dazu servierte sie einen ganz rechtschaffenen, heißen Kaffee, der wiederum den Hotelkaffee in San José bedeutend übertraf.

Schade, ich wäre auf diesem großartigen Platz gern ewig geblieben; allein es half nichts, die vom Tage vorher noch steifen Glieder mußten wieder in den Sattel. Zunächst nahm die Schönheit der Waldlichtung uns noch gefangen, dann aber ging die ernste Arbeit wieder los. Die vorstehenden Äste, die Enge unter den Bäumen bedrohten die Gliedmaßen oft genug; klatschend sanken die Pferde ein, kämpften sich mühsam heraus und stolperten, kletterten und keuchten über Wurzeln, Stämme und Felsen weiter. Ich habe noch nie, obwohl ich manche Vulkane Javas hinaufgeritten war, ein Pferdeherz so zwischen meinen Beinen hämmern gefühlt; ich war ernstlich besorgt, daß mein pflichteifriger Schimmel einen Herzschlag bekommen könnte. Aber Pfarrer Porras trieb unermüdlich an, und so gewannen wir nach stundenlangem Steigen, bei dem die Tropensonne immer glühender hinabstach, die Höhe. Noch nicht die Höhe des Vulkans. Erst gab es einen Abstieg über allerlei Hindernisse, der fast unangenehmer war als die Kletterei, und dann sprengten wir über eine breite, wiesenartige Fläche zum jenseitigen Waldrand, wo wir die Pferde abfattelten und laufen ließen, um den letzten Wegteil bis zum Kraterrande zu Fuß zurückzulegen. Oben trafen wir mit einer Gesellschaft aus der Stadt Heredia zusammen, darunter ein paar Mädchen, wie die Männer von Kindsbeinen an an den Sattel gewöhnte Halbblütige. Hier sahen wir auch mehrere Quezales fliegen. Dieser wunderschöne, papageiartige, aber der

Kuckucksfamilie zugehörnde grüne und scharlachrote Vogel — der Prachttrogon — ist leider im Aussterben begriffen. In Europa soll er noch niemals lebend gehalten worden sein.

Ich muß gestehen, die Schlußkletterei auf eigenen Gehwerkzeugen ward mir am alleräußersten; der Weg war schlecht und steil, durch dichtverwachsenen Buschwald führend, die Luft trotz der Höhe tropenschwül. Dann öffnete sich eine weite, von kurzem Myrtengebüsch bedeckte, schattenlose Senkung. Doch der Busch war fast ringsum tot, weiß und nackt, ebenso wie die näheren Bäume; auf dem Boden lag eine dicke Schicht körniger Asche — hierher hatte der Vulkan seine Dämpfe geschickt.

Endlich war der letzte Rand erreicht. Zunächst zeigte sich nichts als wallende Nebelverschleierung. Endlich rief Pfarrer Porras freudig erregt: Der Rebel lichtet sich! Der Blick fiel hinab und streifte hinan über eine weite, große, schier winterliche Ode. Rakte, in wilden, unregelmäßigen Terrassen abgestufte Hänge umgaben ein umfangreiches, rundes Loch, weit unten zwischen den weißlichen Geröllfelsen. Ein milchweißer See erfüllte es und darauf strichen Dämpfe hin — der in seinen Konturen scharf umrissene, fast 370 Meter tiefere Krater! Professor Pittier maß seinen Durchmesser zu 150 Meter, die Wassertemperatur zu 51 Grad Celsius, und bei einer Eruption eine Schlamm- und Wasseräule von 62 Metern Höhe. Drüben, über kahler Wand, wieder grüne Bergkuppen, wie hinter uns; links und rechts, sowohl nach der Pacific- wie nach der Atlantischeite zu, aber weite Ausblicke zwischen zwei Bergpässen, zumal nach Osten hin, auf eine unendliche Waldebene, die Mañuras des Sarapiquíflusses!

Die geöffneten Kesselwände werden von Myrten-

büschen, zu denen die tötenden Gase und Dämpfe nicht dringen konnten, begrünt, zumal dort, wo Windschutz ist, und weiterhin nach Südwesten, wo der Hochwald die kahlen Geröllschluchten schließt. Hinter der dunstigen Urwaldebene des Sarapiquí aber sehen wir die nördlich des San Juanslusses bis in die Nähe des Karibischen Meeres streichenden Bergzüge Nicaraguas.

Von einem Tierleben bemerkte man hier oben wenig. An den Stellen, an denen die Myrtenzone wieder weiße Blüten treiben konnte, surrten Bienen, auch flatterte wohl ein von der Luftströmung hinaufgetragener Schmetterling umher.

Häufig, zuweilen nur in Zwischenräumen von Stunden, bricht der Krater in dumpfes Getöse aus, als ob Hunderte von Lokomotiven sich in vibrierenden Schwingungen ihres überschüssigen Dampfes entledigten, und jene gewaltige Schlammssäule wird emporgeschleudert. Obwohl wir ungefähr einen halben Tag darauf warteten, bereitete der Poas uns den Genuß dieses Naturschauspiels leider nicht. Wir mußten uns damit begnügen, den Schatten der über das Gewässer ziehenden Wolken sowie die eigentümlichen Linien, welche die streichenden Dämpfe auf die Oberfläche zeichneten, zu beobachten. Dies geheimnisvoll bewegte Spiel fesselte auch außerordentlich. Zuweilen soll der Krater fast gar kein Wasser, sondern nur Schlamm enthalten.

Viele von uns photographierten; auch mir gelangen einige Aufnahmen. Ein weiterer, mich anstrengender Marsch längs desselben Gipfels — der Poas hat noch einen höheren, zu dem die Wand jenseit des Sees anstieg — brachte uns zu einem anderen See, und zwar direkt an dessen Gestade. Zuerst hat man durch den ge-

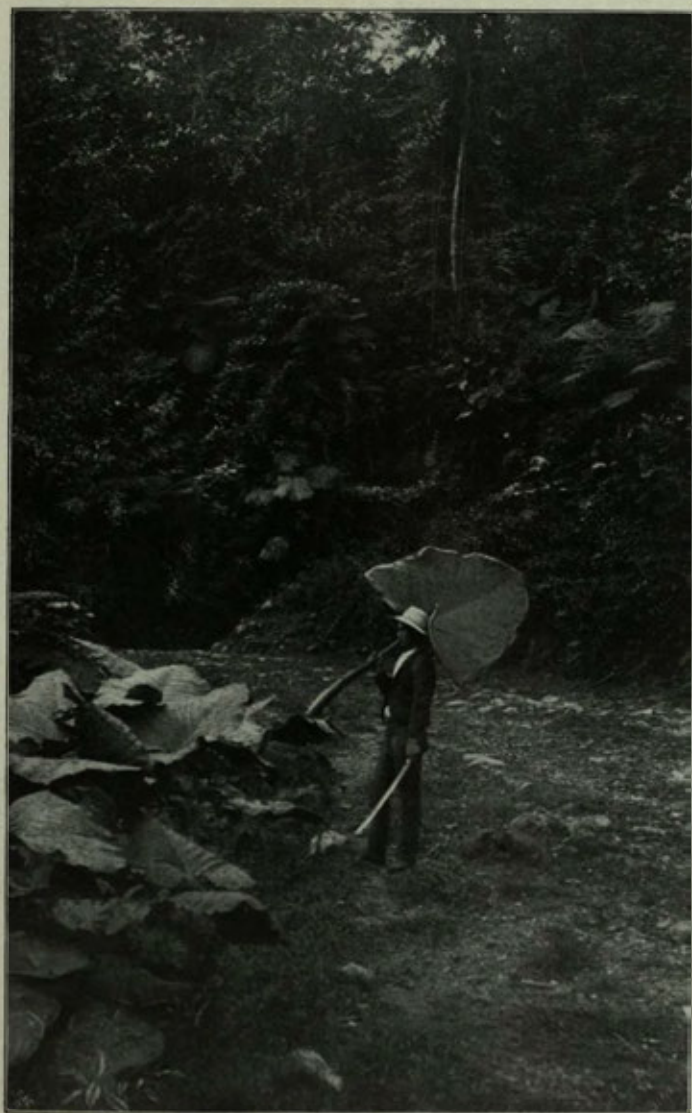
storbenen Busch aufwärts zu klettern; vielleicht ist er auch nur scheinot, da er mit Tropentriebkraft sich wieder durcharbeitet, falls die Eruptionen ihm dazu Zeit lassen. Dann führt der Pfad abwärts durch frischen Wald. Auch dieser, etwa 500 Meter im Durchmesser haltende und nicht weit von seinen Ufern zu bedeutender Tiefe abfallende See ist ein ehemaliger Krater, dessen erkaltetes, klares Wasser zum Trinken benutzt werden kann. Er bietet völlig das Bild eines lichten, runden, von Vegetation umgebenen Landsees. Die Fläche erscheint weiß, von den Baumreflexen an den Rändern grünlich gefärbt. Hier lagerten und frühstückten wir. Die weißen, kleinen Sandbuchten und schmalen Sandufer zwischen den dicht blühenden Myrten und dem durchsichtigen Wasser gewährten eine weiche Unterlage. Der Pfarrer von San Pedro entnahm seinen charakteristischen Satteltaschen eine Fülle von kaltem Fleisch, kalten schwarzen Bohnen, kalten pfannkuchenweichen Tortillas und harten Eiern. Alle langten harmlos mit ungewaschenen Händen in die Speisen. Ich, als zentralamerikanischer Neuling, hielt mich mehr an die Eier, da ich meine zentralasiatische Vergangenheit vergessen hatte. Nachmals sollte ich weniger zart besaitet werden. Einige der Eingeborenen badeten. Später gingen wir wieder zum tätigen Krater zurück, wobei wir einen prächtigen Blick auf den Barba hatten. Schatten gab es nicht; übermüdet bis zum Unwohlsein legte ich mich unter den schatten- und blätterlosen Myrtenbusch, während Pfarrer Borras, in stählerner Jugendkraft, voll Begeisterung die Steile zum Wasser hinab- und wieder hinaufkletterte; das war viel weiter, als es ausah, es erforderte allein ein bis zwei Stunden. Noch einige andere Männer waren halbwegs unten; erst an der Kleinheit der Figuren ermaß

man die Tiefe. Pfarrer Porras berichtete, er habe an einer Stelle, die noch im vorigen Jahr hart am Seerande gewesen sei, heute 50 Meter über dem See gestanden. Es war wohl zwei Uhr nachmittags, als wir den Krater, den wir 9 Uhr vormittags erreicht hatten, wieder verließen. Er bewölkte sich schon wieder. Ein Herr, der einmal in einer Vollmondnacht oben war, erzählte, es sei prachtvoll gewesen, so still und klar, dabei hätten nicht weniger als 60 Eruptionen stattgefunden.

Der Waldanstieg — der erste Teil des Abstiegs — gestaltete sich ganz böß. Zwischen dem Wurzelgestrüpp und den engstehenden Bäumen, mit morastartigen, oft meterhohen Absätzen schien für die Pferde kaum ein gangbarer Weg zu sein. Sie arbeiteten schrecklich, rissen sich blutig, und ein Reiter nach dem andern kam aus dem Sattel oder verließ ihn freiwillig. Ich hielt mich bis zum äußersten, da ich mich zum Fußmarsche zu ermattet fühlte. Mein Pferd keuchte, es weigerte sich wiederholt, weiterzuklettern, nachdem es die größten Anstrengungen gemacht. Bei besonderer Steile konnte man sich nur nach vorn legen und an den Mähnenbüscheln halten, um nicht nach hinten abzurutschen. Vor einem über einen Meter hohen Morastabsatz, auf den mein Pferd die Vorderhufe gesetzt hatte, arbeitete es verzweifelt, um hinaufzukommen; es fiel immer wieder zurück. Zur Bezwingung des Hindernisses trieb ich es stets aufs neue zum Sprunge an. Nach langem Weigern wagte das Tier noch einen letzten Versuch, brach aber dabei zusammen, schlug seitwärts und lag oben auf mir. Hauptsächlich war mein rechtes Bein geklemmt; jedoch konnte ich mich, ohne einen Schaden genommen zu haben, allein herausziehen. Das Pferd lag so hoffnungslos da, daß ich nicht glaubte, es wieder

zum Stehen bringen zu können. Ich riß am Zaume den Kopf hoch, der Laienbruder desgleichen den Schwanz. Nach vieler Anstrengung begann das Tier mit den Beinen zu schlagen, und endlich stand es wieder. Jetzt hieß es dennoch, das Pferd führend, zu Fuß die Höhe zu erklimmen. Es war eine furchtbare Anstrengung; ich befand mich tatsächlich nahezu am Ende meiner Kräfte. Endlich vermochte ich auf der Höhe wieder in den Sattel zu steigen. Dann begann der lange, halbsbrecherische Abstieg durch den Bambussumpf. Mehr als einmal stürzte das Pferd und stand im Begriff, sich mit mir über Kopf zu überschlagen; immer wieder gelang es mir, es im letzten Momente emporzureißen. Die meisten Herren kletterten zu Fuß abwärts; ich bevorzugte die Gefahr, da ich um keinen Preis noch hätte gehen mögen. Die geistlichen Herren mit ihren besseren eigenen Pferden focht dieser Kampf mit dem Walde weniger an, alle aber sagten, es sei ein über Erwarten toller Weg, wie sie ihn bisher hier noch nicht gefunden; bei genügender Austrocknung sei er ein Kinderpiel gegen den heutigen gewesen. Der Konsul hatte, durch die Schönheit verlockt, zu schnell zugegriffen und ein für das Reitergewicht ziemlich schwaches Tier erwischt gehabt. Er stieß sich mit Armen und Beinen von den Bäumen ab, zwischen denen er hinuntertaumelte, und schwor, daß er für solchen Ritt nicht wieder zu haben wäre. Auch Pfarrer Porras' Pferd sah ich mehrmals bis unter die Schwanzwurzel fortsinken, doch Tier wie Mann waren Kummer gewöhnt und unverwüßlich. Schließlich waren wir alle froh, als wir uns in der Rancholichtung von Altura bei feinem Regen ins Gras werfen konnten.

Bis zum Nachtquartier beim Pfarrer gab es indessen einen weiteren langen Ritt, bei dem mir zum Überflus



Wie man sich im costarischen Urwald einen Schirm holt.

noch ein Steigbügelriemen unheilbar brach. Jrgendein freundlicher geistlicher Herr blieb derweilen immer bei mir. Abwärts auf kahler Bergfläche reitend, sahen wir die grünen Wiesen der Hochebene unter und vor uns wie Smaragd im Sonnenschein leuchten. San Pedro, Heredia, Majuela und andere Ortschaften schimmerten weiß daraus hervor. Der zum verlassenen Poas zurückstreichende Blick gewahrte nur eine unansehnliche, flache Bergwölbung; interessanter erschienen der kegelförmige Gipfel des Barba, der Frazú und der Turialba. Der letztgenannte Vulkan bietet einer Besteigung die meisten Schwierigkeiten. Selbst der starke junge Vikar sagte mir, er sei bei einer solchen völlig erschöpft gewesen. Der Frazú hat nur mit wenig Wasser gefüllte Löcher im Krater, der sonst trocken ist. Aber er kann wild werden und bedeutet dann, wie ich vorhin schon erwähnte, namentlich für Cartago, zu dem ein Abflushtal direkt hinabführt, eine ernste Bedrohung.

Die Finsternis war bereits hereingebrochen, als wir in San Pedro anlangten. Beim Abendbrot, zu dem es zum Glück für meinen in San José stets in Unordnung begriffenen Magen guten Milchreis und Rotwein gab, erholte man sich wieder. Einige Kerzen beleuchteten das eigenartige Pfarrzimmer und die charakteristischen, etwas verwildert rasierten Gesichter der tapferen Priester. Ein Teil dieser Herren fand beim Aufenthalt in San Pedro noch Zeit zum Besuch eines nahen Wasserfalles.

Dann gab es die zweite, noch schlummerlosere Nacht auf der infernalischen Pritsche. Als man aber nach dem Ritt des dritten Tages wieder in Majuela den Zug erreichte, war alles Ungemach vergessen, und nur Dankbarkeit und freudige Erinnerung wohnten im Busen. —

Zwei Tage darauf sah ich mich schon wieder befähigt, unter angenehmeren Sattelverhältnissen Herrn Andrés große Kentuckystute zu besteigen.

* * *

Die Stadt Majuela, nach unseren Begriffen ein langweilig gebauter Ort, ist für zentralamerikanische Verhältnisse jedoch nicht übel. Sie hat ganz hübsche Anlagen; das Wasser der fließenden Rinnsale wird primitiv zum Straßenbesprengen benutzt. Zur Erinnerung an einen tapferen Soldaten, der im Kampfe gegen den räuberisch eindringenden Nordamerikaner Waller durch Anzünden des feindlichen Kastells eine große Waffentat vollbrachte, erhebt sich auf weitem Platze ein Denkmal, das den eine Fackel schwingenden Helden darstellt. Auch in San José ward ihm ein Denkmal errichtet. Eine ganze Kavalkade von Damen, Herren und Kindern machten im Sattel einen Ausflug. Flüchtig lernte ich den deutschen Arzt und sein Töchterchen kennen. Auf der reizvollen Fahrt nach San José sah ich auf den Stationen viele hübsche Mädchen, die in Sommeraufenthalten wohnten und in den Coupés durchreisende Freundinnen begrüßten.

Nach Cartago war ich an einem Sonntage zuvor mit dem Konsul, Konsulatssekretär Klotz und dessen Frau, einer freundlichen Wienerin, gefahren. Es lohnte sich sehr, diese Strecke auch am Tage gesehen zu haben. Hier und da erinnerte das Hochland mit seinen Wiesen, auf denen das Vieh zwischen Felsblöcken weidete, an Landschaften der Schweizer Vorberge. Nur Bananen und gelegentlich Palmen änderten den Eindruck. Über den wenig reizvollen Eindruck Cartagos, das sonst nicht übel verwaltet zu werden scheint, habe ich mich schon aus-

gesprochen. Wir besuchten eine ordentlich gehaltene Kaserne und dann ein Gefängnis, aus dem der Konsul einen verbummelten deutschen Kaufmann erlösen wollte, damit er zu seiner Familie in Deutschland zurückkehren könne. Wir speisten recht gut in dem reinlichen Restaurant einer von ihrem trunksälligen Mann verlassenen Leipzigerin. Die etwas bedrängte, doch sanguinische Familie bestand noch aus einer Reihe von ganz jungen, hübschen Töchtern. Die kaum erwachsene Älteste hatte bereits ihren ebenso jugendlichen Schatz. Wir besuchten eine Kirche, die durch den reichen Besitz goldener und silberner Weihegeschenke bekannt ist. Diese enttäuschten jedoch, nicht minder wie eine neben der Kirche befindliche „heilige Quelle“. Im Kirchenschiff hing eine Menge von Vogelbauern. Offenbar stellten die gelben Vögelchen originellerweise auch fromme Stiftungen vor.

Wegen unbehaglichen Befindens nahm ich häufig Chinin zu mir und gab die Reise auf dem Landwege nach Nicaragua, mit der ich stark geliebäugelt hatte, schon verloren; dies um so mehr, da anhaltende Regengüsse wenig Ersprießliches von dem Urwaldritte erwarten ließen, und der Konsul, der eine Reise nach Nicaragua zur Erledigung der Übersiedlungsgeschäfte machen wollte und die gemeinsame Überlandreise angeregt hatte, jetzt den Eisenbahn- und Dampfschiffahrtsweg vorzog. Dann ward ich zufällig, und zwar glücklicherweise, wieder auf den Überlandweg verwiesen. Die Wochen bis zur Ausführung verstrichen in San José rasch und angenehm; sie wurden durch die teils schon erwähnten, teils andere Ausflüge ausgefüllt. Natürlich interessierte es mich sehr, die in auffallender Zahl nach Costarica kommenden Nordamerikaner zu beobachten. Im Gegensatz zu den Deutschen schienen es mehr

wandernde, nach einem Tätigkeitsfelde suchende Leute zu sein. Diese durch die neueren Umwälzungen eingetretene Erscheinung ist weder allein durch den in den Staaten selber knapper werdenden Ellbogenraum (es wäre noch genug da!) zu erklären, noch einzig durch den Glauben, insolge des Kanalbaues direkt oder indirekt gute Existenzmöglichkeiten zu finden, sondern sie scheint auch auf eine wohlorganisierte politische Tätigkeit hinzudeuten.

„Das ist Minor C. Keith!“ sagte Herr Wiß eines Tages, und zeigte mir einen energisch aussehenden nordamerikanischen Herrn in mittleren Jahren.

Keith hat, wie ich erzählte, die großartigen Bananenkulturen Costaricas sowie deren großartigen Transport nach den Vereinigten Staaten, an welchem, wie ich ebenfalls schon früher bemerkte, auch eigens dazu eingerichtete Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie teilnehmen, geschaffen. Keith baut die neueren Bahnen; er hat vor allem die dominierende Stellung des Nordamerikanertums im Lande bewirkt, und die Regierung fürchtete ihn vielleicht noch mehr, als sie seine Kulturwerke schätzte.

Mittlerweile hatte ich durch Herrn Wiß einen anderen deutschen Landsmann kennen gelernt, den jungen Herrn Peters, der ungeachtet seines urholsteinischen Namens aus Baden stammte. Er wurde der Veranlasser eines gemeinsamen Unternehmens. Mein Ziel war ja Nicaragua. Ich hätte es auf bequemerem, wenn auch weiterem Wege durch die *Plañuras di San Carlos*, und am allerbequemsten auf dem Seewege erreichen können, jedoch reizte mich die ziemlich selten benutzte östliche Binnenlandroute des *Sarapiquiflusses* am meisten. Früher ist der *Sarapiquiweg* bekannter gewesen, ja, er bildete sogar einen der wenigen Eingänge für Handelsleute und *Flibustier* von der atlanti-

ischen Küste zum Plateau von Costarica. Dann aber ward er verlassen, zum Theil fast vom Urwald wieder verschlungen und gilt heute nur als passierbar in bester Jahreszeit. Ich fand ihn besser als sein Ruf, freilich unter günstigen Verhältnissen.

Der Sarapiqui entspringt an der nördlichen Seite des Barba; in nördlicher bis östlicher Richtung bildet er dann einen rechten Nebenfluß des San Juan, des Abflusses des Großen Nicaraguasees zum Atlantischen Ozean, den er im letzten Drittel seines Laufes trifft. Der San Juan bildete bekanntlich einen Wegteil des Nicaragua-Kanalprojektes. Der Sarapiqui ist nicht groß, wenn auch im letzten Unterlaufe ganz stattlich und bis dahin voller Stromschnellen. Er kann aber fürchterlich anschwellen. Ich habe ihn auch in seinem milderem Stadium im lebhaften Andenken behalten, da er mich auf ein Haar ins Jenseits befördert hätte.

Unser Plan war, in mehrtägigem Ritte einen sogenannten Hafen (Muelle) zu erreichen, um dann die letzte Strecke bis zum San Juan im Kanu zurückzulegen und am San Juan einen der aufwärts von Greytown nach dem Nicaraguasee laufenden Dampfer zu treffen. Die Nachrichten über die Verbindung lauteten unbestimmt, man wußte daher nicht genau, wie viele Tage man unterwegs sein müsse.

Peters, der die der Firma Eggers & Stalforth gehörende Kaffeeplanzation in San Domingo bei San José verwaltete, hatte im Sarapiquitäl längere Zeit gelebt und kannte es besser als irgendeiner. Er besaß selber dort eine Gummi- und eine Kakaopflanzung, die er eben jetzt besichtigen wollte. Dann gedachte er, mich bis an den Dampfer zu begleiten und wieder umzukehren. Das war

also eine Reisebegleitung, wie ich sie nicht besser wünschen konnte. „Peters ist ein harter Mann, der keine Schonung für sich kennt,“ warnte mich ein Freund. Ich vertraute aber auf Peters, und er hat sich auch wirklich Mühe gegeben, meine geringere Widerstandskraft zu berücksichtigen.

Ich kann nicht umhin, seiner Persönlichkeit noch ein paar Worte zu widmen. Er war ein mittelgroßer, hagerer, tiefgebräunter, junger Mann, mit ein paar sehr dunklen, eigentümlich scharf blickenden Augen. Anlässlich einer Soldatenaffäre, in der er sich als einjähriger Unteroffizier durch seine Energie hervortat, ist er vor mehreren Jahren in deutschen Zeitungen erwähnt und zum Teil angegriffen worden. Jahrelang hat er ganz allein unter farbigen Nachbarn im Walde gelebt, keine Arbeit gescheut und sogar eigenhändig das Melken seiner Kühe besorgt. Er war ein großer Patriot, obwohl er auf die Erfahrungen seiner süddeutschen Militärzeit nicht gut zu sprechen zu sein schien, und er konnte sich entrüsten, daß sich so wenig deutsche Kapitalisten fänden, welche für die Bedeutung des herrlichen Costarica Verständnis besäßen.

Seine Frau, eine liebenswürdige Landsmännin von ihm, hatte er erst vor kurzem herübergeholt. Es ging einfach in dem Haushalt zu, so einfach, wie man es bei uns kaum kennt, allein man spürte die deutsche Hausfrau an der Ordnung, an der herzlich gebotenen Gastfreundschaft und den Leistungen der Küche sofort.

Besorgt schauten wir immer nach den Regenwolken über dem Poas; als aber die Abreise feststand, besorgte Peters mit mir den bescheidenen Proviant, den wir mitzunehmen hatten, etwas Wasch- und Speisegeschirr, auch Munition und ein gutes Buschmesser für mich, desgleichen mietete er Maultiere zum Gepäcktransport. Ich wollte

mein Gepäck nämlich nicht aus der Hand geben. Herr André tauschte meinen großen Reisekoffer gegen ein paar urwüchsiges Maultierkoffer um, die dem Gewicht, das ein Tier, auf die Seiten verteilt, zu tragen hat, besser entsprachen. Wir brauchten drei Tiere nebst zwei Leuten. Unsere Reittiere, eine starke Mula und Peters' Pferd, stellten dieser und Herr Lohrengel freundlichst zur Verfügung. Peters' Kochjunge, ein zuverlässiger Indianerabkömmling, ging als Koch und Diener mit.

Um diese Zeit war deutscher Marinebesuch vom Kreuzergeschwader, von Port Limón aus, in San José angekündigt. Zu meinem größten Bedauern, da die Zeit der Reise von Peters' Mußezeit nach der Kaffeeernte und vom Wetter abhing, konnte ich ihn nicht mit erwarten. Bei den Vorberatungen im deutschen Klub war ich noch zugegen. Man hatte beschlossen, den hochwillkommenen Gästen alles an Unterhaltung zu bieten, was San José herzugeben vermochte — Bälle, Partien zu Wagen und zu Pferde usw. Der freudigen Teilnahme der einheimischen Gesellschaft war man sicher. Es ist denn auch dieser seltene und dankenswerte Besuch durch Comodore Schröder und einen Teil seiner Offiziere, wie ich später hörte, aufs angenehmste für alle Teile verlaufen.

Mein Freund Wiß führte mich gern bei dem Präsidenten der Republik, Herrn Ascensión Esquivel ein, der seine einfachen Gewohnheiten als früherer Rechtsanwält beibehalten hat. Sein einstöckiges, hellgrün gestrichenes, geräumiges Haus sah nicht unvornehm aus, unterschied sich aber nicht viel von anderen besseren Häusern der Straße. Er empfing uns sehr freundlich in einem großen, mit rotem Teppich und recht guten Bildern geschmückten Salon vor seinem Arbeitszimmer. Senor Don Esquivel

ist ein großer, kräftiger, etwas dunkler Herr; sein Gesicht ist sympathisch, aus den braunen Augen leuchtet frische Tatkraft. Der Präsident gilt als ein kluger, rechtschaffener Mann; wohl zum Heil für die Republik, obwohl nicht der Verfassung entsprechend, ist er später für eine zweite vierjährige Periode an der Spitze der Geschäfte geblieben. Da er nur spanisch spricht, machte Herr Wiß den Dolmetscher zwischen uns. Der Präsident interessierte sich für meine beabsichtigte Reise auf der Sarapiquiroute, für die er mir ein Empfehlungsschreiben an das Grenzkommando mitgab. Gleichwohl riet er mir von diesem übelbeleumdeten Weg ab, und empfahl mir eventuell ebenfalls den zentralen, durch die Mañuras di San Carlos führenden. Er bestritt auch die Existenz von Lagunen, die noch unbekannt im Urwalde des Sarapiqui liegen sollten, und meinte, es seien nur kleine, vorübergehend gefüllte Vertiefungen vorhanden. Damit hatte er unrecht, wie sich später zeigte, im Gegensatz zu Peters, der zu einigen dieser in keine Karte eingetragenen kleinen Seen schon vorgedrungen war.

Ehe ich San José verließ, fand ich Gelegenheit, das Irrenhaus zu besichtigen. Es ist eine Musteranstalt; gegründet von einem sehr tüchtigen deutschen Arzt (ursprünglich Nichtarzt), Dr. Banßen, untersteht sie heute dessen früherem, einheimischem Assistenten Dr. Theodor Prestinari. Dr. Prestinari, ein feiner, noch junger Herr, der seine Studien in Heidelberg und Kiel vollendete, machte mir den Eindruck eines sehr tüchtigen Mannes. Wir betraten ein elegantes Empfangszimmer, und dann führte Dr. Prestinari uns umher. Das Benehmen der Kranken zeigte fast militärische Ordnung und doch Vertrauen. Die äußere Reinlichkeit des geräumigen, von

schönen Gärten umgebenen Baues fiel geradezu auf. Kein Stäubchen zeigte sich auf den glänzenden Fußböden. Absolute Sauberkeit herrschte auch in jeder Zelle. In dem famosen Eßzimmer leuchtete blendendweiße Tischwäsche; überall prangten Blumensträuße. Die Ordnung war zu gründlich und gleichmäßig, um auf eine Vorbereitung ad hoc schließen zu lassen. Dr. Prestenari sagte, die dicken Zellentüren mit Vorrichtungen zum Beobachten usw. seien veraltet; die ganze Einrichtung wäre modern, von Gummizellen und Zwangsjäden sei keine Rede mehr. Neuerem, deutschem Verfahren gemäß würden die schwer zu bändigenden Kranken in ein warmes Bad gesetzt, in dem sie sich nach längerem Verweilen stets beruhigten.

Bäder und Aborte sahen desgleichen tadellos aus. Besonders die Zimmer I. Klasse, die ein Schlafzimmer mit Bad haben, gefielen mir. Ich wäre ganz gern ein wenig verrückt gewesen, wenn ich dafür aus dem Hotel Imperial hätte übersiedeln dürfen. Zurzeit befanden sich meist Kranke aus dem Volke in der Anstalt; einzelne Orte, in denen die Bewohner stets unter sich zu heiraten pflegen, stellen die größte Zahl. In der musterhaft gehaltenen Küche arbeitete ein junges deutsches Dienstmädchen, das einen sehr traurigen Gesichtsausdruck hatte; eine gebesserte Kranke, die durchaus nicht zu bewegen war, die Anstalt wieder zu verlassen. Alles wird durch private Mittel, sonderlich durch eine Wohlfahrtslotterie unterhalten; in den Gastlokalen der Stadt werden zu jener von armen Männern und Knaben beständig Lose feilgeboten. Das mit der Anstalt verbundene Hospital, das einen vortrefflich eingerichteten Operationsaal besitzt, soll das beste Central-amerikas sein. In den großen Gärten bemerkte man eine Fülle von fruchttragenden Bäumen, besonders Orangen,

sowie viele Palmenarten. Auch die europäische Eiche kommt gut fort, weniger die Linde. Herrliche Rosen aller Sorten gab es in unbegrenzter Fülle, desgleichen Hibiscus, dessen hellrosa blühende Art hier als Nette bezeichnet wurde. Deutsches Spalierobst sah kümmerlich aus. Reizend wirkte ein mit farbigen Nymphäen gefülltes Bassin, in dem zahlreiche Fische und Frösche die Moskitolarven so gründlich vertilgten, daß die Moskitoplage in der Anstalt fast verschwunden ist.

Ungern schied ich nach ungefähr dreiwöchigem Aufenthalt vom gastlichen San José, das mir dauernd eine angenehme Erinnerung bleiben wird.





Im Sattel durch die Wälder des Sarapiquí und zu unbekanntem Lagunen.

Von San Domingo nach Barba. — Die Pashöhe von Desengaño. — Schlechter Weg. — Rast in Bara Blanca. — Szenerie im eigentlichen Sarapiquí. — Kaffeepflanzen im Urwalde. — Cari Blanco und dessen verlassene englische Pflanzung. — Näheres über den Sarapiquí. — Mit der Machete zu den Urwaldseen Laguna di Congo und Laguna del Hule. — Urwalderfrischungen. — Affen. — Heimritt im Finstern. — Weiterreise. — Peters' Erzählungen. — Ein Costaricaner Bauerngehöft. — Ankunft in La Virgen.

Nach einem freundlichen Abend im gastlichen André'schen Hause blieb ich die letzte Nacht draußen bei Peters in San Domingo. Herr Wiß, Herr und Frau Klocke hatten noch bis zum Bahnhose, und Herr André hatte zu Pferde bis San Domingo mir das Geleite gegeben.

Am 27. Februar, im Dunkel des frühen Morgens, trabten Peters und ich zum Tore der Finca hinaus, auf den Bergpaß zwischen Poas und Barba zu. Vor uns am Himmel stand steil aufgerichtet auf seinen Hinterfüßen der Große Bär.

Bei anbrechendem Tage ritten wir durch die Stadt Barba. Ich erinnere mich einer prächtigen Böcklinschen Baumgruppe neben einer malerischen, alten Kirche dieses Ortes. Die Berge Barba, Poas und bei Eskazú die Ebene von San José und der Golf von Nicoya boten Punkte

des Ausruhens im Naturgenusse. Bei großer Klarheit erreichten wir über Concordia und Bella Vista die zwischen Poas und Barba führende Paßhöhe von Desengaño, 6368 Fuß, unserem ersten Rastort, an dem die schon etwas steifen Glieder den Sattel verlassen durften. Der Poaskrater zeigte sich fast scharf umrissen, um sich dann wieder völlig zu umwölken. Weiter ging es in die regenfeuchten Urwälder hinein. Um den Poas zum Sarapiquíthal aufwärts, dann nordwestlich zu diesem hinab. Der Weg ward immer schlechter. Unsere Gepädmula blieb zurück; die Pferde taumelten förmlich durch den rötlichen Schmutz, der zu beiden Seiten von dem undurchdringlichen Baum- und Pflanzengewirr begrenzt wurde. Der Pfad bestand aus schlüpfrigen, rundlichen Lehmrüden, gleich Stufen, zwischen denen immer ein mit Lehm und Wasser gefülltes Loch lag. Um die Kräfte der Tiere zu schonen, stiegen wir ab. Sie liefen uns dann zeitweilig davon, über die Lehmrüden setzend; wir hinterher, von einem Rücken auf den andern springend. Mit Ledergamaschen und Sporen war das nicht angenehm, zumal man wiederholt mit abgleitendem Fuße in die zähe Masse hinabrutschte. Wir sahen bald „nett“ aus. Darauf kam es aber bei dem Räuberkostüm, das wir ohnehin trugen, nicht so sehr an. Peters erzählte mir, wie er selber auf dieser Strecke fast liegen geblieben wäre. Einmal, des Weges kommend, sah er ein im Schlamm ersticktes, ungesatteltes Maultier liegen und einige hundert Schritt weiter fand er einen bis zur Brust versunkenen, großen, starken Mann, neben dem Sattel und Revolver lag. Er half dem erschöpften Reisenden heraus, der ihm erzählte, er sei spanischer Offizier auf Kuba gewesen und im Begriffe, sich eine Stellung auf einer Pflanzung zu suchen. Wie sein Tier zusammen-

gebrochen sei, habe er sich mit dem Sattel zum nächsten Hause retten wollen, wäre aber nicht weit mit seiner Last in dem furchtbaren Wege gekommen. Ohne die zufällige Begegnung in dieser großen Einsamkeit, die nach Regenzeiten fast niemals betreten wird, würde er, wie er erklärte, sich erschossen haben, um dem Erstickungstode im Schlamm zu entgehen.

Dem unermüdlichen jungen Peters gelang es, den vor unserer Annäherung immer weiter rennenden Tieren zuvorzukommen. Wir nahmen sie dann in die Mitte, und ich eilte, um das Tempo mäßigen zu können, voran. Endlich erreichten wir unseren zweiten Rastort, den umhegten Viehrancho Bara Blanca, 5735 Fuß über dem Meer gelegen. Der Rancho war ziemlich verfallen und unbewohnt, ein hübsches Lokal für Schlangen, die sich mit Vorliebe auf den Potreros (Weiden) aufzuhalten pflegen. Von dem grünen, waldumgebenen Hügel aus hatte man einen prächtigen Blick auf die Vulkane Poas und Cari Blanco. Dieser Name bedeutet: Weißer Lehm.

Den prächtigen Cari Blanco fand ich auf der Karte von Dr. Friedrichsen nicht eingetragen, sondern nur die beiden Poasgipfel. Der Cari Blanco schien mir nicht viel niedriger zu sein als der Poas. Nach neueren Messungen des Professors Pittier erreicht er jedoch nur 2644 Meter.

Unter den Pflanzen der Viehweide fielen mir mannshohe, prächtig gelbblühende Disteln auf. Peters fällt einen der durch großfingerige Blätter ausgezeichneten Ameisenbäume, deren bambusartig abgeteilte Stammhöhlungen gern von Ameisenscharen zum Domizil erwählt werden. Vergebens warteten wir auf das Nachkommen der Gepäckmulla; schließlich ritten wir ohne sie weiter.

Der Weg war so dicht verwachsen, namentlich durch Brombeer- und sonstige Stachelranken gesperrt, daß wir zum Buschmesser greifen mußten. Peters erzählte mir von den hier geplant gewesenen deutschen Ansiedlungen des Herrn von Bülow.

Das Reiten ward mir allmählich immer sauerer, nur die stets prachtvoller werdende Gegend entschädigte für den schmerzlichen Krampf der Beinmuskulatur. Indem wir das La Paztal durchritten, passierten wir sowohl den La Paz Grande, wie den La Paz Chiquita. Die Brücke über den zweiten Fluß war fortgerissen, wir mußten also durchs Wasser. Der zuzeiten völlig unpassierbare Wildfluß erschien jetzt nicht gefährlicher, als irgendein anderer harmloser Gebirgsbach. Dennoch machte der Übergang durch das zwischen großen Steinen hindurchschießende, klare Wasser einige Schwierigkeiten. Mein Kamerad geriet dabei in ein ziemlich tiefes Wasserloch. Diese plötzlich neben flachen Stellen tief abfallenden Ausspülungen können selbst in so kleinen Gewässern Unfälle herbeiführen. Mir ist es überhaupt räthselhaft, wie die Pferde zwischen den Steinblöcken und auf den Steinen im Wasser gehen können. Ich habe öfter nur mühsam an deren aalglatten Oberflächen mit den Händen einen Halt gefunden. — So kamen wir in das eigentliche Sarapiquital, wo der kleine Sarapiqui in Kaskaden in den La Paz fällt.

Ich konnte den Wald nicht genug bewundern. Zwischen den Laubbäumen erhoben sich Palmen verschiedener Art, namentlich eine bis zu ungeheurer Höhe aufschießende, mit schlankem, fast dünnem, grauem Stamm, auf dem sich die klein erscheinende Krone wiegte. Ich weiß nicht, ob es die Wachspalme war; jedenfalls erinnerte

sie lebhaft an diese in den Anden Columbiens beheimatete Palme. Die südamerikanische Flora überschreitet übrigens die Enge von Panamá und dringt bis in Costarica hinein.

Die Sarapiquiufer begannen nun zum tief eingeschnittenen Flußbett abzufallen, der Weg war bis auf ein schmales Band abgestürzt; die Tiere hatten mit Vorsicht am inneren Rand zu gehen. Gegenüber dem Wasserfall des Santiago in den Sarapiqui hatten wir abermals kurze Rast gehalten. Über Riesenblättern schaute man zu Riesenbäumen empor, und drüben silberte der Fall durch das üppigste Grün. Das Wasserrauschen und Brausen, das Kreischen der gelben Webervögel und das dumpfe Schreien der Brüllaffen, das lebhaft an fernes Hundebellen erinnerte, drang durch den gewaltigen Urwald. Mitten in der Wildnis glaubte man, um die Ecke biegend, ein trautes Mühltal erblicken zu müssen.

Unter der verwirrenden Fülle und Mannigfaltigkeit der durcheinander wachsenden Pflanzenindividuen ist mir nur einzelnes im Gedächtnis geblieben. Neben gewöhnlichen Farnen, darunter auch Adlerfarnen, ragten die reizenden Baumfarne, von denen zwei Arten deutlich zu unterscheiden waren. Die Riesenblätter am Flußabsturze gehörten dem Pato Gallo an, dem Knollengewächs Hahnenfuß. Er schien auch neben den nesterartigen Epiphyten und Orchideen unter den Tausenden von Schmarozhern vertreten zu sein, die alle Äste und Astwinkel bedeckten, sich oft knospartig den Zweigen entlang zogen, die Kronen versilzten und an den Stämmen förmliche Girlanden und hängende Buketts bildeten. Die großen Bäume sind u. a.: die Ceiba, deren Holz, so stolz der Baum erscheint, keinen Wert besitzt; die Zeder, deren geriffelter Stamm schöner als jeder andere ist; der Maha-

gonibaum; der Palo de Siguara = Gefäßbaum; der Palo de Calabazo = Calabassenbaum, der Laurel = Lorbeerbaum, dessen ausgezeichnetes Bauholz geschätzt wird; die Quebra Hacha = Artbrecher, ihrer Härte halber so genannt, aus deren Rinde und Schoten der bekannte Gerbstoff gewonnen wird; der wilde Gummibaum; der Balza = Kopal, der eine als Polstermittel treffliche Seidenbaumwolle liefert, usw. Noch mitten im Walde trafen wir auch eine Menge von Kaffeebäumen; die Stämme erreichten eine verhältnismäßig stattliche Höhe, das dunkelglänzende Blättergehänge bot ein Bild kräftigen Wachstums. Meinem kaffeepflanzenden Begleiter erschien dies sehr interessant. „Sehen Sie,“ sagte er, „wie schön der Kaffee da mitten im Schatten gedeiht? Die englische Gesellschaft, zu deren aufgegebenen Finca wir gleich kommen und der auch dieser Kaffee gehörte, hat behauptet, der Mißerfolg sei dem zu dichten Waldschatten besonders mit zuzuschreiben gewesen. Gerade das Gegenteil ist der Fall! Der Mißerfolg war die Übertragung des ebenfalls in Ceylon bankerott gewordenen Ceylonsystems nach Costarica. Nach diesem werden die Kaffeebäume wenig beschattet und durch Beschneidung ganz kurz und breit gehalten. Das paßt nicht für unser Land.“ Und in der That, als wir in die gerodete, mit Kräutern und Gräsern bedeckte Blöße einritten, die sich weit über Höhen und Senkungen zog, bis hinab zu den Waldsäumen am Sarapiquí, sahen wir eine Anzahl eingegangener und eingehender Kaffeebäume; dann und wann aber tauchten dazwischen, namentlich wenn Schattenbäume daneben standen, auch wieder sich frei entwickelnde Exemplare auf.

Die Pflanzung heißt Cari Blanco nach dem Vulkan. Das gewaltige Terrain sollte jetzt womöglich in Par-

zellen verkauft werden. Zwei englische Beamte waren zurzeit noch mit der Inventur von Maschinen, Häusern, Vieh — lauter Resten — und in sonstigen Abwicklungsgeschäften begriffen. Höchst melancholisch lagen im Talgrunde die verlassenen Holzhäuser der früheren Beamten und Arbeiter im wuchernden Gras; der Verfall hatte schon stark an ihnen genagt. Abseits, noch tiefer, schauten die eigentlichen Gebäude der Finca, darunter das primitive Wohnhaus hervor. Etwas verwilderter Blumenschmuck umgab die Veranda; hart daran aber schloß um einen Bachlauf ein offenbar sumpfiger Boden. Sehr vertrauenerweckend kam mir der Aufenthalt nicht vor; allein, wenn man zirka dreizehn Stunden im Sattel gefessen und beim Flußdurchreiten ganz durchnäßte, kalte Füße bekommen hat, ist man heidenfroh, auf solche Veranda humpeln und sich für einige Zeit in den ersten besten Stuhl werfen zu können.

Die Dünste und Nebelschwaden stiegen empor, die Moskitos stachen, wenn auch noch erträglich; aber im Mondschein vor uns über der unermesslichen, schweigenden Urwaldeinsamkeit erhob der Cari Blanco seine dunkle, scharfumzackte Mauer in den sternbesäten Himmel.

Die beiden Engländer befanden sich nicht daheim; der eine rüstete sich für seine Europareise. Eine Menge von Jagdtrophäen lagen zum Einpacken bereit; eines der Jaguarfelle maß in der Breite einen, in der Länge fast zweieinviertel Meter. Das mächtige Tier war in der Nähe geschossen worden. Die Bretterwände der einfachen Zimmer waren durch Familienbilder, Photographien und ausgeschnittene Illustrationen, meist Sport- und Weibebilder, wohnlich gemacht. Reit- und Jagdutensilien lagen umher; auch der große Tisch in der Veranda war damit

bedeckt. Türen und Fenster ließen sich kaum schließen, Spalte klappten nach unten und oben; alles, was da kreuhte und fleuchte, hatte ziemlich ungehindert Zutritt. Wir machten es uns, der Einladung der abwesenden Wirte gemäß, in ihren Schlafzimmern bequem und nahmen auch ihre Schlafeseln in Beschlag. Ein barsüßiger Landrat kam, der meinen vom Präsidenten ausgestellten Paß achtungsvoll entgegennahm. Peters war auf dem ganzen Wege persönlich bekannt und offenbar auch beliebt. „Ah, Señor Guillermo!“ hieß es überall, wo wir auf Menschen trafen; Männer, Weiber und Kinder schüttelten dem Amigo erfreut die Hand. Als unser Gepäck nachgekommen war, hatten wir wenigstens erwünschtes Getränk zum Mahl, das aus mit ungenießbarem, übelriechendem, gesalzenem Fisch bestand. Alberto, der nicht schöne, aber gute und sehr verwendbare indianische Kochjunge brauchte sich noch nicht zu bemühen. Ich bewunderte und beneidete Peters, der vorurteilslos alles essen konnte.

In der Nacht ward es so kühl, daß es mir unter drei Wolldecken auf meinem Esel durchaus nicht allzu warm ward. In der Frühe weckte mich das vom Walde herüberschallende Morgengeschwäg der Brüllaffen. Das erste war, von der Veranda aus die herrliche Beleuchtung zu genießen; prachtvoll klar zeichneten sich die Wände des nach uns zu offenen Cari Blanco-Kraters ab. Bekümmert salbte ich mir meine steifen Glieder, denn abermals stand ein harter Tag bevor. Es galt, die unbekannt, im Walde versteckten Seen aufzusuchen, die Peters mir eifrig zu zeigen trachtete. Ich wollte mir den Besuch auch nicht entgehen lassen. Mein Freund konnte schon zum Kaffee wieder von dem angenehmen Fisch genießen; ich verzichtete durchaus darauf.

Hier muß ich zunächst eine nähere geographische Erläuterung einschalten.

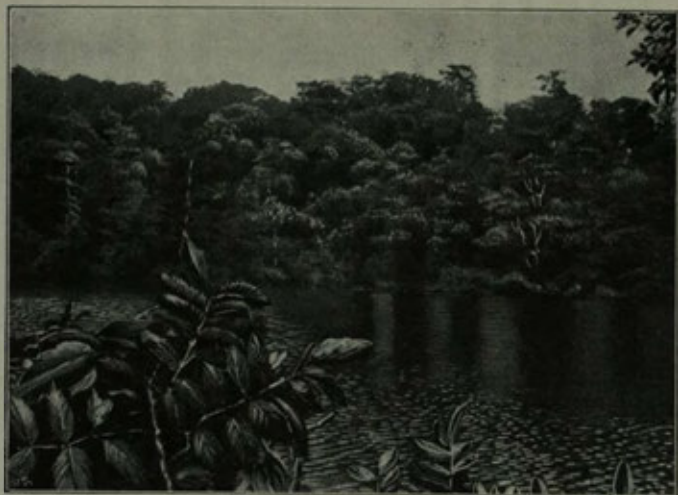
Der Rio Sarapiqui entspringt also am nördlichen Hange des Vulkans Barba; seine Laufrichtung bis in den San Juan ist ungesähr NNO., seine Länge in der Luftlinie nur ca. 65 Kilometer, allein er hat viele Krümmungen. Die obere Hälfte ist voller Stromschnellen, erst die kleinere untere kann auf annähernd 30 Kilometer in kleinen Fahrzeugen als Wasserlauf benutzt werden und muß es sogar, da der eigentliche Waldweg dort aufhört. Der Wasserstand wechselt stark; zeitweilig wälzt, wie erwähnt, der Fluß ganz ungeheure Wassermassen in den San Juan. In seinem Oberlaufe strömen ihm links La Paz Grande und La Paz Chiquita zu, rechts der Santiago. Er hat hier Barba und Poas fast gleich weit im Rücken gelassen. Von links her kommen dann Rio Anjel, Rio Cari Blanco und Rio Maria Aguilar.

Die Seen liegen ungesähr süd-nördlich, südlich vom Cari Blanco-Vulkan. Es sind deren vier, wie es scheint vollgelaufene, resp. durchgebroschene alte Krater. Um sie zu erreichen, hat man einen Teil des Sarapiquiweges nach San Miquel zu verfolgen und dann westlich in den Wald zu dringen. Zuerst gelangt man zum kleinsten See, der Laguna del Congo (Brüllaffensee), dann, nachdem man den weiterhin vom Westen in den Sarapiqui fließenden, von den Cerros del Toro amarillo (Bergen des gelben Stiers) kommenden Rio Sardinal (Sardinienfluß) überschritten, zur recht stattlichen Laguna del Hule (Gummisee); sodann zur Laguna del Tercero (Dritter See) und schließlich weiter östlich zur großen Laguna Cluro Hondo (Die tiefe Rinne). Aus der Laguna del Hule fließt der Rio Hule, aus der Laguna del Tercero der Rio Tercero und aus der Laguna

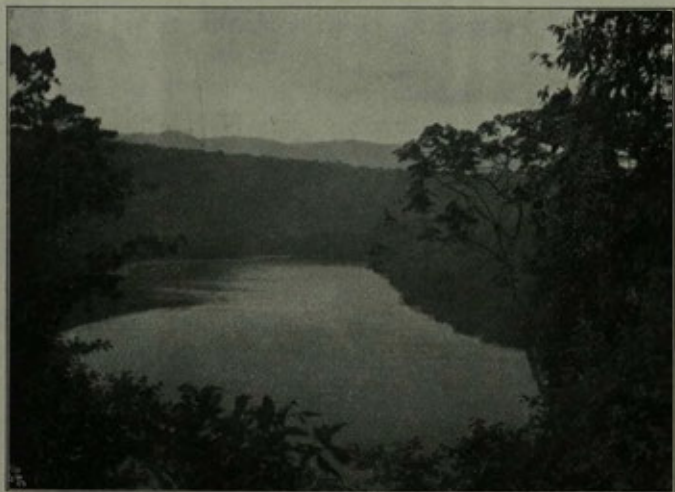
Cluro Hondo der Rio Cuarto ab; alle nach dem Sarapiqui zu. Man würde vielleicht auf diesem Wege plötzlich eine starke Wassermenge zum San Juan abführen können.

Diese Lagunen, deren Namen von den Eingeborenen stammen, sind bisher nur wenigen Personen bekannt.

Alberto und noch ein Junge begleiteten uns. Ich ritt auf einer kleinen Mula, der der Sattel nicht paßte, so daß ich bedenklich ins Schlingern geriet. Wir kamen über schöne Weiden, passierten auf einer höheren Holzbrücke den strudelnden Cari Blancofluß und ritten auf einem Wege, den Peters früher hatte einmal machen lassen. Jetzt war es allerdings wieder ein toller Weg geworden, zum großen Teil, geschmeichelt gesagt, ein enger, schlechter Graben zwischen Bäumen, Baumstämmen und Felsblöcken, dazwischen patschten wir durch klatschenden Sumpf. Wenn so eine leuchtend grüne, freundliche Fläche kam, konnte man sicher sein, daß es dort tiefe Stellen gab. Füße, Knie und sogar der Kopf gerieten jeden Augenblick in Gefahr. Da hieß es: aufpassen und Beine hoch! Ein paarmal wurde mir der Fuß von Felskanten aus dem Bügel gerissen. Die kleine, braune Mula ging vorzüglich; sie scheute vor keinem Loch zurück; aber ihre Intelligenz reichte doch nicht aus, um auch die Sicherheit meiner Beine mit wahrzunehmen. Sie berechnete genau die Breite der Spalte zwischen den Bäumen, wo sie selber hindurch konnte, doch nicht meine Breite. Auf solchen Strecken ist es also nicht damit getan, wenn man meint, sich lediglich dem Instinkt oder der Findigkeit des Tieres anvertrauen zu können. Dabei nahm auch die Bewunderung des Waldes wieder einen Teil der Aufmerksamkeit in Beschlag. Prachtige, hell-seidenblaue Schmetterlinge, deren Flügelunterseite schwärzlich ist, gaukelten an den Rändern. Sie



Die bisher unbekannte Laguna del Congo in Costarica.



Die bisher unbekannte Laguna del Fule in Costarica.

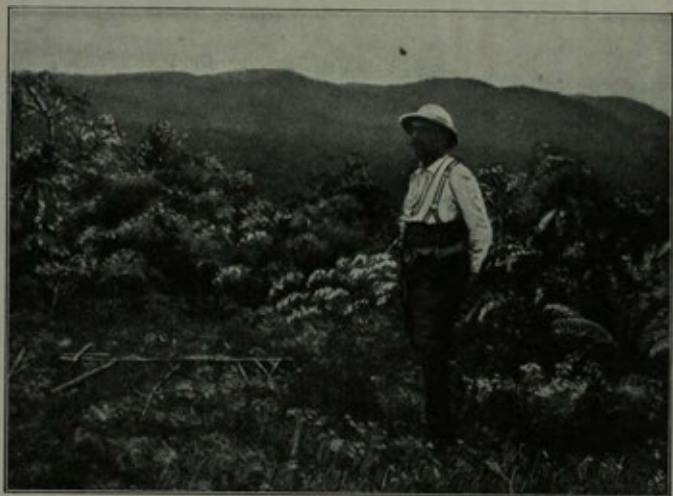
sind so groß, daß man unwillkürlich erschrickt, wenn einer, vorher unbemerkt, dicht am Gesicht vorüberstreicht. Unter Palmen und Laubbäumen fiel mir wiederholt der gigantische Fossbaum auf, dessen breite, durchsichtige Krone sich wie feines Filigran oder durchbrochene Stickerie gegen den Himmel abzeichnete. Nachdem wir erst eine natürliche Erdbrücke, dann den Rio Maria Aguilar auf einer Holzbrücke überschritten, gelangten wir zu einem Rancho, bei dem wir Alberto mit den Tieren zurückließen. Vorher hatten wir noch wundervollen Ausblick über eine talartige, mit Mais bebaute Waldblöße hinaus zu der weiten Sarapiquiebene und den Mañuras von Santa Clara, in der die Wälder gleich Inseln lagen und die in blauender Ferne von den Bergen Nicaraguas begrenzt wurden. Näher zogen die Höhen der Cerros del Congo, in ostwestlicher Richtung über den Sarapiqui streichend, nicht westlich davon in nord-südlicher Richtung, wie es auf der Friedrichsenschen Karte angegeben.

Die ersten Lagunen gehören diesen Cerros an. Vom Rancho aus begann der Anstieg zur kleinen Lagune. Da der hierher als Führer bestellte Indianer nicht zur Stelle war, wagte Peters es nicht, wie geplant, auch noch die Lagune del Hule für diesen Tag in Aussicht zu nehmen. In der Voraussetzung, zum Mittag wieder zurück zu sein, ließen wir leider Lebensmittel und damit auch den Kognak bei den Pferden zurück. Das war sehr unweise gehandelt.

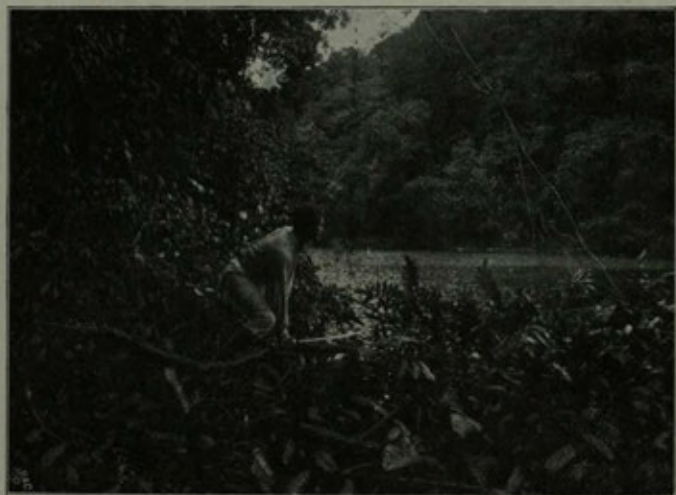
Zuerst wurde der ehemalige, steil ansteigende Weg gesucht und endlich gefunden. In Europa würde man ihn kaum als Pfad bezeichnet haben; zudem war er dicht verwachsen. Mit der Machete in der Faust arbeiteten wir uns kletternd und hauend hinan. Durch das Abschlagen der Zweige und Anhauen der Stämme markiert man dabei

die Richtung, um den Rückweg zu finden. Bald keuchte ich, Herz und Lunge arbeiteten mächtig. Man hatte auch gar keine Zeit, z. B. beim Wegklettern über gestürzte Stämme, an Schlangen zu denken, viel weniger an Baumschlangen, die hier gar nicht selten auf Büschen und Zweigen zu liegen pflegen. Ich hoffte, sie würden durch das Krachen und Schlagen schon verschreckt werden, und dieses Vertrauen haben die guten Tiere auch nicht getäuscht. Der Gedanke, Jaguaren und Tapiren zu begegnen, war weniger unangenehm; wir hatten ja unsere Gewehre mit. Tapirspuren sahen wir genugsam. Endlich schimmerte die Lagune zu unseren Füßen zwischen den Bäumen durch. Wir kletterten hinab an den dichtumwachsenen Rand, der einen vollkommenen Sumpf bildete. Vorsichtig mußten wir auf gefallenem und abgehauenen Stämmen hinaustreten, daneben ging es ins Bodenlose, wie hineingebohrte Stöcke zeigten. Wir bauten uns eine schwankende Brücke, auf der wir vorkrochen, so daß ich eine photographische Aufnahme machen konnte. Die Wasserfläche umfaßte nach oberflächlicher Schätzung nur etwa zehn Morgen. Wahrscheinlich ist dieser wassergefüllte Krater einmal nach der in etwas Kultur genommenen Senkung bei dem Rancho durchbrochen gewesen. Er ist rings von ansteigendem Wald umgeben, eine Art von Ukleidylle; nur das bellende Brüllen der Affen wirkte fremdartig. Wir bemerkten Fische im Wasser und vor uns, auf einem Zweige, eine etwa einen halben Fuß lange Kralleneidechse, mit ausgeprägt krokodilartigem langgezogenen Kopf. Sie kroch kaum weiter, wenn man sie berührte. Peters mahnte zu besonderer Vorsicht, weil gerade diese Seeede ein Schlupfwinkel zahlreicher, großer Giftschlangen sei.

Während wir uns noch hier befanden, stieß der er-



Auf dem Barapiquivege in Costarica. (Selbstportrait des Verfassers.)



Peters im Sumpfe der Laguna del Congo.

wartete Führer zu uns, und nun wurde beschlossen, doch noch zur Laguna del Hule zu marschieren.

Wir bahnten uns erst einen Weg um die kleine Lagune herum. Fortwährend in allerlei Schling- und Stachelgewächse verwickelt, stolperte ich mehr vorwärts, als ich ging, so daß ich den bar- und leichtfüßig laufenden indianischen Führer wiederholt zu langamerem Tempo mahnen mußte. Peters zwang sich wohl zum Warten, doch es entsprach seinem ungeduldigen Temperament nicht. Meine harten Schuhe drückten mich auch. Der Führer trug mein Gewehr; ich hatte am Revolver und dem schweren Patronengürtel nebst Machete noch genug zu schleppen. Am anderen Seezipfel lag ein morscher, alter Kahn, den Peters sich hier früher einmal mit seinen Leuten gezimmert hatte. Es war wenigstens nach dem Ausschöpfen ein Sitzplatz. Außer dem sumpfigen See- wasser gab es nichts zu trinken, und mein Durst ward bei der übermäßigen Anstrengung in der Tropenschwüle immer brennender. Mein Kamerad trank das Sumpfwasser; ich konnte mich nicht dazu entschließen. Und nun begann die Mühsal des Steigens erst recht! Stundenlang, auf einem Pfade, streckenweise steil wie eine Holzrinne in den Alpen, nicht so glatt, doch dicht verwachsen. Ich mochte nicht mehr sprechen, mich überließen leichte Frostschauer, meine Herzthätigkeit war offenbar nahe an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit. Meiner Beine bemächtigte sich mehr und mehr eine Lähmung; kurz, es ward ganz böse. Peters sagte mir auch nachher, ich hätte sehr bleich und schlecht ausgesehen. Aber was half's? Ein häufiges und langes Rasten hätte zu sehr aufgehalten. In der Hauptsache stiegen wir; doch es gab eine Reihe von Ab- und Anstiegen in tief eingeschnittene Schluchten zu über-

winden, so hatten wir auch den Rio Cardinal zu überschreiten. Die nassen Füße waren nur angenehm. Wegen der starken Wirbel und der glatten Blöcke mußten die Indianer uns von einem zum andern helfen. Bei Anschwellung des Flusses ist überhaupt nicht hindurchzukommen. Ich trank und trank von dem kühlen Wasser; jede Vorsicht war mir vollkommen gleichgültig geworden. Beim Rahn hatten wir eine Flasche gefunden, die gefüllt mitgenommen ward. Nur zu bald erschöpfte sich ihr Inhalt; aufs neue stellte sich der brennende Durst ein, und es gab keinen Bach mehr. Auch der Hunger meldete sich. Der kundige Mann der Wildnis verhungert aber nicht so leicht. Unser Führer hieb einen jungen Blatttrieb der Palma Real ab, der etwa einer Stange Bleichjellerie glich und deren zartester innerer Teil wie junge Haselnuß schmeckte.

Endlich! Endlich! Ich sah in der Tiefe wohl den Seespiegel etwas blinken, doch zunächst warf ich mich erst einmal eine Weile auf die zum Lager abgehauenen Palmzweige nieder. Peters und die Indianer fällten derweilen Bäume, um eine Aussicht frei zu bekommen. Es krachte und splitterte umher; ganz ansehnliche Exemplare, auch ein paar prächtige Baumfarne fielen in kurzer Zeit den Macheten zum Opfer und wurden von dem jähen Hang, an dem wir lagerten, in die Tiefe gestürzt. Es gab viel mehr zu fällen, als es zunächst nötig erschien, weil die Bäume untereinander durch Lianen verknüpft waren, die manchen durchhauenen Stamm so lange hielten, bis auch die Nachbarn abgeschlagen waren. Dann krachte die ganze Bescherung zusammen hinunter, durch ihre Schwere die Lianen zerreißend.

Obchon es auch vom Himmel zu tröpfeln begann,

schaute ich mit wachsendem Genuß um mich; ja, bald war alle Übermüdigkeit vergessen. Es war der Arbeit wert gewesen! Ich begriff Peters' naives Entzücken, das ihn bestimmt hatte, mir durchaus diesen reizenden Erdenfleck zeigen zu wollen, vollkommen. Kein Europäer hatte ihn bisher gesehen, außer Peters und möglicherweise die englischen Jäger von Cari Blanco.

Einige hundert Fuß tief lag ein etwa 200 Morgen messender Waldsee zu unseren Füßen, viel schöner als die kleine Lagune, ja vielleicht mit das Schönste, was es überhaupt an ähnlichen Gewässern gibt, eine Zukunftsfähenswürdigkeit Costaricas. Unten, an den dichtgrünen Ufersäumen, wiesenartig erscheinende Ränder und einzelnes Palmengesieder; dann, rings an allen Seiten hoch ansteigend, der üppigste Urwald, und darüber schaute links das Haupt des Cari Blanco, rechts die malerische Kette der Cerros del Toro Amarillo hinein. Lieblich und grandios zugleich! Und das Rufen der Brüllaffen drang von ferne durch die Waldesstille, das Eigenartige der Szenerie noch verstärkend.

Unten sah man einzelnes Wassergeflügel; vor uns, auf einem Ast am Abhang saß ruhig ein Habicht. Trotz der nahe auf ihn gerichteten Flinte flog er, deren Tücke nicht kennend, nicht davon. Ich verhinderte seine Tötung.

Die photographische Aufnahme des Sees ward wegen des gefährlichen Standpunktes und noch immer vorstehender Zweige, sowie der zunehmenden Verschleierung halber nicht leicht. Von unten aus wäre es besser gewesen; doch war kein Gedanke daran, an den Steilwänden hinabkommen zu können. Also auch dieser See, der eine Rundung mit Zipfel zu formen scheint, ist ein wassergefüllter Krater, und auch er hat einen Durchbruch

und einen eigenen Abfluß, der sich nach Norden wendet, den erwähnten Rio Gule. Vermuthlich haben hier früher in großer Zahl Gummibäume gestanden, die aber zerstört zu sein scheinen.

Mit neuer Kraft konnte ich an den Abstieg gehen. Ich hatte sie nötig. Der Marsch kam zu keinem Ende; er ward mir immer saurer, zumal weil das Wasser wieder fehlte. Zum Glück trafen wir auf Lianen, die gleich abgerissenen Stricken von den Bäumen hängen. An den Pfaden sind sie bereits vielfach von den Jägern abgehauen; hier hingen sie noch reichlich. Sie erscheinen der Rinde nach weinrebenartig, besitzen auch ähnliche, säuerliche Triebe. Durchschlägt man sie, so erscheint ein rötliches Kernholz, an dem das prachtvollste, kühle, klare und gesunde Wasser in starkem Flusse abströmt. Man schlägt das etwa meterlang abgehauene Stück spitz zu und hält es über den offenen Mund, in den das Wasser dann wie aus einem Brunnenrohr strömt. Es war mir jetzt der herrlichste Genuß einer Naturgabe, dessen ich mich entsinnen konnte. Verschiedene solcher Lianenarten gibt es. Auch Milch bietet die tropische Flora dem erfahrenen Urwaldläufer. Von unserer Treibhaus- und Stubenzucht her bekannte Blattpflanzen sah ich in Menge wuchern, desgleichen prächtige Waldblumen, Orchideen, Passifloren usw. — Der feine Regen ließ den Busch allmählich triefen, insolgedessen auch unsere Kleider; dies zumal, als wir, der Abkürzung halber einen neuen Pfad schlagend, uns immer durch das dichteste Blättergewirr zu drängen hatten. Selbst der Indianer verlor zuweilen die Richtung; der Europäer weiß schon nach wenigen Schritten abseits absolut nicht mehr, wo er sich befindet. Obwohl wir abwärts stiegen, kamen wir bei dieser müh-

seligen Arbeit nur Schritt um Schritt vorwärts. Ich wankte und taumelte von einem Fallstrick in den anderen und vermochte kaum noch über die modernden Stämme zu klettern; allein auch die anderen, bis auf den Führer, stürzten gelegentlich. Einmal hörten wir Affengeschrei über uns. Bald bemerkten wir in den Wipfeln eine Herde kleiner, brauner Affen; dann verschwand sie abseits, sich ganz still verhaltend. Nur ein Tier, wie der Führer mit seinen scharfen Augen bemerkte, eine trüchtige Affin, war durch einen Baumabgrund von ihren Gefährten getrennt worden. Erbärmlich kreischend wie ein geängstigter Mensch, schwang sie sich von Ast zu Ast. Der Führer, mein Gewehr erhebend, folgte ihr. Ich wollte ihn am Schießen verhindern, doch Peters bat mich, es nicht zu tun, da der Mann, der seinen Braten haben wollte, uns die Verhinderung sehr übel vermerken würde. Da wagte die Affin den Sprung — und fort war sie! Ich freute mich ihres Erfolges.

Gott sei Dank, endlich war das letzte Hinuntertaumeln zum Rancho überwunden! Wir aßen und tranken in Eile, und dann ging's heimwärts. Geseigneter Sattel! — Dieses Mal hatte ich, wie gewöhnlich, Peters' Schimmel, der angenehmer war, aber sich nicht so gut mit dem Waldpfade absand, wie die kleine Mula.

Es war ein seltsamer Ritt. Alle die Hindernisse des Vormittags waren in absoluter Finsternis zu überwinden. Zwar drang der Mond etwas durch die Wolken, das bedeutete aber wenig zwischen den hohen Waldwänden. Kein europäisches Pferd wäre hier zu gebrauchen gewesen. Auch das meine verlor zuweilen den Weg und verstieg sich auf die Felsen seitwärts zwischen den Bäumen. Dann stugte es, besann sich und suchte wieder in den Graben und der voraneilenden Mula nachzukommen. Ich sah

das Sumpfwasser nicht, ich hörte nur das Klatschen. Einmal vernahm ich auch das Geräusch von Rissen; es kam leider von meinem Regenmantel, der, im Urwalde ein ganz unnützes Möbel, sich am Sattel gelöst hatte und dem Pferde unter die Hufe gekommen war. Ich fühlte mich wenigstens befriedigt, mit heilen Gliedmaßen davon zu kommen. Sonst war die poetische Nachtstimmung zwischen den schweigenden, schwarzen Mauern, an denen Tausende von Glühwürmchen zuckten, überwältigend schön. Dann erreichten wir die großen Weiden am Cari Blanco; noch einmal ging es in Löchern zum Flusse hinab und über die Brücke hinauf zu unserem Heim. Die Kühe lagen im nassen Grase, umschwärmt von Glühwürmchen; auch ein eigenartiges Bild! Dankbar, klatschnaß und wieder mit eisigen Füßen kam man unter Dach und Fach. Was heißt Vorsicht im Urwalde! — Dieses Mal erhielten wir doch, statt stinkender, frische Fische nebst Bratkartoffeln. Noch eine Zigarre, über die Abenteuer des Tages geplaudert und dann auf den Schlafesel! Trotz grellen Mondlichts schlief man einigermaßen.

Da Peters Mr. Kings, des Verwalters, Heimkunft abwarten wollte, blieben wir noch einen Tag in Cari Blanco. Mein junger Kamerad, mit seinem stahlfesten Körper, gedachte nun den dritten See aufzusuchen; ich ließ mir aber den köstlichen Ruhetag nicht nehmen, und so rastete auch er. Vielleicht ebenfalls ganz gern. Ich war steif, mußte viel niesen, sonst befand ich mich wohlauf. Aus Vorsicht hatten wir Chinin geschluckt. — Zum Mittagessen gab es — Fisch. Die starke Abnahme des Rotwein- und Kognakvorrats erhöhte die Schmerzlichkeit. Nachmittags ward ein Bad im kalten Rio Cari Blanco genommen.

Auf die Bekanntschaft Mr. Kings schließlich verzichtend, ritten wir in der Frühe des nächsten Tages weiter; zuerst wieder den Grabenweg und durch das Terrain der verfehlten Kaffeekompagnie, der „Sarapiqui Estates Co. Limited“. Ihr Gebiet umfaßt ca. 8000 Hektar Land, das allermeiste davon Urwald.

Peters kam wieder auf das Berunglücken der Pflanzung zurück. King habe es auch auf den lehmigen Boden und die zu starken Regen geschoben. Hier ist nämlich einer der ärgsten Regenstriche der Erde. Luft und Licht sei aber nicht in die kurzgehaltenen Bäume hineingekommen. Der Kaffee habe zuerst übermäßig auf jungfräulichem Boden getrieben, der dann bald erschöpft worden sei. Zuerst wären auch gute Preise erzielt worden.

Gewöhnlich ritt mein Begleiter voran, in seinem alten Einjährig-Freiwilligen-Drillrock, im vergilbten hohen Strohhut, die Peise im Munde und die Mauserpistole umgehängt. Wir hatten teilweise Gütergemeinschaft, die sich sogar auf Stiefel, Strümpfe und Hose erstreckte. Peters behauptete, meine Sachen seien zu gut oder zu dünn für den Wald. Die Einjährigen-Extrahosen, die einst glänzendere Zeit gesehen, leisteten mir auch so gute Dienste, daß ich sie gegen ein paar Leinenhosen mit Gewinn eintauschte. Mein Begleiter plauderte lebhaft, oft auf große Distanzen, so daß ich bei meinem etwas ramponierten Gehör immer nur „ja“ sagen konnte, in der Hoffnung, damit das Richtige zu treffen. Sonst haben wir ziemlich einträchtig die Welt und das Vaterland verbessert. Manchmal bremste ich, denn er war ein Hitzkopf. Unter anderem erzählte er mir einige hübsche Tierbeobachtungen. Er meinte, der Jaguar rieche es, ob ein mutiger Mensch durch den Wald komme oder ein furcht-

samer. Er habe gesehen, wie eine solche Bestie, die seinen Weg nur gekreuzt hätte, einer Frau sofort nachgeschlichen sei. Der Brüllaffe, obwohl er das Gewehr kenne, laufe vor den Jägern nicht davon, weil er wisse, daß sie nicht auf Brüllaffen zu schießen pflegten. Die Affen wüßten genau, ob sie Früchte stählen oder ob sie freie Früchte pflückten. Beim Maisstehlen stellen sie Vorposten, und er habe beobachtet, wie sie einen Genossen, der aus irgendeinem Grunde versucht gehabt hätte, die Postenlinie zu durchbrechen, getödet hätten.

Unser Weg führte uns jetzt an mächtigen, als sehr gefährvoll geschilderten Abstürzen zum Sarapiqui, den wir immer zur Rechten in der Tiefe brausen hören konnten, entlang. Zuweilen sahen wir ihn auch, doch selten, da die dichte Waldbekleidung den Abgrund verhüllt. Aus diesem Grunde kann ich den Weg, so schmal er stellenweise wird, nicht als schwindelerregend bezeichnen. Nach starken Regengüssen mag er freilich Bedenken erregen. Wir gelangten dann in eine liebliche, offene und doch bergige Landschaft, mit reizenden Rückblicken auf Poas und Kongolette. Hier sah man erst, welch respektabler Bursche der Poas ist, der von der Hochebene San José's aus nur wenig Eindruck gemacht hatte. Wiederholt kamen Reihher in Schußnähe; häufig lagen nun einzelne Häuser am Wege, vor denen Peters die alten Bekannten begrüßte. Die Häuser sahen einfach, aber sauber aus. Reinlicher, festgestampfter Lehm umgab sie dielenartig; die Wände aus rohem, aneinandergesfügtem Holz lassen mehr oder weniger breite Spalten dazwischen; gedeckt wird mit trockenen Palmenblättern. Nur eins, das einem italienischen Maurer gehörte, zeigte feste Wände, die aus Bambus mit Lehmziegelfüllung hergestellt waren. Die

übrigen Sarapiquíal-Bewohner haben Indianerblut, meist mit weniger oder mehr spanischer oder sonstiger Kreolenbeimischung. Bei einer solchen Familie, besonderen Freunden von Peters, lehrten wir ein. Das Haus lag erhöht neben einer schönen Palmengruppe; etwas tiefer im eingefriedigten Gehöft banden wir unsere Pferde im Schatten eines großblättrigen Brotfruchtbaumes fest. Dann gingen wir in das Innere, scheinbar einen leeren, weiten Raum, in dessen Halbdunkel wir aber bald die an den Wänden entlang gereihten Möbel — Tische, Bänke, Bettstellen und Geräte entdeckten. Die anwesende Familie: Großmutter, Mutter, sieben Knaben und zwei Mädchen, begrüßte uns bis zum Baby herunter freundlich. Wir erhielten gute Milch und die nüchternen landesüblichen Tortillas. Achtzehn blanke Augen sahen uns sorgfältig zu. Die Kinder, namentlich die Jungen, hatten feine, nette Gesichter, aber fast durchweg die total kranken Zähne, die man hier unter den Landleuten so häufig bemerkt; sie waren artig und verlegen. Man konnte deutlich zwei Typen unterscheiden, einen brünetten und einen fast germanischen. An einer Wand hingen rohe Bilder italienischer Kriegsschiffe; daneben stand eine Art von Hausaltar, ein Tisch mit einer kunstlosen plastischen Gruppe des Christuskinde in der Krippe, pietätvoll mit frischen Blumen geschmückt. An den Hauptraum stieß ein kleinerer, der eine Reihe der auf kurzen Stangen ruhenden Schlafbretter enthielt, daran die Küche. Hier hing ganz ordentliches Küchengeschirr an den Wänden; wie üblich, besaß der hölzerne Herd den kegelförmigen, kleinen Lehmbackofen. Peters kimperte den Kindern auf einer vom Vater selbst aus rohem Material gefertigten Gitarre etwas vor, was ihnen viel Spaß machte. Ein rohes, aber

sinnreiches, hölzernes Spielzeug, Ochsengespanne vorstellend, entstammte ebenfalls der geschickten väterlichen Hand. Als ich die hübsche, von malerischen Bäumen beschattete Viehweide des Bauern photographierte, liefen mir sämtliche Bengel jubelnd nach, doch empfanden sie merkbare Angst vor der auf sie gerichteten Kamera.

Abermals ging es dann durch schon weit tiefer liegenden Wald. Ungeachtet des schlechten Wetters und bei Unaufmerksamkeit gelegentlich empfindlichen Anprallens an Bäume, sangen wir lustig; zumal, als wieder offenes, welliges Gelände erreicht ward. Nach dem Bahnbau vom Karibenmeer nach San José verfallen, ist der Sarapiquiweg noch immer die einzige Landverbindung zwischen Barba und dem San Juan, und damit noch heute Postweg für Saumtiere. Als der Nicaraguakanal Tatsache zu werden schien, ward manche Neuansiedlung eröffnet, und der Boden nahe der Straße stieg im Werte; heute ist der neu erwachende Verkehr wieder erloschen. Einzelne in Kultur genommene Strecken sind geblieben, andere verlassen. Wir kamen jetzt durch eine der ersteren.

Immer hörten wir Vögel oder Affen, sahen prächtige Exemplare sowie einen gelbköpfigen Affen. Ein graues Eichhörnchen knabberte ruhig weiter, als wir uns ihm auf ein paar Meter näherten. Auch eine Schlange wurde bemerkt. Mein Freund ward eifrig; seine eigene Besitzung La Virgin, die er verpachtet und seit ein paar Jahren nicht mehr gesehen, war nahe. Der glühenden Sonne nicht achtend, ritten wir im scharfen Trab und Galopp. Alles machte nun einen sauberen, gutgepflegten Eindruck. Ein angenehmer Grasweg führte zwischen Hecken hin, hinter denen sich Felder mit Kaffeebäumen, Brotfruchtbäumen, Zuckerrohr und Mais zeigten. Freudiges An-

rufen ward mit den Bewohnern der einzelnen Häuser, Peters' früheren Nachbarn, ausgetauscht. Als hier mehr Leben herrschte, befand sich bei La Virgin eine große deutsche Viehfarm, die den Kanalarbeitern hatte Fleisch liefern wollen. Auch Peters hatte sich gerade des Kanalprojekts halber hier angekauft. Er hoffte noch auf die Verlängerung der nordamerikanischen Bananenbahn in Port Limón zum Nicaraguasee in etwa acht Jahren, und weiter zum Pacific. Die Trace führt dicht an La Virgin vorüber.





Auf der Gummipflanzung und Weiterreise durch die Wälder der Tlaxuras im Kanu.

Schilderung von La Virgin. — Webervogelsuppe. — Gummi und Kakaó. — Fischfang mit Dynamit. — Ein böses Bad im Sarapiquí. — Jagdfreuden. — Eine gummipflanzende Mischlingsfamilie. — Absatz deutscher Waren. — Der Riesenbaum von Chila Mate. — Schlechter Weg. — Aufenthalt in Muelle und Ende der Sattelreise. — Die kleine Mercedes. — Türkische Fledermäuse. — Die Familie García. — Kanufahrt. — Beinahe erschlagen. — Weiterreise im Kanu. — Reiherschießen. — In der Grenzwahe. — Boca di Sarapiquí und San Juan. — Bei Herrn Prestinari. — Erwarten des Dampfers. — Erinnerung an die Flibustier. — Eine Samtschlange. — Ankunft des San Juandampfers. — Abschied von Peters. — Nordamerikanische Erfolge in Costarica. — Die Wichtigkeit von Bocas del Toro. — Wo bleiben die Deutschen?

Peters hatte seine Besitzung, ca. 600 Morgen, für 6000 Mark gekauft. Seine Hauptabsicht ging dahin, Gummi zu bauen, obwohl ein Gummibaum erst in acht Jahren einen Ertrag liefert. La Virgin besteht aus mehreren Häusern, als Dorf ist es nicht zu bezeichnen. Da wir hier eine Reihe von Tagen blieben, so sei auch dieses einfache, aber typische Wohnhaus näher beschrieben.

Hinter der Stacheldrahtumzäunung nach der Grasstraße zu befand sich der übliche reinliche Platz von gestampftem Lehm. Diese Reinlichkeit ist dem Umstande zuzuschreiben, daß man hier die Schweine eingepfercht

hält. Überall, wo Schweine frei herumlaufen dürfen, herrscht negerhafte Verkommenheit. Auf dem Platze, nur einen kleinen Hinterhof frei lassend, lag das niedrige Haus, ebenfalls ein mit Palmenschilf gedeckter, aus Stangen und roh behauenen, vertikalen Hölzern lustig zusammengefügtter Bau. Trotz der breiten Spalten dringt, dank dem überstehenden Dach, der Regen kaum herein. Das ursprünglich recht kleine Haus ist durch einen mit Wellblech gedeckten Anbau verlängert worden. Mit Hilfe des überstehenden Wellblechs wurde ein höchst urwüchsiger seitlicher Vorbau erzielt. Das Dach liegt nicht fest auf; auch oberhalb des Stangenbodens befinden sich große seitliche Öffnungen, aus denen der Rauch abziehen kann. Drinnen, im langen Raum stand in der Mitte der übliche Holzherd. Eigentlich war das Ganze nur ein geräumiger, lehmgediehlter Stall. Die Lehmdiele zeigte merkliche Erhöhungen und Vertiefungen. Auch die ringsum geordneten Geräte sahen mehr nach Stallinventar aus. Da reichten sich rohe Kisten für Kaffee- und Kakaobohnen an Futterkisten, Sättel und Pferdegeschirre, Revolver, Messer und Gewehre usw. Als Betten dazwischen die erwähnten barbarischen Holzgestelle. Glücklicherweise erhielt ich einen Schlafeskel, den Lurusgegenstand dieses costaricanischen Gehöftes. Unser Gepäck lag auf Bohnen, Sätteln und Futterkisten in malerischem Durcheinander ausgebreitet. Insektencharen und noch weniger angenehmes Getier wimmelte darin, und die zudringliche Ungeniertheit der Hühner erwies sich von unbefiegbarer Hartnäckigkeit. In den dunklen Winkeln hingen gesalzene, in der Sonne gedörrte Fische. Es herrschte immer etwas Dämmerung, in die das Tageslicht in Strichen durch die Spalten und Türen fiel, während das Herdfeuer unter den Kesseln glühte und

flammte und der Rauch qualmend von ihm abzog. Rembrandtisch! — Mehr als von Moskito's ward man von einer winzigen Fliegenart belästigt, die ein judendes, rotes Blutpünktchen auf der Haut hinterließ.

Bewaltet wurde das Besitztum von dem alten Matthias, einem ziemlich hellfarbigen, zahnlösen Sechzigjährigen. Er war ein ganz ordentlicher Kerl, obwohl er mehr für sich, als seinen Herrn gebaut hatte, an dessen Rückkehr aus Europa er wohl nicht mehr geglaubt gehabt. Gerade die Gummibäume schauten daher am vernachlässigsten aus; Kakao, Bohnen, Mais usw. gehörten ihm. Sein Sohn José, ein netter, ganz junger Bursche, hatte uns schon von Cari Blanco aus begleitet, so daß wir mit fünf Tieren und drei Leuten reisten. — Alberto stand jetzt immer am Herde. Er zeigte, daß Frau Peters ihm schon recht gute Kenntnisse beigebracht hatte. Nur vom Fleisch, die Hühner eingeschlossen, durfte man nicht viel verlangen. Übrigens gab Matthias diese kaum her; wir selber hatten für Fleisch zu sorgen.

Neben dem Hauptgebäude standen noch ein paar kümmerliche Nebengebäude. Rechts am Hause prangte u. a. ein Kalebassenbaum mit großen, grünen, herabhängenden Früchten, die Kürbissen gleichen; teilweise wachsen sie wie Kakaofrüchte direkt aus dem Stamme hervor. An der linken Frontdecke schattete weithin, niedrig und breit, ein über dem Boden gekrümmter Brotfruchtbaum. Die vom Lichte durchbrochenen Zeichnungen seiner großen Blätter spielten auf dem Rücken unserer braven Pferde und der Mula, namentlich scharf auf dem des Schimmels. Dies war ihr Stall, in dem sie, von den Reisetrapazen sich erholend, unablässig an Maisstengeln kauten. Bis auf die Mula zeigten sie deutliche Abmagerung. Später wanderten sie auch in dem hohen,

buschigen Dickicht umher, das sich hinter der Umzäunung bis an den Urwald und an ein davorliegendes Flüsschen erstreckte. Bis hierher hatten die Leute zu wandern, um das Geschirr zu waschen und das zweifellos sumpfige Kochwasser zu holen. Die Tiere tranken auch dort und zertraten den Boden des Grundes. Wir genossen es, mit Rognaal oder Fruchtsalz vermischt, ebenfalls. Besseres Wasser erhielten wir gelegentlich aus dem entfernteren Sarapiqui.

Ferner umgaben einige Süßorangen- und Bitterorangenbäume das Haus. Letztere pflegt man in der Mehrzahl zu finden, weil die Leute zu wenig seßhaft sind, um süße Orangen für sich anpflanzen zu wollen, und weil ihnen die Vögel zu viele fortstehlen. Abgestorbene und teilweise kronenlose Gummibäume bildeten den weiteren Baumbestand. Stangenartig, dienten sie doch den Spechten zum Aufenthalt, und selbst auf diesem nackten Holze wucherten Epiphyten. Den Schmuck vor dem Hause bot ein Blumenstrauch (kein Hibiscus) mit prachtvoll roten, kalteenähnlichen Blumen. Die Orangenbäume mit ihren grünen und gelben Früchten wirkten, wie immer, poetisch; doch die Hälfte der reifen Früchte fiel zu Boden und lag dort nutzlos faulend und vertrocknend. Das wüß gewordene Buschgelände hinter dem Hause, aus dem Bäume einzeln herausragten, war so verfilzt, namentlich durch eine Windenart, daß man sich in kurzer Entfernung vom Hause bereits vollständig darin verstrickte. Wenn ich auf fünfzig Schritt einen Baum sah, fühlte ich mich beim Daraufzugehen nicht sicher, ihn finden oder an ihn herankommen zu können.

Überall ums Haus scharren und gaderten die Hühner, trährte der stolze weiße Hahn. Eine Glucke mit reizen-

den Küchlein wirkte ungemein traulich; die Tierchen piepsten mir immer fast unter den Füßen herum. Unter einer überdachten Umzäunung grunzten zufrieden einige Schweine. Die weidenden Pferde schnaubten und schlugen mit den Schweifen.

Ringsum in den Bäumen sang und zwitscherte es, bis auf die heißesten Stunden, den ganzen Tag. Unter dem seitlichen Vordach nach den Pferden zu stand ein schwerer, roher Tisch, an dem wir im Freien speisten, indem wir ihn nach den beschatteten Stellen schoben; davor rohe Bänke, daneben ein großes, topfartiges Holzgefäß für Kakaobohnen und eine lange, truhenartige Futterkiste, der einzige verschließbare Behälter des Hauses, der, im Freien stehend, auch unsere Wertsachen barg. Deshalb schließ Matthias jetzt nachts auf der schmalen Bank davor; natürlich in Kleidern, die er niemals vom Leibe zu ziehen schien. Die Kiste bildete außerdem unseren Waschtisch, auf welchem Zahnbürste, Seife und eine halbe Kalebasse, unsere gemeinsame Waschschüssel, frei umherlagen und daher gelegentlich von den Hühnern geholt wurden. An jenem Tische schrieb ich auch, das Gewehr immer schußfertig neben mir. Man kann sich denken, daß die Aufmerksamkeit bei der Arbeit eine lobenswertere hätte sein dürfen. Ich lege die Feder hin und sehe, wie eine Schar von Vögeln, tiefschwarze mit brennendrotem Leibe, sowie entzückend schillernde Kolibris, nuschelnd die dicke Krone des Orangenbaumes umschwärmen und umschwirren. Ein zu niedliches Bild! Ich denke nicht daran, sie zu töten. Dazwischen tönt das Hämmern der buntgefärbten Spechte. Da höre ich aus fernen Kronen einen schon wohlbekannten, manchmal melodischen, manchmal krächzenden Ruf, der seine Antwort immer näher findet;

und urplötzlich ist mein ganzer Blutdurst erwacht. Horch, nun rauscht es auch schon klatschend in der Drangenkrone! Ich sehe nur die Blätter an einer Stelle noch schwanken. Wie der Blitz schleiche ich mit der Flinte an der Baße, den Finger am Drücker heran. Ja wohl, wo stecken sie? Da rauscht es wieder; ein paar große braune, gelbgeschwänzte Webervögel stieben davon; einer nur bis zum nächsten kahlen Baum. Eigentlich tut er mir leid, aber Webervögel schmecken gut, und wir haben nichts als alte Fische. Der Schuß kracht; wie ein Stück Blei plumpst es in den Busch. „Alberto, heute machst du eine gute Suppe!“ „Si, Señor, él es buenito!“

* * *

Ich lag auf meinem Esel in La Virgin. Rings im dunkeln Raum schliefen alle den Schlaf des Gerechten. Der Mond schien mir durch die Hauspaltten auf die Nase, und ich zog trotz meiner zwei Wolldecken die Knie an. Man denke! Denn am Tage hatte mein in die Sonne gelegter Thermometer 52 Grad Celsius gezeigt. Die Höhe von La Virgin mag gegen 2000 Fuß betragen. Die Vogelwelt sorgt dafür, daß es keine Stille gibt. Kaum haben die Tagvögel sich beruhigt, so beginnen die Nachtvögel sich hören zu lassen. Es ist ein ununterbrochenes Rufen und Sichlocken.

Einer saß über mir auf dem Dache und schwatzte stundenlang mit einem anderen, und zwar laut genug, um zuerst den Glauben in mir zu erwecken, es sei eine Eidechsenart, die innerhalb des Hauses laut pfeife. Der Racker soll Alexé heißen. Ich hätte beiden gern den Kragen umgedreht, und dennoch machten sie mir Spaß. Die verschiedenen Vogelarten sind deutlich an ihrer

Stimme zu unterscheiden. — Wollte man in der Frühe den versäumten Schlaf nachholen, so legten die Brüllaffen los und das Hühnervolk desgleichen. Ich habe nirgends so rabiater krähende Hähne gefunden, wie in den Tropen; die traditionelle Krähordnung, die erst mit dem Frühlicht beginnt, existiert für sie nicht. Sie krähen mitten im Dunkeln los, wenn es ihnen paßt. — Dafür machten mir tags meine Kolibris am Orangenbaum mehr Spaß; reizende gelbe befanden sich darunter und solche mit Federkrone und langen Schwanzfedern. Auch die fleißigen, rotköpfigen Spechte waren meine Freunde. Einen sah ich wohl zehn Minuten lang unter einer schwankenden Orange hängen. Ich bemerkte deutlich, wie er allmählich ein kreisrundes Loch hineinarbeitete und dann mit Behagen die Süßigkeit des Innern naschte.

Jenseit der Straße, vor dem Hause, war eine größere Fläche durch Abtrennen urbar gemacht und bebaut worden, daran stießen Potrerros für das Vieh mit einzelnen hohen Bäumen und abermals Urwald. Die älteren Flächen waren in guter Kultur; Wurzeln und Stämme bleiben immer dazwischen liegen. Wenn nicht anhaltend gesäubert wird, ist das Unkraut, namentlich die Winde, gleich wieder da. Unter dem Schatten der Bananen — Plátanos auf Spanisch — gedieh eine ganz saubere Gummibaumschule; Reihen von Kaffeebäumen, ordentlich bestellte Beete mit Yamswurzel und Bataten und Erbsen schlossen sich nebst Kakaobäumen an. Die vielen, schweren und goldgelben Kakaofrüchte wuchsen meist unmittelbar aus dem Stamme heraus. Auch waren Felder mit dem in trockener Lage wachsenden Bergreis vorhanden.

Gleich am Nachmittage unserer Ankunft in La Virgen ließ Peters mir keine Ruhe, bis er mich an seinen Lieb-

ling, den Sarapiqui, führen konnte. Der floß durch den an diese Felder stoßenden Wald. Der Pfad dorthin beanspruchte etwa zwanzig Minuten, ermüdete aber wegen des dichten Busches, der teilweise erst mit der Machete fortgehauen werden mußte. Der Schlangen halber trugen wir stets Gamaschen. Zum Fluß hatten wir dann einen schrägen Hang und das Block- und Steingefchiebe des trockenliegenden Ufersaumes zu überklettern. Prächtigt schäumte das Wasser hier oder schoß mit glasgrünen Flächen zwischen den Baldwänden hindurch; es mochte etwa fünfzig bis hundert Meter breit sein. Wenn die Stromschnellen es nicht häufig unterbrächen, wäre es schiffbar. Wir badeten und fanden die Strömung sehr reißend; man mußte sich, schwimmend, an den glatten, schleimigen Blöcken festhalten, konnte sich auch mit Hilfe von zwei Stöcken vorwärts bewegen; doch die Fußsohlen schmerzten auf dem unregelmäßigen Steingrund, der zuweilen an großen Blöcken wieder sehr tief abfiel. Eine Menge kaum zollanger Fische überfiel uns, wohl Cyprinodonten, trotz ihrer Winzigkeit Raubfische, deren Zähne an den Lippen sitzen. Man fühlte ihren Biß wie ein Zwicken und wie ein kitzelndes Stechen mit feinen Nadeln. Fischadler und Nasgeier zogen über das Wasser, unter diesen der rotköpfige „König der Nasgeier“. Auch Reiher zeigten sich. Ich hatte Wasser ins Ohr bekommen und pumpte mächtig mit den Armen, worüber Matthias und José, die den Zweck nicht begriffen, sich lebhaft amüsierten.

Peters war immer auf seinen heißen Feldern in Bewegung. Europäische Arbeiter könnten das im allgemeinen nicht aushalten, wohl aber das ganze Jahr hindurch genügend in den kühleren Tageszeiten den Acker bebauen.

Schwalben sahen wir von Cari Blanco ab, hörten auch oft Tauben gurren, die dazwischen aber anders rufen, was ich bei unseren Wildtauben nicht bemerkt habe. Auch die Webevögel riefen verschiedenartig. Von weitem hörte es sich an, wie ein fröhliches „Retilèhu“, und wenn sie eingeflogen waren, krächzten sie Ark! Ark! nach Rabenart.

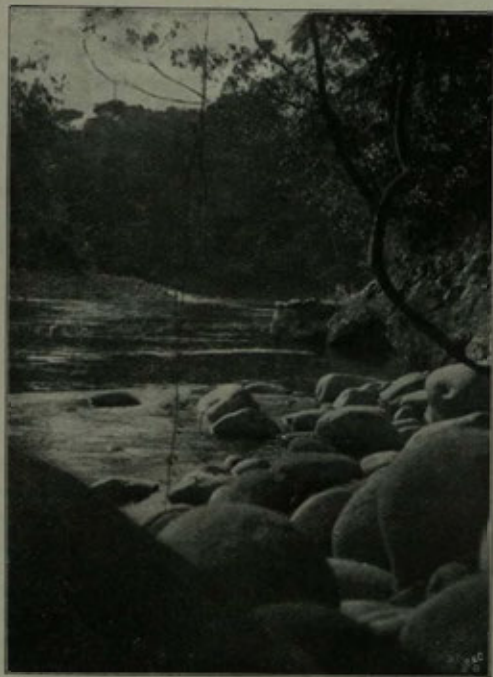
Am zweiten Tage gingen wir mit Matthias und einem jungen, kräftigen Indianer zum Fischen an den Sarapiqui. Der Indianer hatte eine Dynamitpatrone mit sich. Am Flusse hörten wir jenseit den Ruf von Fasänen, sahen wir Adler und Fischreiher, ohne zum Schuß kommen zu können; ebensowenig auf einen Fischotter, dessen brauner Kopf mehrmals auftauchte. Etwas oberhalb von uns entzündete der Indianer die Lunte und schleuderte das Dynamit in den Fluß. Die Explosion erzeugte nur eine kurze Wassergarbe. Unmittelbar darauf hatte sich der nackte, braune Bursche in die tiefe Strömung geworfen und ließ, im Schwimmen stehend, sich rückwärts treiben, mit dem Gesicht gegen den Strom gewendet. Dann und wann sagte er zu, oder sein schwarzstruppiger Kopf verschwand ganz. Es war ein famoscs Bild! Der Bursche schwamm selber wie ein Otter. Er trug dabei einen biegsamen, gegabelten Stock, auf dem er einen betäubten Fisch nach dem anderen aufspießte. Schließlich kam er mit etwa fünfzehn Fischen heraus, größeren karpfenartigen „Bobos“ und kleineren „Sabalos“. Bobo heißt, glaube ich, Dummkopf. Auch ein hier häufiger Vogel führt diesen Volksnamen. Der Bobofisch hat grünliche Schuppen und über dem Maul einen starken, stumpfen Nasenausatz, der ihn befähigt, ohne Gefahr an die Felsen zu stoßen. Der schwerste mochte un-

gefähr zwanzig Pfund wiegen. Die Sabalos waren glatte, dunkle, forellenähnliche Fische. Es wimmelt von Fischen im Sarapiqui, weshalb dieser mittels Dynamit ausgeübte Raubfang der wenigen Anwohner vielleicht nicht so arg schädigend wirken mag. Weitans die Mehrzahl der getödeten Tiere geht natürlich verloren. An eine Aufsicht ist nicht zu denken. Der Dynamitverkauf sollte aber doch wohl rechtzeitig verhindert werden.

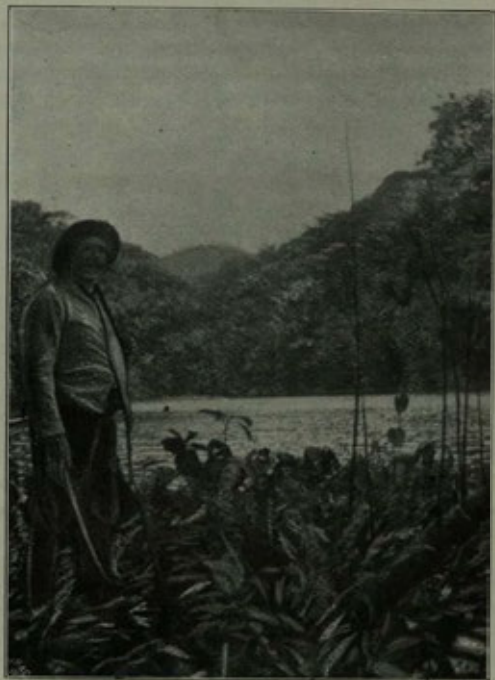
Am nächsten Morgen machte ich einen Spaziergang zum ganz überwucherten Friedhof, auf dem einige vermorschte, schiefe Holzkreuze aus dem grünen Wellenpolster ragten. Die drei jungen Mädchen der Ansiedlung waren unlängst gestorben, das eine im Kindbett, das zweite an einer ansteckenden Krankheit und das dritte, das die Freundin gepflegt hatte, ebenfalls. Ärztlicher Beistand ist hier natürlich nicht vorhanden. Jetzt gab es außer den Männern nur noch ein paar verheiratete Frauen und einige Kinder.

Unser Gepäck hatten wir nach dem sogenannten Hafen — Muelle — am unteren Sarapiqui vorausgeschickt, da wir im Kanu weiterreisen mußten. Der Treiber und José kamen von dort mit den Mulas und der Empfangsbestätigung zurück, und ersterer ward abgelohnt. Nachmittags, es war am dritten März, gingen wir an den Sarapiqui zum Baden. Es wäre beinahe unser letzter Lebenstag geworden. Unterhalb der Stelle, an der wir gesücht, stiegen wir ins Wasser. Der Fluß ist hier schmal, weswegen er besonders reißend strömt. Wir befanden uns an einer Ecke, in der das Wasser stiller zu sein schien. Ich schwamm, obgleich ich kein besonders guter Schwimmer bin, die kleine Strecke hin und zurück, ohne etwas Auffälliges zu merken. Peters, der trotz seiner sonstigen

großen Gewandtheit noch erheblich schlechter schwamm und daher wohl in ziemlicher Tiefelage, gedachte auch hinüber zu kommen. Ich folgte ihm. Mit einmal griff er um sich, wendete sich und sank, mit angstvollem Gesicht nach mir blickend, unter. Ich wollte ihm helfen, geriet aber unter ihn und sah sofort, daß wir beide sinken mußten, wenn er mich packte. Daß wir von einem Strudel nach unten gezogen wurden, merkte ich noch gar nicht. Im Selbsterhaltungstrieb mich dem Lande zurecht, sah ich dort ein großes, stangenartiges Holz und dachte, daß dies das einzige Mittel sei, auch meinem Kameraden zu helfen. Das Land bildete hier einen etwa einen bis eineinhalb Meter hohen, felsigen und steilen Vorsprung, um den das Wasser herumschoß und der tief unterwaschen war. Ich weiß nicht, wie es mir möglich ward, mich an dieser Stelle hinaufzuarbeiten, zumal meine Beine unter ihn gezogen wurden, aber es gelang, indem ich, um mein Leben kämpfend, mich mit meinem Blut an den grobkörnigen Fels fast anklebte, wobei ich einen beträchtlichen Theil meiner Haut opferte. Peters war, nach dreimaligem Sinken auf den Grund auch hierher an einen etwas günstigeren Punkt getrieben worden und schien weniger erschöpft zu sein, als ich. Ich glaube aber nicht, daß er sich allein hätte herausarbeiten können. Er faßte zunächst das gereichte Stück Holz mit den Zähnen und dann meine Hand, und so gelangte auch er aufs Trockene. Dabei kam ich selber wieder dem Abrutschen sehr nahe. Nun kehrte der junge José zurück, der weggeschickt war, um einen Pfad mit dem Buschmesser zu schlagen. Es war schließlich recht gut, daß wir im kritischen Moment uns allein befanden, denn wäre José nachgesprungen, hätten wir voraussichtlich einen hoffnungslosen Anäuel in der



Stromschnelle des Barapiqui in Costarica.
Unsere Unfallstelle des 3. März.



Der Verfasser im Sumpfe der Laguna del Congo.

Strudelecke gebildet. Ich hatte aber noch immer keine Ahnung, daß es ein kleiner Wahlstrom sei und wäre auf ein Haar wieder hineingesprungen, um allein zurückzuschwimmen, da es mir wie Furchtsamkeit erschien, dies nicht zu tun. Nur meines heftigen Herzklopfens halber, das mir Besorgnis vor einem Schlaganfall erweckte, ließ ich es sein. So hatten wir unseren Rückzug zu Lande anzutreten. Die ausgebuchtete Felswand neben der vorspringenden Ecke stieg hoch und steil wie eine Mauer aus dem Wasser. Nicht ohne neue Gefahr mußten wir nackt an ihr zu unserem Ausgangspunkte klettern. Peters meinte, der Tod durch Ertrinken sei ihm gar nicht so unangenehm vorgekommen; aber er ließ sich doch vor künftigen Experimenten warnen. Später erfuhren wir, daß wir ahnungslos in einem der gefürchtetsten Sarapiquistrudel gewesen seien, welchem der Indianer, der mit Dynamit für uns Fische gefangen hatte, niemals nahe käme, seit er einmal, gleich uns, beinahe in ihm ertrunken wäre. Mit dankbaren Gefühlen betrat ich das Haus, das wir bald nicht wieder erblickt haben würden.

Wir genossen ein besonders gutes Nachtessen. Alberto, der talentvolle Kochjunge, hatte wohlgelungene Pfannkuchen gebacken; später mußte er sich mit einer Gitarre zu uns setzen und uns vorsingen, was er vor lauter Schüchternheit mit sehr dünner Stimme tat. — Nachdem ich noch ein paar Tage als „geschundener Raubritter“ herumgelaufen, war ich wieder all right; das Baden im Sarapiqui ward überhaupt nicht unterbrochen, doch blieben wir hübsch am Rande. Wir fanden dabei allerlei; so ein höchst seltsames, wurzelartiges Gewächs, das aus regelmäßigen, sechsseitigen Kristallen zu bestehen schien. Zum Mitnehmen war dieses Holzkristallprodukt mir zu groß.

Zwischen den Steinen krochen fast zolllange Ameisen, deren Biß gefürchteter sein soll, als der des Skorpions. Ferner ist eine sehr gefährliche Fliege, die sich von faulenden Fischen nährt, hier nicht selten. Gelegentlich beobachteten wir eine „Gottesanbeterin“, jenes sonderbare graubraune Insekt, das in aufrechter Stellung wie betend die langen Vorderbeine bewegt. Beim Anfassen flog es, rötliche Unterflügel zeigend, davon. — Auffallend war auch ein kleiner, schwarzer Frosch mit purpurrotem Rücken.

Meist kam während des Tages eine angenehm kühlende Brise zum Durchbruch. In der Morgenfrische pflegte ich gewöhnlich, an den bunten Singvögeln mich ergötzend, mit der Flinte längs der Straße zu schlendern. Ich erlegte auch einige der auf hohen Bäumen gurrenden Tauben. Doch schon dicht am Wege sind sie schwer aus der Buschverfilzung herauszuholen. Ein kurzer Flug auf einen etwas weiter hineinstehenden Baum bringt die Tierchen in Sicherheit. Einmal schoß ich einen der genannten Bobos, einen luddgroßen, langgeschwänzten Raubvogel. Auf Nashornvögel pirschte ich vergeblich, ebenso wie Peters auf Fasanen. Desgleichen entgingen mir eine herrliche schwarze Ente sowie ein großes Waldhuhn. Sonntagsjäger! — Webervögel, die mir im geheimen immer leid taten, mochte ich nicht mehr schießen; es sieht zu friedlich und niedlich aus, wenn sie ihren Baum, an dem oft Duzende von kunstvollen Nestern nebartig herunterhängen, umschwärmen. Auf den Viehweiden zeigt sich in großer Zahl der Zapalotio, eine blauschwarze hübsche Elster, die dem Vieh das Ungeziefer absucht. Übrigens sieht man die Hühner und sogar Küken zu gleichem Zwecke dem Vieh frech und gierig an die Beine und unter die Bäuche springen. Den Rindern und Pferden

scheint dies eine Wohlthat zu sein, da sie stillhalten; nur bisweilen zucken sie zusammen, wenn der Hühnerschnabel sie zu heftig zwickt.

Ein dreiviertelstündiger Ritt brachte uns eines Tages zu der Besingung einer einheimischen Mischlingsfamilie, deren neue Gummipflanzung Peters besichtigen wollte. Die Leute waren für Landesverhältnisse reich und bewohnten ein zweistöckiges Haus. Nach unseren Begriffen war die Einrichtung aber sehr ärmlich; der höchste Komfort bestand in einem verwitterten Schaukelstuhl. Wir kauften ein paar Pfund Bergreis, eigenes Gewächs, das Pfund zu ca. 0,50 Mark. Dann erwarben wir eine große Fruchttraube der Pejivallepalme, die gesotten, mehlig und nicht hervorragend schmeckte. Die Leute besaßen einen großen Viehbestand. Ein Tier- und Landschaftsmaler hätte über die ausgedehnten, höchst malerischen Waldweiden in Entzücken geraten müssen. In dem welligen, üppig begrastem Gelände erhoben sich, einzeln oder in Gruppen, wahre Giganten: edle Zedern mit ihrer gerippten grauen Rinde, glattstämmige Ceibas, Quebracho- und Mahagonibäume usw. Die strickartigen Lianen waren wiederum mit grünen oder buntblühenden Epiphyten bedeckt. Gestürzte und gefällte Stämme boten wild-anmutige Einzelbilder; dazwischen das schöne, scheckige oder braune Vieh, Pferde und Füllen, und im Hintergrunde der blaueste Gebirgsrahmen! Mit der Ceiba gehört der Quacimo zu den Urwaldsfürsten; durch rötliche Blätter bringt er Wechsel in den grünen Generalton.

Die Gummipflanzung stand ausgezeichnet; wenn Peters sie auch teilweise zu wenig beschattet fand, schrieb er ihr doch eine bedeutende Zukunft zu. Die drei bis vier

Jahre alten, kräftigen Bäume hatten im Durchschnitt eine Höhe von vier bis sechs Metern erreicht.

Am letzten Abend entdeckte ich beim Zubettgehen noch rechtzeitig am Kopfende meines Lagers einen wohlausgewachsenen Skorpion und beförderte ihn mittels eines Holzscheits in die Skorpionhöhle. Mein sonst immer gesunder Reisekamerad krümmte sich unter Zahnschmerzen, was ihn ausnahmsweise etwas gnatterig machte. Überwältigt von seiner Verantwortung, schlief der alte Matthias draußen und oben auf dem Deckel unserer Bundeslade. Um so besser! Denn da er niemals sein einziges Gewand auszog, roch er nach Schmutz. José, sein Junge, hielt mehr auf sich. Aus Sparsamkeitsgründen wollten wir diesen jetzt zurücklassen, allein er bat dringend darum, mitgenommen zu werden.

Das Baumwollenzug, das die Leute tragen, kommt aus den Vereinigten Staaten oder England. Peters hat einmal von einer deutschen Firma in San José deutsche Ware eingeführt und von dieser, anfangs durch Schenkung, für 6000 Mark abgesetzt. Den Leuten gefiel die Ware außerordentlich. Das Geschäft hat aber wieder aufgehört, weil die Kaufleute die sonst auch beliebte, nicht-deutsche Ware leichter beziehen können. Peters meinte, die Deutschen ließen nicht genug reisen; die Fabrikanten seien außerdem viel zu umständlich und schwierig.

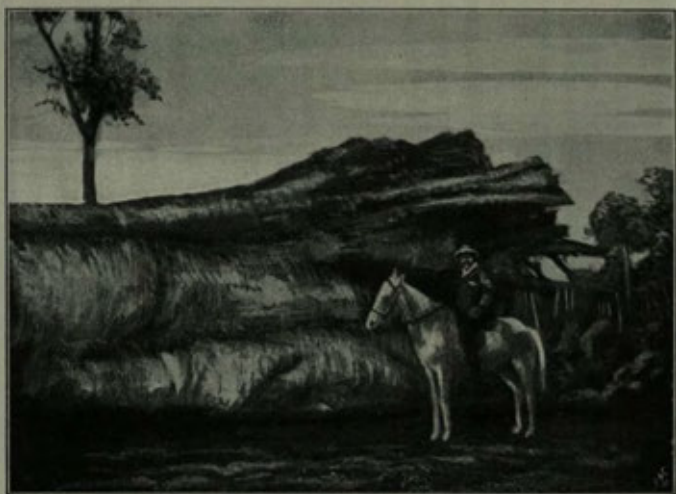
Mein Freund hielt die landwirtschaftlichen Verhältnisse im Sarapiquítal für so zukunftsreich, daß er seinen Besitz durch Hinzukauf beträchtlich vermehrte. Später hat er den Landkauf, wie er mir schrieb, noch gemeinsam mit Herrn Wiß fortgesetzt, doch nach wie vor vergeblich deutsche Finanzleute zu interessieren gesucht. Nur eine einzige süddeutsche Bankfirma ging scheinbar auf die

Sache ein, ohne aber zu einem Entschlusse gelangen zu können.

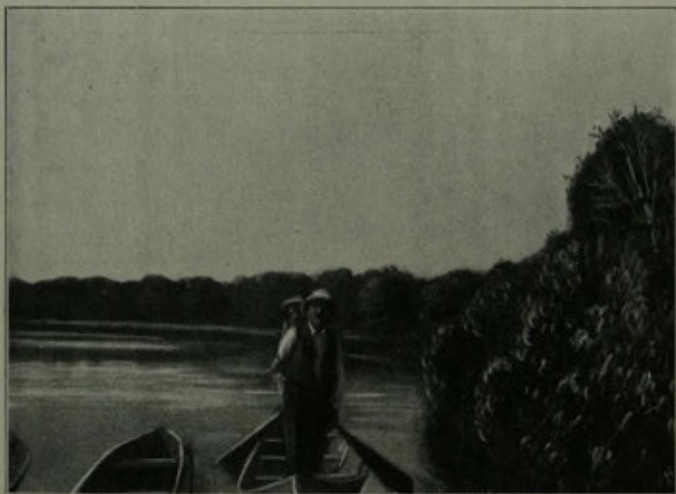
Am 6. März, bei Tagesanbruch, nachdem wir einige Schwierigkeiten mit dem Einfangen unserer, dem Herrendienst stets abgeneigten Mula gehabt hatten, setzten wir unsere Reise fort. Der Weg war, was die Gegend betrifft, reizend und ward immer schöner. Stets wieder diese malerischen Potreros und einfachen Hacienden unter Baumgruppen. Zumal gefiel mir der auf weiter Waldlichtung liegende Ort Chila Mate. Dies ist zugleich der Name einer riesigen Ficusart, von der ein gefällter Stamm dicht bei der Hacienda lag, an der wir einkehrten. Ähnliche Baumgiganten habe ich nur in den deshalb berühmten Strichen von Kalifornien und Britisch-Columbien wieder gesehen. Der Besitzer, zugleich Krämer, bewahrte sowohl sein Salz wie seinen Pulvervorrat zum Trockenhalten beim flammenden Küchenherde auf. Nach Peters' Anleitung hat er auch Gummibäume angebaut, die gut standen. Wir trafen unterwegs einen der rohen Gummisucher, die rücksichtslos alle wilden Gummibäume, die Wurzeln eingeschlossen, anschlagen und in diesem vernichtenden, mühseligen Erwerb ihren Lebensunterhalt gewinnen. Es tut einem immer leid, einen solchen mit Wunden und Narben bedeckten Baum zu sehen. Den Kerlen begegnet man besser nicht allein im Walde.

Jetzt gelangten wir wieder an den schäumenden Sarapiqui, von dem wir etwas abseits geraten waren. Noch einmal gab es eine Schwierigkeit zu überwinden, und zwar die allerschlechteste Strecke des Weges, von Anfang an gerechnet. Die Regierung dürfte schon ein Weniges dagegen tun. Der Saumpfad führt hier über einen, die beginnenden Mañuras de Santa Clara unterbrechenden

kleinen Gebirgszug, wie sie häufiger die Ebene kreuzen — die Cerros di Arrepentidos, d. i. die Reuberge. In der That wird jedermann Reue empfinden, der sie hat passieren müssen. Sie scheinen eine Parallelkette des Kongozuges zu sein. Der Pfad führt vom Sarapiqui ab, an- und absteigend, durch den Wald. Unsere Pferde versanken in dem Schlamm der „Maultierleitern“ bis unter den Bauch, und jetzt war noch lange Trockenzeit gewesen! Dabei ein fortwährendes Klettern über zähe und glatte, rote Lehmabänke und Felsen, unter Hindurchzwängen zwischen Bäumen, Büschen und Stachelranken. Mein braver Schimmel wollte schließlich nicht mehr und drohte, umzufallen. Es blieb uns zur Schonung der Tiere wieder nichts anderes übrig, als sie am Zügel von Lehmstufe zu Lehmstufe zu führen. Halfter und Zügel schleiften im Schlamm oder verwickelten sich um die Pferdebeine, wenn man selber hineinstürzte. Es war ein warmes Stück Arbeit, bei dem man schließlich fast zum triefenden Lehmgebilde ward, mit Händen gleich denen der Buschfische bösen Buben von Korinth. Aber in Summa hätte es ja noch schlimmer sein können. Ein Mann und ein kleiner Knabe zu Pferde begegneten uns, die den Genuß noch vor sich hatten. Mit Freuden begrüßte man den Abstieg zum Sarapiqui, die parkartig um den hellgrünen, stark gewundenen und strömenden Fluß schließende Flachlandschaft. Der Ort Muelle (nicht der auf der Friedrichsen'schen Karte angegebene Hafen) war erreicht! Wieder auf weitem Potrero, zwischen Wald und Fluß, an ziemlich hohem Ufer über diesem, lag ein sauberer Rancho, in dem abtatheln zu dürfen wir froh waren. Eine stämmige Mischlingsfrau, mehr Indianerin, begrüßte uns. Diese verwitwete ältere Dame, die auch dem ausgebreiteten Be-



Der Verfasser am Riesenficus in Chila Mate in Costarica.



Der Verfasser und Peters im Kanu in Boca di Sarapiquí. (Costarica.)

kenntnisstkreise meines Freundes angehörte, bereitete uns eine recht schmackhafte Fischsuppe, die nur ein wenig stark gepfeffert war. Unser ordentlich gedeckter Tisch stand auf der holperigen Lehndiele des Hauptraumes, an den sich auf der einen Seite ein Schlafraum, auf der anderen eine Küche angeschlossen, alles unter einem gewaltig hohen, dämmernden Dach. Die Wittib besaß zwei Söhne, den erwachsenen Napoleon und den kleinen Benito, außerdem ein kleines Pflegekind, die vierjährige Mercedes, auch fast ganz Indianerin. Letztere war eins der ernsthaftesten, geistig erwachsensten Kinder, die mir je vorgekommen sind, eine abgeschlossene Persönlichkeit. Nur einmal habe ich sie lachen hören, als wir ihren ruppigen Papagei mit Bananen fütterten; sonst glitt höchst selten ein schwaches Lächeln über ihr braunes Gesichtchen. Offenbar wurde sie nicht ganz gut behandelt und bekam gelegentlich Schläge. Sie arbeitete wie eine Alte, segte, säuberte, wusch; langsam, aber unermüdblich bewegte sich die winzige Figur im langen Röckchen über die Lehndiele. Ihre großen, dunklen Augen, auch wohl ihre Fingerchen, zeigten eine lebhafteste Neugier für alle unsere Sachen. Das merkwürdigste aber war, daß sie sich selber das Lesen beibrachte. Jeden freien Augenblick benutzte sie dazu, sich an die Türschwelle zu hocken und mit eintöniger, halbblauer Stimme das spanische a—b, ab und b—a, ba aus einer alten Fibel sich einzuprägen, wobei sie mit einem Bleistift den Buchstaben sorgfältig folgte. Sie konnte schon ganze Zeilen lesen. So arbeiteten wir zusammen, wenn ich schrieb; ich mochte das etwas störende Geräusch auch nicht hindern. Zuweilen machte ich ihr das Lautieren scherzend nach; dann sah sie mich nur ernsthaft an.

Peters fehlte mit seinem Messer einen großen Leguan,

der auf einem über den Fluß ragenden Ast, dem Lieblingsaufenthalt dieser Tiere, lag. Sie sollen sehr gut schmecken. Er rettete seine Jägerehre dann durch Erlegen einer kleinen Kralleneidechse. Diese war buchstäblich nur für die Katz. Immerhin trug er den Kopf wieder höher. Ich war erfolgreicher, allerdings mit Schrot kontra Kugel. Ich schoß einen wunderbar fetten Webervogel, indem man mein Gewissen zuvor durch die Mitteilung getötet hatte, daß die sämtlichen Süßorangen des Hauses von den Webervögeln fortgefressen seien, weshalb wir nur bittere bekommen könnten. Einmal im Rausche des Jagderfolges drin, brachte ich später noch mehrere arme Gelschwänze zur Strecke. — Wir badeten mit Vorsicht an schwimmenden Baumstämmen. Abends hatten wir ein köstliches Nachtmahl, zu dem wir den gedeckten Tisch auf den Rasen gestellt hatten: Webervogel mit gebratenen Bananen und Pfannkuchen mit Guavengelee aus wilden Guaven. Angeregt durch das Diner und den schweigenden Sternhimmel, der sich über uns spannte, ergingen wir uns in den tiefsten philosophischen Betrachtungen, wobei wir von Aristoteles über Moses Mendelssohn auf den früher als antisemitischen Führer bekannt gewesenen Dr. Henrici gerieten, der in Costarica vorübergehend kolonizatorisch zu wirken versucht hat. Die Zigarren leuchteten mit den Glühwürmchen um die Wette. — Als wir uns zur Ruhe begeben hatten, warf der durch die Lattenöffnungen aus dem Schlafgemach unserer Wirtin fallende Laternenschein eigentümliche Lichter mit verzerrten Schatten in den hohen Raum. Das eintönige, auswendig gelernte laute Beten der Kleinen Mercedes hörte gar nicht auf. Manchmal wußte die Kleine nicht weiter, und dann half die Frau mit tiefer Stimme nach. Das Stimmchen klang immer

müder, weinerlicher und stöckender. Nach einer geschlagenen halben Stunde schien sie fertig zu sein und verstummte. Welche Leistung für das arme vierjährige Geschöpf!

Nicht ungestört verbrachte man so die erste Nacht im Rancho in Nuella. Im Gegenteil, der Skandal hielt an: Katzen, Hühner und Hund, der bellend das immer aus Haus kommende Vieh verjagte, trieben ununterbrochen Unfug. Einmal wollte uns ein Schwein durchaus mit seinem Besuch beehren und mußte gewaltsam von der Tür vertrieben werden. Der große Hund drohte, mich anzufallen, und wütend drohte ich, ihm mit dem Buschmesser über den Kopf zu schlagen, falls er nicht eingesperrt werde, was denn auch geschah. Trotz des Luftzuges herrschte ein absonderlich muffiger Geruch in dem gleicherweise erstaunlich lebendigen Dachdunkel über uns. Mit einemmal träufelte es warm und übelriechend in meine Hängematte hinab. Aha, auch noch Fledermäuse! Das war teuflisch! Ungeachtet dessen sowie summender Moskitoes mußte ich der stickigen Luft halber mein Moskitoneß von mir werfen. — Am nächsten Morgen erhielten wir keine Milch, weil man die Kälber nicht von den Kühen genommen hatte und alle Milch von ihnen fortgetrunken war. Ich schoß einen Harpón, einen eßbaren Vogel mit braun-weißem Gefieder, sowie einen kleinen weißgrauen Pescatore, und Peters eine Taube. Damit war für unseren Mittagstisch wieder glänzend gesorgt. — Die Leute erzählten ernsthaft, der ruppige Papagei, der beständig seine Federn ausraufte, habe sich erst dieser törrichten Gewohnheit überlassen, nachdem er gesehen, wie ein Huhn gerupft worden sei.

Nachmittags bekamen wir sehr niedlichen, Nachbar-

lichen Besuch. Er bestand aus einer auffallend hellen, armen Familie Garcia, einer Mutter nebst fünf Töchtern und einer Enkelin; die Mehrzahl, trotz der von der Mama gestifteten Habichtsnase, von fast deutschem Typ, dabei allerliebste und von anmutig-bescheidenem Wesen. Die sämtlichen, in weiße, reinliche Kleidchen gesteckten Mädels in die Hängematte gesetzt, aus der sie wie schüchterne Vögelschen mit großen Augen herausfahen, boten ein reizendes Genrebild; vor dem Photographiertwerden ängstigten sie sich aber, und so ward nichts Rechtes daraus. Wir schenkten ihnen billige Servietten und Taschentücher, die sie sich verschämt-beseligt als Halstüchlein umtaten.

Viel Schlaf gab es in der nächsten Nacht auch nicht, obwohl ich mir meinen aufgespannten Regenschirm wider die Fledermaus-Attaken über meiner Hängematte sehr künstlich angebracht hatte. Dieses Mal schlief die gesamte Gesellschaft: Mutter, Söhne und Mercedes, nebst unserem braven Alberto, in einer Kammer. Da sie sich nicht völlig entkleiden, ist das weiter nicht unschön. Gebetet wurde nun nicht, dafür die halbe Nacht laut verschwaßt. Ununterbrochen rauschte auch der Regen herab. Am Morgen war der Sarapiqui über einen Meter gestiegen; er ist aber schon bis an das Haus, das ist um 25 Meter, gewachsen! Er fällt in seiner Länge von etwa 100 Kilometern ca. 2000 Meter, also ca. 20 Meter auf den Kilometer. Wir sahen selber einen Treibholzbaum hoch über dem Fluß in den Baumzweigen liegen, den ein Hochwasser dort abgesetzt hat. Unter Leitung Napoleons machten wir eine interessante Kanufahrt auf dem angeschwollenen Flusse. Sonst hatte ich wohl gesteuert; hier überließ ich es dem kundigen Napoleon, der besser wußte, welche Flußseite wir aufzusuchen hatten, um gegen

den Strom vorwärts zu kommen. Einige Male mußten wir aussteigen, um das Kanu über Kiesbänke und durch die mächtigen Wirbel der Stromschnellen zu bringen. Selbst der kleine Benito ging dabei tapfer ins Wasser; übrigens wurden wir auch zwischendurch tüchtig von oben naß. Wir gebrauchten gegen drei Stunden, um nach dem alten Muelle zu gelangen, von wo wir Zuckerrohr holten. Unterwegs schoß ich einen grauen Reiher, dessen Gefieder voll Ungeziefer saß. Die Leute essen sein Fleisch sehr gern. Dann glitten wir, ohne umzusteigen, in drei Viertelstunden wieder stromab; nur an den schwierigsten Stellen, die ein sicheres Rippen zu prophezeien schienen, spülte etwas Wasser ins Kanu. Man hat aber dort tüchtig mit den kurzen Rudern auszuschaufeln, und der Steuermann muß jeden Stein kennen. Mittagsmenü: Fischsuppe, mangelhaftes präservirtes Fleisch, Palmkohl, Bohnen, Wassermelonengemüse und gebratene Bananen. Nachts wurde mein Kamerad beinahe erschlagen; mir hätte es auch passieren können. Mit Donnergepolter, das uns aus tiefstem Schlaf scheuchte, stürzten nämlich mehrere der wie Eisen schweren Holzstangen, die unter dem hohen Dach lagen, zwischen uns herab. Die eine hatte sich dicht neben Peters' Kopf in die Lehmziele gebohrt. Er war wahrhaftig zum zweitenmal auf dieser Reise einer sehr nahen Lebensgefahr entgangen. Die Ursache konnte ein leichtes Erdbeben, wie ich deren schon mehrere in Costa Rica, ohne viel davon zu merken, erlebt gehabt, gewesen sein. Möglicherweise hatten die Ameisen auch ein stügendes Holz durchnagt. Den weitab an der Karibenküste in der See liegende Vulkan Tortuguera hörten wir übrigens noch hier wie fernen Donner grollen.

Da der Kommandant des Sarapiquidistriktes, mit

dem wir erst zusammen weiterreisen wollten, nicht kam, so entschlossen wir uns, den Fluß am 9. März allein hinunter zu fahren. Nur ein Kanu stand zu unserer Verfügung, das angeblich zwanzig Zentner trug. Tag und Nacht hatte es abermals geregnet; dementsprechend war der Fluß noch mehr gestiegen, was uns aber nur begünstigte. Durch das Bummeln der Leute kamen wir erst nach sieben Uhr früh fort. Napoleon steuerte; sein zweiter Bruder, ein guter, fixer Bursche, José und Alberto schaufelten. Ich saß etwas unbequem hinter dem mittschiffs verstauten Gepäck, mit meiner Kamera und meinem Gewehr vor mir. Peters hockte mit seiner Mauserpistole, die er karabinerartig verwenden konnte, hinter mir. Wir behielten mehr Freibord, als ich erwartet, nahmen auch in den Stromschnellen kaum Wasser über. Es ist erstaunlich, was in solch ausgehöhltem Baumstamm alles untergebracht werden kann!

Zur Geographie des Sarapiquí sei hier wiederholend resp. ergänzend hinzugefügt, daß die Hauptnebenflüsse links Cardinal und Toro amarillo sind; rechts Sucio, sowie El caño San José und El caño la Ceiba. Der Sucio kommt vom Turialbavulkan; er teilt sich in den Rio Carillo und den zum Sarapiquí strömenden Arm. Alle Caños sind nur kleine Abwässer der Ebenen.

Der etwas bergige Charakter der Flußufer hörte nun bald auf, um einem mehr parkartigen Platz zu machen. Nach etwa dreistündiger Talfahrt legten wir zum Frühstück an einer kleinen, baumbewachsenen Kiesinsel, Isla de las Medias, an, auf der Peters auf früheren Reisen wiederholt genächtigt gehabt. Wir hatten viele Kraniche, weiße Reiher, Enten usw. gesehen; den Ruf des Webervogels hörte man überall. Peters schoß ein Leguan von

einem Baum, das leider ins Wasser fiel und verschwand; im allgemeinen versteckten die Leguans sich nach dem Erblicktwerden so gut zwischen den Ästen, daß wir sie nicht mehr zu entdecken vermochten. An den heißen Sandblößen spähnten wir nach Alligatoren, sahen jedoch nur die Spuren, die die Saurier hinterlassen.

Die weißen Reiher, die so begehrenswerte Federn besitzen, flogen über das blanke Wasser vor dem Kanu von hüben nach drüben zu den Waldrändern. Dann und wann setzte sich einer auf einen umstrudelten Baumstamm in der Ufernähe und schien nur auf uns zu warten. Wir glitten mit einer Fahrt von ca. 100 Metern in der Minute (mir dünkte es noch mehr zu sein) auf ihn zu. Sowie man eben im Anschlag lag, strich er weiter, und da auch das Kanu stets mehr oder weniger schwankte, so verfeuerte ich manche Patrone unnütz. Endlich gelang mir ein Schuß, und wir konnten das schöne Tier auch fischen. Die höheren Ufer bis zur Insel zeigten da und dort abstürzende rote Tonklippen, deren satte Farbe hübsch gegen das Urwaldgrün abstach. Dann wieder glaubte man Tuffstein, Tonschiefer, gelben Lehm, Kies- und Erdwände zu bemerken. Wie immer beherrschte die Ceiba mit schirmartig ausladender Krone nebst dem rötlichblättrigen Duacimo das Waldbild; dazwischen u. a. die schöne Sura und die großbelaubten, weißstämmigen Durumos, die Ameisenbäume, nebst vereinzelt Palmarten. Wir passierten eine verlassene, ehemals bedeutende Plantage, auf der von Franzosen hauptsächlich Zuckerrohr gebaut worden war. Diese französische Kompanie hatte gegen Landabtretung sich der Regierung zum Bau einer Straße verpflichtet gehabt, von der heute noch einzelne, sogar gepflasterte Reste vorhanden sind. Eine

Choleraepidemie vernichtete damals alle Bestrebungen der Fremden, worauf sich die Eingeborenen an wenigen Punkten zusammenschlossen. Dann kam der schon erwähnte kurze Aufschwung durch die Hoffnung auf den Nicaraguakanal. Heute mögen 500 Menschen insgesammt am untern Sarapiqui wohnen. Peters, der hier ein gutes Feld für Bananenkulturen sieht, meinte, der Fluß sei bis Muelle mit Dampfbarkassen und bis La Virgin eventuell mit Rähnen zu befahren. Das scheint mir einstweilen freilich unmöglich zu sein. Die einzelnen Häuser, die wir verstreut am linken Ufer gesehen, schwanden später ganz; erst nach der Mündung zu zeigten sich wieder einige an beiden Ufern. Als wir den links einströmenden Toro amarillo passierten, vermochte man sein gelbes Wasser weithin von dem grünen des Sarapiqui zu unterscheiden. Er soll schiffbarer sein, als dieser. Auf der genannten Insel fand ich Stücke vulkanischer Eisenschlacke und eine zerreibliche Kohle, etwa eine Stufe zwischen Lignit und Braunkohle. — Etwa nach zweistündiger Talfahrt an den flacheren Ufern und im breiter werdenden Wasser sichteten wir die rechts auf höherer Uferbank gelegene costaricanische Grenz- und Zollwache. Etwa acht Mann haufen hier, die Peters gut kannten, da sie zum Teil bei ihm gearbeitet hatten, und die uns freundschaftlichst begrüßten und mit Kaffee und ausgezeichnet gebratenen Plátanos bewirteten. Aus den unreifen Bananen bäckt man Brot. Mit Ausnahme von einiger Jagdbeschäftigung scheinen die Grenzer ihr Leben auf der beschaulichen Urwaldstation in edlem Nichtstun zu verbringen. Das lustige Haus lag ungefähr 15 Meter über dem Wasserpiegel, der aber auch hier schon bis obenhin gestiegen ist, so z. B. im letzten Dezembermonat. Das Eigentum der Zollwächter bestand

aus rostigen, alten Hinterladern, einfachen Betten oder Hängematten mit Moskitonezen, Küche mit im Freien stehendem Herd usw. Um den gerodeten Platz ringsum standen Bananen. Gegenüber flacher Wald, mit hohem Cañacastillo, d. i. Schloßschilf, davor. Der Name soll von der Benutzung dieses Rohres zum Decken besserer Häuser kommen. Der lehmige Aufstieg machte durch Schlüpfrigkeit und Steile wirklich Schwierigkeit. Der Oberste der Grenzer, an den mein Empfehlungsschreiben der Regierung gerichtet war, machte einen guten Eindruck, ein famoser, kräftiger Bursche! Peters sagte, er sei höchst brauchbar, habe allerdings nie unter drei Pesos täglich gearbeitet. Beim Koch fand ich wiederum den fast deutschen Typ. Ein an Dysenterie und Fieber schwer leidender Mann hatte hier für einige Zeit Obdach gefunden; kaum schleppte er sich am Stock von Bett zu Bett. Nach heftigem Regenguß ließen sich die Grenzer in drei Kanus zu ihrer äußersten Genugtuung von mir photographieren.

Nachmittags 3 Uhr erreichten wir die große Fläche, wo der auf etwa 250 Meter Breite angewachsene Sarapiqui in den stattlichen, hier von Ufer zu Ufer wohl 500 bis 600 Meter messenden San Juanfluß einströmt — die Boca di Sarapiqui. Mit den ringsum seeartig schließenden Waldwänden ist es ein hübsches, freies Landschaftsbild. Drüben erstreckte sich nun mein neues Reiseziel — Nicaragua!

Einige Häuser lagen da und dort an den Ufern. Mittels Stangen, die sie vor jedem Einstechen speichenartig umdrehten, arbeiteten sich einige nackte Burschen in einem Kanu wild stromauf. Der Strömung halber sticht man sich hier in der Regel so am Ufer entlang. Die Häuser wichen ein wenig in ihrer Bauart von den bisher

gesehenen ab; da man aber die Schweine frei laufen ließ, fehlten die sauberen, tennenartigen Plätze gänzlich und man sah nur wüsten Kot umher.

Wir bogen nun kurz um die Ecke und landeten dann am rechten San Juanufer bei dem Rancho des jungen Herrn Prestinari aus San José, eines Bruders des dortigen Irrenanstaltsdirektors. Bei ihm sollten wir auf den von Greytown stromauf kommenden Flußdampfer warten. Der junge Mann war ersichtlich nicht auf Rosen gebettet, doch nahm er die Einquartierung von sechs Menschen gastlich auf, ohne Entgelt dafür anzunehmen. Haus und Ställe, alles etwas vernachlässigt, lagen hübsch, aber auf unordentlicher Blöße; unter den kurzen Pfählen, auf denen Veranda und Haus standen, gärte der schwarze Sumpf, wo die Schweine grunzend wühlten. Hier hinunter öffneten sich auch die Fußböden der Wohnräume in breiten Ritzen. Außer den Schweinen trieben sich wieder viele Hühner, Enten, Hunde, Kak' und Affe umher. Auf dem nahen verwilderten Potrero schien weder Mangel an Ochsen, noch an Krähen zu sein. Desgleichen zahlreich zeigten sich die Hausbewohner, darunter die Wirtschafterin Emma Hildebrandt, die Tochter deutscher Eltern aus Hannover, die von Peru nach Greytown gezogen waren, wo der Vater gut als Zimmermann verdiente. Als das Mädchen vierzehn Jahre alt war, starben beide Eltern — vor etwa zwölf Jahren — am gelben Fieber. Eine Frau nahm das Kind dann mit nach der Boca di Sarapiquí. Hier fühlte sie sich heimlich und wollte nicht nach Deutschland, obwohl sie offenbar nicht sehr glücklich und über ihre Jahre vom Klima mitgenommen zu sein schien. Sie sprach spanisch, englisch und leidlich deutsch, las auch gern deutsche Bücher. Sie tat mir eigentlich sehr leid. Für

uns war es erfreulich, daß sie gut kochte und trotz der schmutzigen farbigen Weiber, die in der Küche schalteten, eine einigermaßen deutsche Küchenordnung aufrecht hielt.

Nachmittags fuhren wir zur Nicaraguaseite des San Juan Stromab hinüber, wo wir bei einem Regerkaufmann, der ein ebenfalls schmutziges, doch recht umfangreiches Gewese besaß, schlechte Zigarren sowie schlechtes Bier kauften. Es war ein ungeschliffener, alter Bursche. Ihm vis-a-vis auf Costaricagebiet stand das einsame Haus eines alten deutschen Kapitäns, der schon einmal wieder in Deutschland war, doch wieder zurückkehrte, weil er es bei uns nicht mehr aushalten konnte. Das gleiche ward mir von einem vermögenden Herrn im ungesunden Greshamtown erzählt. Solche Fälle kommen öfter vor. Zuerst überschwengliche Sehnsucht nach der alten Heimat; in dieser ein steter Ärger über veränderte, ein Nichtmehrverstehen geordneter Verhältnisse. Über jeden hochnäsiger geschraubten Patron, an denen wir allerdings keinen Mangel leiden, wollen sie aus der Haut fahren; jede pedantische Vorschrift, womit wir freilich desgleichen reich gesegnet sind, erscheint ihnen als äußerste Tyrannenwirtschaft. Sie regen sich über jeden Leutnant, Korpsstudenten, Schutzmann oder Steuerbeamten auf; schließlich ärgert sie jede deutsche Fliege an der Wand, und sehnsüchtig fliehen sie zur gewohnten Tätigkeit im minder beengenden Regerschmutz zurück, und sind — wieder nicht recht glücklich, wenn sie es auch in starken Worten behaupten. Das ist der Fluch des Auswanderns!

Während wir uns bei dem Kaufmann befanden, legte ein nichts weniger als verlockend aussehender, kleiner Hed-raddampfer direkt im Kot an. Der Kapitän, ein rot-schnurrbartiger, unrasierter Engländer von den Kaiman-

inseln, erklärte sich bereit, mich mit Stromauf zu nehmen. Er lehre in der Frühe wieder zurück und werde mir dann ein Signal geben. So brauchte ich wenigstens nicht auf den euphemistisch sogenannten „Postdampfer“ von Greytown zu warten. Sehr viel weniger reinlichkeitswidrig würde er auch nicht sein, und wann er passieren würde, das wußte nur der Himmel, und dieser verriet das Geheimniß leider nicht. In der Nacht hörte ich ein verdächtiges Rauschen, dachte mir aber: Engländer sind im allgemeinen zuverlässige Leute. Im Schweiß meines Angesichts hatte ich gepackt und stand zur verabredeten Zeit mit allem Gepäck am grünen Strand — der Spree, hätte ich beinahe gesagt — des San Juan. Ich hätte lange warten können! Der Dämpfling war in der Nacht wieder durchpassiert, und ich mußte mich in die gastlichen Arme von Herrn Prestinari und Fräulein Hildebrandt zurückwerfen. Peters murrte; doch er hatte es sich geschworen, vor unzweifelhafter Weiterverschiffung mich nicht zu verlassen. Der Postdampfer kommt abends bestimmt! sagte man. Allein er kam nicht.

Am 11. März harrten wir noch immer des Dampfers. Es hieß, er liege, da er über seichte Stellen jetzt nur schwer hinwegkömme, unterhalb in Boca Colorado und warte dort auf die Passagiere von Greytown, die ebenfalls samt ihrem Gepäck des seichten Wassers halber nur langsam befördert werden könnten. Ein Stück Eisenbahn, das hier einmal längs des San Juan führte, figurirt nur noch in den Verkehrsangaben, in Wirklichkeit ist es unbenutzbar geworden. Wir hatten beständig Wachen zur rechtzeitigen Meldung ausgestellt; man sollte das Geräusch und das Pfeifen des Dampfers eine Stunde vor Ankunft hören können. Wiederholt ward das Gepäck hin- und her-

geschleppt. Erhebliche Hitze wechselte mit Regenschauern ab. Jenseit des Flusses geduldete sich eine Mitunglückliche in gleich nervöser Weise; ihr gepacktes Kanu lag den ganzen Tag bereit. Wir lauerten auf jede frohe Bewegung drüben, wie man dort wohl auf die unserige lauerte. Zur Abwechslung gingen wir in den Busch hinter dem Hause. Bereits nach 150 Metern hatte man wieder keine Ahnung mehr, wo dieses lag, und selbst diese kurze Strecke mußte erst mit dem Buschmesser gangbar gemacht werden. Wir arbeiteten uns zu einer mächtigen, von großblättrigen Epiphyten mit vielen Luftwurzeln völlig überwucherten Ceiba durch, in der sich Namen von nordamerikanischen Flibustiern aus den Jahren 1856 und 57 eingeschnitten finden. Von hier aus brachen sie unter Wasser nach Costa-rica ein, um dieses, wohl im Auftrage nordamerikanischer Zuckerindustrieller, die Zuckerrohr brauchten, zu erobern. Auch deutsche Abenteurer waren mit ihm, von denen dann später mehrere im Lande blieben. Ein paar von ihnen leben noch als ehrbare Bürger. Einige der eingeschnittenen Namen schienen deutsche zu sein; am lesbarsten war der Name Hamilton. Als wir zurückkehrten, brachte das Faktotum des Hauses, ein blasser Aufseher, Gatte der mit in der Küche tätigen 16jährigen Indianerin, zwei Giftschlangen mit, die auf einem Kakaobaum unweit des Rancho's gelegen. Die größere, eine am Bauche platte, fast armdicke und über zwei Meter lange Samtschlange hatte nach ihm gebissen, worauf er sie erst mit der Machete hinter den Kopf schlug und dann mit einem Stocke tötete. Übrigens ward behauptet, es sei falsch, einer Giftschlange zunächst den Kopf abzuschlagen, da dieser für sich allein eine kurze Zeit noch einer fortschnellenden Bewegung mit tödlichem Bisse fähig sei. Peters schnitt mir die vier

Giftzähne heraus, von denen namentlich die oberen eine respectable Länge besaßen. Wenn man den massigen Körper, den großen Rachen und die tüchtigen Zähne sah, konnte man sich doch eines unbehaglichen Gefühls bei dem Gedanken einer unvermuteten Begegnung mit solchem Teufelsvieh nicht erwehren. In Costarica faßt man die Zähne in Gold, die so eine höchst eigenartige Damenbrotsche abgeben. — Wir angelten mit dem Schlangenableibe, ohne jedoch ein Reptil oder einen Fisch des San Juan appetitreizend zu beeinflussen.

Am Nachmittag kam der ersuchte Postdampfer, ein ziemlich großes Fahrzeug, das durch ein Rad am Heck bewegt wurde, angepaddelt. Peters und unser gutherziger Gastfreund brachten mich im Kanu an Bord des mit hohen, weißgestrichenen Aufbauten versehenen Schiffes und fuhren zur Begleitung noch eine Strecke mit stromauf. Peters wollte schon am selben Abend den Sarapiquí wieder hinauf und bei den Grenzwächtern nächtigen. Er vermittelte mir noch freundlichst die Bekanntschaft mit einigen Herren an Bord, die mir für die Folge sehr nützlich ward. So, ihm noch einmal verpflichtet, nahm ich von meinem Reisegefährten herzlichen und dankbaren Abschied. Er hat meine Zwecke mehr gefördert, als zuweilen eine Minderzahl amtlicher oder sonst einflußreicher Personen, an die ich empfohlen war, welche über einige Redensarten oder eine Frühstückseinladung hinaus sich zu nichts weiterem, was ihre Bequemlichkeit stören konnte, verpflichtet fühlten. Über deren Mehrzahl konnte ich ebenfalls immer nur eine wirklich dankbare und landsmännische Freude empfinden.

*

*

*

Als ich im Herbst abermals Costarica an der Pacificseite berührte, hatte sich dort manches verändert. Nach den Mitteilungen, die ich guten Beobachtern verdankte, hatte das Vordringen des Nordamerikanertums wieder bedeutende Fortschritte gemacht. Minor C. Keith war kräftig an der Arbeit gewesen. Die neueren Vorgänge hingen eng mit der faktischen Besitzergreifung Panamás zusammen. Wie erinnerlich, schwebte zwischen Costarica und Columbien ein Grenzstreit über die Südostecke Costaricas. Einstweilen übte Panamá dort eine oberflächliche Herrschaft aus, und so geriet dieser Teil unter die nordamerikanische „Einflußsphäre“. Da er den einzigen guten Hafen an dieser Küste der Karibensee und damit zum Atlantischen Ozean enthält, so bedeutet dies, daß er niemals wieder an Costarica zurückgegeben werden wird. Es ist der Hafen von Bocas del Toro. Inzwischen hatte auch Minor C. Keith im Ausbau der „Bananenbahn“ den Bau der Linie Limón—Bocas—Colón begonnen, nachdem seine Kompanie bereits den Kontrakt über eine Fernsprechverbindung zwischen diesen Häfen mit den Regierungen von Costarica und Panamá abgeschlossen hatte. Damit war die Lebensmittelversorgung des Arbeiterheers am Panamákanal auf eine sichere Basis gestellt worden, sowohl was Bananen und sonstige vegetabilische Nahrungsmittel, als auch Schlachtvieh anbetraf. Natürlich hat Costarica seinen Vorteil davon, so daß Minor C. Keith mit Leichtigkeit die ihm nötigen Stimmen im Kongreß Costaricas beschaffen konnte. Allerdings wurde in den betreffenden Kongreßverhandlungen schüchtern auf das Erdrückende des nordamerikanischen Einflusses hingewiesen, allein die Klage des Überganges der Republik in einen Vasallenstaat der Union rief schon keine Erregung mehr

hervor, und der verantwortliche Minister antwortete darauf in offizieller Weise: „Laßt die Zukunft bringen, was sie mag. Wir ändern den Gang der Geschichte doch nicht.“ Und ein früherer Präsident äußerte geradezu: „Der zukünftige Präsident wird von der United Fruit Company (Minor E. Keith) mit ihren achttausend Angestellten bestimmt werden.“

Noch einen anderen Sieg hatte die United Fruit Company inzwischen errungen. Ich erwähnte des Streites zwischen ihr und der englischen Gesellschaft der Port Limón—St. José-Eisenbahn über die Pieranlagen in Port Limón. Ungeachtet englischer Drohungen hat der costaricanische Kongreß sich zugunsten der Nordamerikaner ausgesprochen. Allerdings lag die definitive Entscheidung in den Händen des Obergerichts in San José. Doch niemand befand sich im Zweifel darüber, wie sie ausfallen werde. Damit würde der englische Einfluß in Costarica, soweit er überhaupt noch existierte, beseitigt sein, und der angelsächsische Wettler wird sich allmählich aus dem Lande zurückziehen.

In einigen Jahren wird Minor E. Keith auch voraussichtlich sein Projekt der Port Limón—Sarapiquí—San Carlos—Nicaraguasee-Bahn ausführen.

Und Deutschland? Ja, unter solchen Verhältnissen können wir uns wohl nur den Kopf kratzen und mit Jochen Müßler seufzen: „Je, wat kann ener dorbi dohn, dat is all so, as dat Ledder is.“

Mußte es aber so sein? Mußte auch die Privatinitiative einschlafen? Noch sind im herrlichen Costarica die angesehensten Firmen deutsche, noch ist der bestkultivierteste Grundbesitz deutsch, noch sind die Sympathien des anständigsten Teiles der Bevölkerung für die deutschen

Geschäftsfreunde. Noch könnten wir uns durch Kapitalzufluß an elektrischen Bahneisen und am Eisenbahnbau betätigen, eine reiche Fülle von Rohprodukten für die deutsche Industrie sichern; ich verweise nur auf den systematischen Anfang der Gummikultur. Aber ich fürchte, wir lassen auch die letzten Minuten der zwölften Stunde unbenuzt verstreichen. — Unter anderen nordamerikanischen Projekten verlautet jetzt das über einen engeren Anschluß von Costarica an den Panamastaat. Bei diesen Bestrebungen wurde der Name des New Yorker Bankhauses Speyer genannt. Hierzu sei als Parallele die Stiftung einer nordamerikanischen Professur in Berlin durch einen der Chefs jenes Welthauses erwähnt, der an sich voller Erfolg zu wünschen wäre.





Auf dem San Juan und am Nicaraguasee.

Zm Paddel-Dampfer auf dem San Juan. — Meine Bekanntschaften. — Nächtliches Holzeinnehmen. — Stromschnellen bei der Maduca-Insel. — In Castillo Viejo. — Der tyrannische Oberzöllner. — Dampferwechsel und oberer San Juan. — Rangordnung bei Tische. — In San Carlos. — Herr Gros und seine Freundin, die Schlächterfrau. — Andere Honorationen von San Carlos. — Die Landungsbrücke und die Lafetten des „Arminius“. — Viehtransport von San Miguelito. — Geplanter Bahnbau zum Atlantic. — Kirchweih in San Miguelito. Mein neuer Freund und seine getrockneten Bananen. — Der betrunkene Kommandant. — Eine französische gräfliche Familie. — Hochzeitsfeier in San Miguelito. — Rinderjagd zu Lande und zu Wasser. — Der verschwundene Ingenieur. — Die Anordnungen des Herrn Rodriguez. — Ehrwürden in San Carlos empfangen. — Die Vieh-Hacienda San Francisco. — Ich spiele den Arzt. — „Rehjad.“ — Schmutzige Soldateska. — Katarakt schnupfen und Chininschlucken. — Jagd auf Lappas. — Das generöse Huhn und die klugen Masgeier. — Erlösung.

Zunächst sah ich mich nun in meinem neuen Hüfung um und suchte mich und meine Sachen angemessen zu verstaun. Ich war unter eine recht hemdsärmelige Gesellschaft geraten. Großen Staat konnte ich freilich mit meinem urwäldlich gewordenen äußeren Menschen ebensowenig machen, und freute mich, auch nicht danach streben zu brauchen. Der völlig indianerhafte Kapitän sowie der Steward sprachen nur spanisch; letzterem hatte ich, inklusive Fahrt, für die Fluß- und Seereise bis Gra-

nada jenseit des Nicaraguasees etwa 40 Mark zu zahlen, gewiß nicht zu viel. Die Kammer im oberen Aufbau benutzte ich später nie zum Schlafen, sie ward lediglich Gepäckkammer. Unter den gemachten Bekanntschaften befand sich ein Herr Groß, ein seit langen Jahren in Nicaragua ansässiger Württemberger — wie viele Schwaben ein Original. Er bezeichnete sich mit Nachdruck als Jugendfreund und Berater des Präsidenten; sicher ist, daß er dessen Privatangelegenheiten mit betrieb. Weit über seine 45 Jahre gealtert, mit struppigem, rötlichem Bart, einer Brille auf der sonnengeröteten Nase unter dem Schlapphut, und stets westenlos in Hemdsärmeln, Hosenträgern und grauem Baumwollhemd, bot er mit seiner hageren Gestalt durchaus das Bild eines Hinterwaldpioniers. Ob spanisch oder schwäbisch, immer redete er mit großem Eifer. Scherzhaft zankte er sich im Disput viel mit einem Mr. Chamberlain, einem nordamerikanischen Ingenieur, dessen Name allgemein Tschammerlein ausgesprochen ward. Dieser erschien als ein ähnlicher, nur weit korpulenterer Typ, dessen zusammengekniffene Augenlein listig und humoristisch zwinkerten. Der dritte dieser Gruppe Herren war ein junger Nicaraguenser, Herr Rodriguez aus Managua. Es wirkte wohlthuend, diesen einen Menschen an Bord zu finden, der sorgsam seine Zugehörigkeit zu besseren Gesellschaftskreisen äußerlich bewahrte. Herr Groß gab ihm den Ministertitel. Dieser kam ihm wohl nicht zu; er bekleidete das Amt eines Ingenieurs der Regierung und des ersten Beamten im Verkehrsministerium nach dem Minister. Was mich aber am meisten erfreute, er war von wirklich liebenswürdigem Charakter und sprach deutsch! Sehr gut deutsch sogar, hatte in Karlsruhe studiert und besaß lebhafte

sympathische Erinnerungen an Deutschland und deutsches Studentenleben. Die drei Herren hatten einen dienstlichen Ausflug wegen der von Mr. Chamberlain vorgelegten Eisenbahnpläne am unteren San Juan gemacht. Auf freundliche Aufforderung hin schloß ich mich Herrn Rodriguez und Herrn Groß für die Weiterreise an.

Zu meinen vorübergehenden Bordbekanntschaften auf dem San Juanflusse zählte der Oberzöllner von Castillo Viejo, ein Mensch, welcher mit seinem Sportsman-Badenbart von den Ohren zu den Mundwinkeln den Gentleman herausbiß, im übrigen aber trotz seiner etwas helleren Hautfarbe an Typ und Aufgeblasenheit ein vollkommener Neger war. Und dann noch eine Señorita! kaum siebzehn Lenze zählend und in Begleitung ihrer etwa zehnjährigen Schwester reisend. Die junge Dame, übrigens Verwandte einer guten Familie, war niedlich, hatte aber schlechte Zähne und zwischen diesen stets eine schlechte Zigarre. An Schmutz gaben beide Mädchen sich wenig nach. Gelegentlich sah ich auch den zehnjährigen Balg, in stets ungemachtem Haar, gemüthlich eine schwere, schwarze Zigarre rauchen. Einige solidere, wenn auch nicht wesentlich reinlichere Señoras speisten mit am Tische. Nach spanischer Sitte wurden sie zuerst bedient, weswegen die Bedienung, ausgeübt vom Steward und ein paar fürchterlich zerlumpten Bengeln, im Zickzack hin und her ging. Über die Küche will ich mich nicht weiter auslassen; ich denke nur mit Schaudern daran zurück. Das erste Essen war nicht so schlecht, als ich erwartet; da aber alle Gänge zugleich auf den Tisch kommen, wird das meiste kalt. Bohnen gibt es seltsamerweise oft als Nachgericht. Später saßen wir Herren oben auf dem Dach des hohen Aufbaues am Steuerhäuschen vor dem Schornstein, von wo

man den Fluß trefflich überschauen konnte; fast ward es dort zu kühl. Eine nilartig anmutende, rote Abendbeleuchtung setzte ein. Auf Schlafeseln gingen wir dann an Deck zur Ruhe. Rodriguez' und Groß' Jungen, der eine dumm und gut, der andere weniger dumm und nicht ganz so gut, aber beide Schlingel, bedienten mich mit. Sie stahlen mir übrigens nichts. Mein Moskitonez zog ich übers Gesicht. So beneidete ich die Señoras und Señoritas gar nicht, die in ihren Kleidern in ihren heißen Zellen schliefen. Das Rauschen des Hedrades, die verschleierten Sterne, die fast wie herunterhängende Lichter erschienen, die dunkeln Wandungen des Urwalds, an denen die Glühwürmchen zuckten — das konnte ich alles mit einer gewissen Behaglichkeit genießen, ehe ich einschließ. Halbträumend sah ich, wie wir an einem hohen Ufer anlegten. Ich bemerkte im Halbdunkel eine Hacienda mit Palmen und Vieh, das Besitztum eines Schweizers, wie gejagt ward, für den Waren über einen Steg ans Land gerollt wurden.

Zum Holznehmen fuhren wir dann in einen Flußarm hinein, wo wir unmittelbar mit dem Vorschiff etwas aufs Ufer liefen; im schwachen Mondlichte ragten umnebelte Baumäste zu uns hinüber. Unter furchtbarem Gepolter und unter gegen die Nachtruhe der Passagiere rücksichtslosem Singen, Kreischen und Zohlen warf eine Anzahl unserer halbnaekten Arbeiter das Holz von den Stößen, und andere stauten es ebenso geräuschvoll an Bord. Einige Flammen leuchteten halbwegs und schufen so ein recht malerisches Bild, zu dem Fieber-, d. h. Sumpferuch und Moskitosimmen die ergänzenden Züge lieferten. Die Mündung des aus Costarica kommenden, ansehnlichen Nebenflusses Rio San Carlos wurde nachts passiert. Auf

der anderen Seite, etwas unterhalb befindet sich Ochoa, die Einmündungsstelle des ersten Abschnittes des Kanalprojektes. Zwischen Greytown und hier sollte der Kanal quer durchs Land schneiden, um dann das San Juanflußbett bis zum Nicaraguasee zu benutzen, und zwar unter Aufstau nahezu zur Seehöhe mittels eines Stauwerkes bei Ochoa.

Am Morgen bedeckte dichter Nebel den Fluß. Ich bekam Mißhelligkeiten mit meinem Magen, was mir unter diesen Umständen recht verdrießlich war. Für die ca. 20 Passagiere standen auf dem Oberdeck zwei kleine Waschbecken und ein elender Handtuchsegen zur Verfügung.

Um über Stromschnellen zu kommen, wurden wir nebst Gepäck auf einen kleinen Dampfer übersührt, der just der meines Raimaninsel-Engländer's war. Bei der Maducaininsel, neben dem tröstlichen Brack eines explodierten Dampfers, traten wir unsere Fahrt an. Gescheiterte und explodierte Schiffe kommen hier öfter vor.

Der Raimankapitän war meistens um die Damen beschäftigt, indem er es den beiden jungen, braunen Burschen am Ruder gänzlich allein überließ, uns über die gefährliche Passage hinwegzubringen. Diese machten ihre Sache allerdings vorzüglich, namentlich der Dirigierende an der Steuerbordseite verstand sie aus dem ff. Ein Heer von Klippen, umschäumt vom Strome, der mit etwa sieben Seemeilen Fahrt dazwischen hindurchschöß, umgab uns. Mühsam leuchte das Schiff gegenan. Am Bug standen beständig einige andere Burschen mit langen Stangen bereit, mit denen sie schleunigst abstießen, wenn wir unseren dünnwandigen Kumpf einer scharfen Felsdecke zu nahe brachten. So kamen wir glücklich darüber hinweg, um dann im ruhigeren Wasser, zwischen Inseln

und Waldmauern Holz einzunehmen. Wir benutzten die Pause, nach Krokodilen zu schießen, ohne sie im geringsten zu beleidigen, was sie durch stupides Sitzbleiben zu erkennen gaben.

Wenn ich nicht mit einem Minister zusammen gereist wäre, hätte meine Flinte die Grenzen Nicaraguas nicht wieder überschritten. Ich selber wäre überhaupt nur schlecht hindurchgekommen. Überall witterte man Revolution, und selbst die harmlosesten Fremdlinge waren verdächtig, wenn sie Schießwerkzeuge bei sich hatten. Natürlich trug sonst jedermann ein, am liebsten mehrere. Namentlich der sportsbärtige Regenerberzöllner äußerte die schwersten Zweifel gegen die Zulässigkeit meines Gewehrs, weswegen Herr Rodriguez später wegen einer Erlaubnis an die Regierung in Managua telegraphierte. Wohlbehalten langten wir endlich, nachdem der liebe Gott uns noch über ein paar Torrentes hatte hinwegkommen lassen, an den 3ten des März in Castillo Viejo an.

Lieber Leser, wenn du noch nicht in Castillo Viejo warst, so brauchst du dich auch nicht dorthin zu wünschen. Es lohnt sich dessen nicht. Wie sein Name sagt, ist es eine alte Burg, die sogar noch älter aussieht, als sie ist. Darunter am rechten Flußufer eine Häuserreihe, also eine Art von nicaraguensischem Königstein. Statt Sandsteinfelsen jenseit Potreros und Wald. Nicht übel! Der Strom möchte hier ebenso breit sein, als die Elbe, doch fließt er nicht so gelbe, sondern gerade hier wieder über Ketten prachtvoller Klippen. Über diese „Rapids“ kommt kein Dampfer fort, weshalb wir abermals umgeschifft wurden, um später jenseit der Schnellen einen größeren Dampfer zu besteigen, auf dem wir den Rest der Flußreise zurücklegen sollten. Vorher „genossen“ wir aber

noch Castillo Viejo, unter Erlaubnis, bereits Nachtquartier auf dem neuen Dampfer „Managua“ nehmen zu dürfen. Dank dem Minister! Dank ihm ward auch meine gesamte Bagage, die Flinte eingeschlossen, ununtersucht durch das Zollhaus geschleppt und kein Hahn Nicaraguas krächte später mehr nach ihr. Irgendwelches verdorbene Fleisch oder überständige Austern hatten wiederum eine Niederträchtigkeit gegen mich verübt, weshalb das Herumstehen in dem sonnigen, elenden, teils auf Pfählen über den Fluß gebauten Bretterort, nebst obligatem Herumtrinken nicht gerade günstig für mich war. Der Oberzöllner ließ es sich in einem Anfall prahlender Gastlichkeit nicht nehmen, uns in seinem geräumigen Wohngemach, das außer einem Bett nur eine Anzahl alter Schaukelstühle enthielt, zu bewirten. Hierbei hatte ich die Ehre, unseren neuen Kapitän dadurch kennen zu lernen, daß er ganz unzweifelhafte Versuche machte, mir meinen hübschen Spazierstock auszuspannen. Dieser Kapitän, bolivianischer Revolutionsflüchtling, war ein recht schneidig aussehender junger Herr, der wegen nicht genau festgestellter kriegerischer Meriten zum Oberst gemacht und dementsprechend statt Kapitän in der Regel Kolonel tituliert ward. Als Kapitän erwarb er sich, bei merkbarem Autoritätsmangel, unterwegs auch nur recht schwache Verdienste; dafür saß er beständig in mysteriösem Geflüster bei einer großzahnigen, jungen Dame aus San Carlos, mit der er sich richtig noch vor Erreichen des Nicaraguasees feierlich verlobte.

Am Morgen vor unserer Abfahrt, es war ein etwas recht warmer Sonntag, besuchten wir unter Führung des Kommandanten von Castillo Viejo die Festung, die hauptsächlich sich gegen Costa Rica wirksam erweisen und sich als

solche bereits wirksam erwiesen haben soll. — Der Kommandant, ein junger, gelber Bursche in Zivilkleidung, mit Strohhütchen und schwingendem Stöckchen, nebst bunter Krawatte, besaß eine auffallend „schnodderige“ Physiognomie, zu welcher die lange Regennase sowie schwarze Hautflecken, die von einer kleinen Pulverexplosion herrührten, trefflich paßten. Wir stiegen den glatten Pfad zum etwa 150 Fuß hohen, sturmfreien Festungshügel mühsam hinan. Den alten Spaniern war sie offenbar eine bedeutende und treffliche Sperre des San Juanweges gewesen, dies bekundete das ausgedehnte, mächtige, von tiefen Gräben umgebene Mauerwerk. Jetzt zeigte alles Verfall, von dem auf höchster Spitze auf gänzlich verfaultem Rahmen liegenden Vorderlader bis zu den, wenigstens noch schießbaren Kruppschen 6 Zentimeter-Geschützen auf Rädern, die Anfang der neunziger Jahre erworben wurden. Nachdem wir die, geringes Vertrauen erweckende, hohe Grabenbrücke mutig überschritten, empfing uns im Vorraum der Festung deren Stolz, etwa 20 Krieger, die, ihre rostigen Magazingewehre präsentierend und von sichtlicher Neugier erfüllt, zu unseren Ehren angetreten waren; sie trugen alte, rotbesetzte, blaue Leinwanduniformen und keine Stiefel. Diese scheinen nur bei einigen Mitgliedern der Gardetruppen in Managua üblich zu sein. Alle taten ganz ungemein wichtig, zumal der kommandierende Jüngling; am komischsten wirkte dies, als sie sich in verschiedenen Posen von mir photographieren ließen. Übrigens hatte die alte, winklige Festung einige höchst malerische, von Gestrüpp, Bäumen und Blumen überwucherte Partien; durch die Fensteröffnungen und Schießscharten genoß man einen fesselnden Blick über Stromschnellen und Windungen des San Juan und den un-

absehbaren Urwald, der sich von hier über Nicaragua und Costarica im Süden und Honduras im Norden fast lückenlos erstreckt. Das Thal um uns war jenseit wieder von den Waldbergen begrenzt; nur in der Nähe erblickte man kahle Höhen, mit einem Friedhofe daran. Von diesen Höhen aus kann die Festung eingesehen und bequem beschossen werden. Wie mir gesagt ward, hätten sich die Leute mit ihren Kruppgeschützen für alle in Betracht kommenden Punkte recht gut eingeschossen. Überhaupt ist der zerlumpte Nicaraguenser kein schlechter Soldat. Diese bedürfnislosen, barfüßigen, mit der Machete durch jeden Urwald dringenden und unermüdlischen, braunen Burschen würden einer im Buschkampfe unerfahrenen europäischen Truppe wahrscheinlich recht saure Arbeit machen können; sonderlich, wenn sie das Glück schlauer Führung besitzen, was gar nicht ausgeschlossen erscheint.

Wir mußten den Sonntag liegen bleiben, d. h. viele Stunden nutzlos verbummeln. Der Engländer sagte: Schikane des Böllners, der seine Macht zeigen will. Der Minister sagte: gesetzliche Vorschrift der Regierung. Herr Groß sagte: gesetzmäßige Schikane der Regierung gegen die Dampfschiffahrtsgesellschaft. Ich sagte: Hol' der Teufel ganz Nicaragua!

Bis auf weiteres badeten wir in paradiesischer Einfachheit in einem ebenso krokodil- wie wasserfreien Bach, wobei ich konstatieren konnte, daß der Minister einen sehr guten, Herr Groß einen recht mäßigen Bissen für Krokodile abgegeben haben würde.

Nachmittags kamen wir aber doch los. Der Böllner war der Schuldige gewesen und erweicht worden.

Der obere San Juan gefiel mir fast noch besser als der untere. Der Wald tritt zeitweilig zurück, um an-

mutigen Wiesen, auf denen Vieh weidet, Platz zu machen. Das Anmutige besteht freilich mehr in der Betrachtung vom gleitenden Schiffe aus, als im Durchwandern, wozu Wasserstiefel am nötigsten sind. Zwischendurch schimmern die Blattrückseiten der wilden Bananen (*Platanilla*) wie Silber. In einem Nebenflusse bemerkten wir ein Kanu voll buntgekleideter Weiber. Dann wieder waldige Flußgabelungen, die Bäume von Epiphyten völlig überspannen und teilweise erstickt. Dazwischen Haufen jener beweglichen Silberblätter, das Gefieder der Sumpfpalme (*Illiolio*), hohes Castilloschilf (*Caña*), die zartblättrigen Bogenzweige der stacheligen Bambusart, die kastanienblattgeformten Blattbüschel der weißstämmigen Ameisenbäume, Laubkronen in Pinienform, auf Stämmen, die theils an die Platane, theils an Kiefern erinnerten, während die oberen Zweige geschälter Eiche glichen. Die jungen Ameisenbäume leuchteten hellgrün gleich Bambus; unter dem Laub hingen rote Schoten. Wie Blätter gestaltete, braun-rote Blüten prangen vielfach an den grünen Kulissen. Ganz dicht und ganz langsam schieben wir uns zuweilen an diesen entlang. Man gewahrt die reiche Vogelwelt, namentlich Schwalben- und Entenarten, und ein häufiger, fibizähnlicher Vogel bleibt so ruhig im Schirm der Blätter sitzen, daß man vom Deckdache aus unwillkürlich die Hände zum Greifen ausstreckt. Dazu eine Fülle von Singvögeln.

An der Landspitze Saballo legten wir nach abermaliger Überwindung eines Torrente (Stromschnelle), an. Unter blutrot blühenden, nackten Boró-Borós lag ein anders als die bisher gesehenen Wohnstätten gebautes Haus. Ein Pfannendach ragte über seine Bretterwände, Viehweiden, *Illiolio*palmen und silberschaukelnde *Platanillarie*en bildeten die Nachbarschaft. Dann wieder dieser

Nil-Sonnenuntergang, an dessen Ziegelrot sich überall die aufstrebenden Blattfedern der Illiolios abzeichneten, während der Wald dahinter immer mehr zu chinesischer Tusch ward. Born am rauschenden Bug würfelten noch einige Burschen in Hochstellung.

Die seltsame Tischbedienung herrschte auch hier. Nach den Damen bekam der junge Kapitän stets zuerst, dann der Minister usw., und ich, der ich vom Mischlingsteward offenbar für eine Art von fremdem Landstreicher und als zu unterst auf der sozialen Stufenleiter stehend betrachtet wurde, regelmäßig zuletzt. Da ich aber auf diese Weise vieles kalt und mehreres überhaupt nicht mehr bekam, löckte ich, obwohl ich sonst gänzlich ohne Ehrgeiz bin, schließlich wider den Stachel. Ich stieß mit diesem Ausbruch der Verzweiflung jedoch auf wenig Verständnis, am wenigsten bei dem Steward, der nur zeitweilige Anstrengungen zur Hebung meiner Gesellschafts- und Nahrungsverhältnisse markierte.

Abermals machten wir eine recht zeitraubende Pause an einem nächtlichen Holzeinnehmeplatz. Der Boden hier gehörte Herrn Groß. Wie er mir sagte, würde das Holz nicht einmal bezahlt.

Wieder daselbe unterhaltende, doch lärmende Nachtbild. Von den Holzstapeln werden zuerst die Stützen weggeschlagen, worauf ein Teil der Scheite niederprasselt. Die bis auf das Beinleid nackten Burschen werfen sie, indem sie eine Kette bilden, einander zu, wie Maurer die Ziegel zum Bau befördern. Große, halbbeleuchtete Palmenzweige ragen über den Stapel; überall im Gebüsch des sumpfigen Bodens zucken die Glühwürmchen durch das schwüle Dunkel. Die Burschen scheinen vor Schlangenbissen in ihre nackten Füße nicht besorgt zu sein; wahrscheinlich sind

die Reptile beim ersten Lärmen aus der Nähe der Holzstöße, wo sie sich sonst gern aufhalten, entflohen. Hinten auf dem unteren Deck, das nur wenig über Wasser ragt, steht die das doppelte Heckrad treibende Maschine vollkommen frei. Mittschiffs auf demselben Deck hausen die von Laternen da und dort angestrahlten Zwischendeck, lauter braunes Volk, Männer und Frauen und Kinder durcheinander. Einige schaukeln sich in Hängematten, andere liegen und hocken auf Koffern und Ballen, zwischen Körben und Kochgeräten, oder nur in Decken gewickelt auf dem Boden. Alles amüsiert sich noch und raucht Zigaretten. Gitarreklimbern, Singen, Jauchzen, zahlreiche „Carambas“ und sonstige Lieblingsausdrücke ertönen. Die Luft ist nicht die beste; gut, daß später kühler Zug über das finstere, rauschende Wasser streicht. — Oben an unserem Eßtisch auf dem Hinterdeck spielen unsere Jungen und Kellner unter der Hängelampe noch mit Würfeln ein Hasardspiel. Vorn toben die kreisenden Arbeiter, und wir liegen in schweigenden Gruppen auf dem unbeleuchteten Mitteldeck und suchen uns durch nur die Nasenlöcher freilassende Mokitogaze gegen die Attacken der nichtswürdigsten aller Bestien zu schützen. — Bald nach Mitternacht langten wir leider bereits in San Carlos bei der San Juaneinmündung, dem Endziel unseres Flußdampfers, an, und damit erhob sich alsbald der laute Spektakel des Aufstehens, Packens usw. Diese Leute können nichts still tun; selbst der Höhergestellte kennt die höfliche Rücksicht nicht, die man bei uns auf den Schlaf anderer Menschen zu nehmen pflegt. Inzwischen hatte der Seedampfer „Victoria“ sich bereits neben uns gelegt, und das Übersteigen ging los. Da Herr Rodriguez, Herr Groß und ich (auf Groß' enthusiastische Schilderung und

Einladung hin) einen Dampfer überschlagen wollten, somit noch tagelang Zeit hatten, blieb ich, allerdings ohne auch nur eine Minute den versäumten Schlaf nachholen zu können, liegen, bis die „Viktoria“ mir derartig nervenererschütternd in die Ohren tutete, daß ich verzweifelt vom Esel sprang.

Herr Groß erklärte, eine gute Freundin in San Carlos zu besitzen, bei der wir ein vorzügliches Frühstück einnehmen würden. Diese gute Freundin erwies sich als eine Handels- und Schlächterfrau von stattlichem Umfang und freundlichem Wesen. Ich habe mein Lebenlang eine gewisse Aversion gegen Schlächtereien gehabt und mir nie eingebildet, je mitten in solcher frühstücken zu können. Es gelang aber; sogar unter erschwerenden Umständen, denn es war bereits Hundstagshitze, das Fleisch bedeckt und umschwärmt von Fliegen, und die großen und kleinen Kunden, die sich nahten, ließen an Verwahrlosung ihrer Erscheinung kaum etwas zu wünschen übrig. Die gute, leidlich saubere Wirtin hatte uns einen leidlich sauberen Tisch hinter der Tonbank gedeckt, uns leidlichen Kaffee, Weißbrot, kalte Tortillas, gute, aber säuerliche, käseartige Butter, schlechten Käse und sehr schlechtes Fleisch vorgesetzt. Mit denselben Fingern, mit denen sie den Kunden das rohe Fleisch zerteilte und das fürchterlich schmutzige Geld einnahm, zerriß sie auch gutmütig die weichen Tortillas und legte sie uns vor. Der Minister war als Landeskind dagegen abgestumpft; Freund Groß kannte überhaupt keine Vorurteile, und beide aßen die vorgelegten Tortillas, während ich mich in der glücklichen Lage befand, aus Prinzip keine kalten Tortillas zu mir zu nehmen. — Sodann kamen wir in Berührung mit einigen Honoratioren von San Carlos; zunächst in der Schlächtereier mit

einem seinerzeit in Europa erzogenen, älteren Gentleman, der wirklich etwas Feineres hatte und auf englisch Anekdoten erzählen konnte, sich mir aber tief verpflichtet fühlte, als ich ihm später an Bord eine Flasche mit einem Kognakrest mitgab. Während des jüngsten Revolutionskrieges stellvertretender Festungskommandant, hatte er als solcher Reifhaus genommen. Dann war da der jetzige Gouverneur, den wir in seinem hoch auf einem Hügel nach dem See zu gelegenen Gouvernementshause besuchten. Dieses aus Brettern, und zwar überwiegend aus faulenden Brettern bestehende Gebäude zeigte viele Kugeldurchlöcherungen, die aus der in jener Revolution vor San Carlos stattgefundenen „Land- und Seeschlacht“ stammten. Auf diese interessante Seeschlacht, von der man in Europa wenig oder nichts vernommen, komme ich bei weiterer Beschäftigung mit der Person des Herrn Groß zurück, da Herr Groß dabei eine Rolle spielte, die, wenn sie seiner Schilderung entsprach, ihn nicht ganz, aber doch annähernd der auserwählten Schar berühmter Seehelden beigezählen müßte. — Der Gouverneur, ein kleiner, dicker, brauner Mann mit borstigem, schwarzem Haar, schwarzem Schnauzer und einem großen Amtsstock, besaß eine Regennase wie sein junger Kollege in Castillo Viejo, nur von beschränkteren Dimensionen, wie er denn überhaupt, wenn auch kein feiner, so doch ein ganz bescheidener, sympathischer Herr war. Ein weit bedeutenderes Plus an Häßlichkeit wies sein Leutnant auf; die Soldaten entsprachen in ihrer Erscheinung so ziemlich den schon früher geschilderten. Alle Einwohner, die wir sonst noch sahen, machten einen kümmerlichen Eindruck: arme Kulturaffen, die immer die Köpfe zusammensteckten und mit wichtigen Mienen über Bagatellen verhandelten. Schlecht geschnittene Kleider trugen

sie, allein selbst in Hosenträgern stets Kragen und Kratte. Kindisch eingebildet, träge und unwissend, sind sie im Geschäfte doch klug, wenn nicht beleidigt auch gutmütig und kavaliermäßig hilfsbereit.

Als wir an Bord zurückkehrten, fanden wir neue Passagiere vor, Bürger und Bürgerinnen von San Carlos, darunter mehrere hervorragend korpulente Damen und eine hervorragend directionslose Kinderschar.

Die Landungsbrücke von San Carlos bot wegen fehlender oder verfaulter Bretter ohne Schwierigkeiten Gelegenheit, mit dem Sumpfwasser darunter Bekanntschaft zu machen; außerdem interessierte mein Marineherz die Anwesenheit einiger Schiffslafetten, denen ich schon einmal in ihren besseren Tagen begegnet war. Wie lange sie hier auf der Brücke gestanden haben, wie lange sie dort stehen oder ob sie schließlich Selbstmord im San Juan begehen werden, weiß ich nicht. Genügende Ursache zu diesem Ende hätten sie jedenfalls, da die dazu gehörigen 21 Zentimeter-Geschützrohre seit Monaten auf Nimmerwiedersehen in dem Sande der Boca des Rio Colorado ruhten. Einst dräuten sie den Franzosen auf S. M. S. „Arminius“. Ein Generalkonsul von Nicaragua kaufte den schon ins Privatleben zurückgetretenen „Arminius“, wie ich annehme, zum Besten seines Vaterlandes, an. Aber das Vaterland und der „Arminius“ sahen sich niemals; die Geschütze kenterten mit dem Leichter unmittelbar nach dem Erblicken Nicaraguas, und nur den Lafetten ward es beschieden, zur Sicherheit von San Carlos so wehmütig auf dessen sadenscheiniger Landungsbrücke zu stehen, wie ich sie als alte Kameraden von Anno 70 begrüßen durfte.

Meine erste Exkursion auf dem Binnenmeere Rica-

raguas bestand in der Teilnahme an einem Viehtransporte, den Freund Groß von San Miguelito am Ostufer nach seinen oder des Präsidenten Potreros, ein gutes Stück wieder den San Juan hinunter, veranlaßte und leitete. Der Transport ging auf unserem Flußdampfer „Managua“ vor sich. Unser Freund Minister war auch mit von der Partie, desgleichen begleiteten uns die soeben erwähnten Damen und Herren aus San Carlos, welche die günstige Gelegenheit zu einer Ferien- und Hochzeitsreise benutzten. Kühn paddelten wir in die unermessliche Seefläche hinaus, aus der die Hügel Solentinames und einiger kleineren Inseln auftauchten. Das Kanalprojekt schneidet von San Carlos an Solentiname nördlich vorbei und hinüber nach La Virgin an der Lajasmündung am Südwestufer. Nach Westen hin nimmt die Tiefe des im allgemeinen flachen Sees hier beträchtlich zu.

Der Nicaraguasee oder See von Granada, wie ihn die Einheimischen nennen, hat Süßwasser von einer grau-grünlichen Färbung; dieser Ton beeinträchtigt die Schönheit des Wassers etwas, das sich mit dem unserer norddeutschen Seen, nicht mit dem blauen oder grünen Kristall unserer europäischen Gebirgsseen vergleichen läßt. Der See ist von nordamerikanischen Marineoffizieren ausgelotet und in seiner ganzen Beschaffenheit wohlbekannt. Eine außerordentliche Merkwürdigkeit sind seine zahlreichen und gewaltigen Haifische, die genau den Haien des salzigen Atlantics gleichen. Vielleicht sind deren Ureltern bei der Bodenhebung zurückgeblieben und haben sich dem brackig und dann süß werdenden Wasser angepaßt. — Ein Krokodil strich durch die Wellen, Fidelein! Der alte Alligator befand sich offenbar auf weiter Reise nach den Inseln hinüber; er schwamm, etwas über die Oberfläche ragend,

prächtigt. Auf einen Schuß hin erschrak er und verschwand. Man nimmt dann schmeichelhafterweise immer an, daß man ihn getroffen habe. Am interessantesten bleibt der Blick auf die im Ferndunst aufsteigenden Inselvulkane Madera (1268 m) und Ometepe (1720 m). Nach nordöstlicher Richtung gliedert der unbegrenzte Meereshorizont, uns zur Seite erstrecken sich mit Urwald bedeckte Bergzüge; Urwald auch rückwärts auf den Mañuras von Costarica, mit der darüberragenden und auf Nicaraguagebiet zum Pacific streichenden Vulkankette. Die Landschaft zur Rechten würde ohne die Palmen etwas Europäisches gehabt haben. Wir steuerten zwischen anmutigen Gruppen von Küsteninseln durch, wobei wir viele weiße Reiher sahen. Dann tauchte das Dorf San Miguelito an sanft ansteigendem grünen Plan auf, in der Höhe von einer weißen Bretterkirche gekrönt. Als Anfangspunkt der gerade in Abstreckung begriffenen Bahn, die vom See hinüber nach Monkey Point (Puerto Jalaya) am Karibenmeer führen soll, wird das Dörfchen vielleicht zu einem bekannten Ort. Auf den Ausbau des Hafens von Monkey Point scheint die Regierung große Hoffnungen zu setzen. Die Bucht besitzt Schutz gegen die gefürchteten Norder und gute Wassertiefe. Die Bahn ist als Glied der Nicaragua-Querbahn gedacht, die von Weltmeer zu Weltmeer führt. Die Weststrecke Granada—Managua—Corinto befindet sich bereits längere Zeit im Betrieb. Über die Seestrecke ist Trajektverbindung geplant, die aber später einer Gürtelbahn um das nördliche Ufer weichen soll. Wir erleben die Nicaraguasee-Umzirkelung durch ein Bahnnetz vielleicht nicht mehr; aber kommen wird sie! Die große zentral-amerikanische Senkung wird auch ohne Kanalbau dereinst sich zu einem Durchgangsgebiet des Weltverkehrs gestalten:

das ist die begründete Zukunftshoffnung des Landes, das jetzt überwiegend von unerzogenen, ungewaschenen, wichtigtuenden, aber im Grunde gar nicht so üblen Kindern bewohnt wird. Eingeborene wie Mischlinge aller dieser halbkultivierten Staaten sind Kinder. Manche sind unheilbar verpfuscht, bei vielen würde Erziehung noch helfen, wenn sie nur Erzieher statt Aussauger hätten. Spanier, wie Yankee, sind miserable Erzieher gewesen und dafür verantwortlich, daß der Fortschritt der Zivilisation nur über Leichen möglich gewesen ist. Wenn wir Deutsche nur daran lernen wollten! Aber wir laufen auch Gefahr, unsere Erwerbungen in der Pendelei zwischen unbelehrbarem Humanitätsdusel und pedantischer, hochmütiger Behandlung zu verplempern. Kolonien brauchen anständige, praktische Leute und eine stabile Verwaltung, der man reichlich Zeit läßt, die gesammelten Erfahrungen zu verwerten. Der stete Wechsel wegen gemachter Dummheiten bedeutet in der Regel die Krone der Fehler.

Wir gingen nachmittags an Land und hatten die Genugtuung, den guten Leuten von San Miguelito zu dem interessantesten Besichtigungsgegenstande ihrer gerade auf hohen Vergnügungswogen flutenden Kirchweih zu werden. So laut wie bei uns fluten diese Wogen nicht: keine Drehorgel, kein Karussell, kein Gegröhle. Vor den meist auf Pfählen stehenden Bretterhäusern erhoben sich da und dort Verkaufsbuden und recht niedliche Hütten aus Palmenzweigen, geschmückt mit Fahnen. Die zwar anders gearteten Speise- und Süßigkeitsgenüsse prangten ähnlich verlockend wie bei uns, umlagert von Scharen auf gleicher Reinlichkeitsstufe stehender, gleich schwärzlicher Kinder, Ferkel und Hunde. Die besseren Ladinos (Mischlinge der Weißen mit Indianern) und deren hellere Sprößlinge

prangten in frischgewaschenen, gesteihten Festgewändern. Die Sonne brannte dazu mit einer Glut, die einer Kirchweih im Reiche des Gottseibeius würdig gewesen wäre.

Wir hatten die Bekanntschaft zweier hochblonder Skandinavier (einer war Deutschdäne) geschlossen, die von der Bahnabsteckung aus dem Urwalde gekommen waren, um sich einen vergnügten Tag zu machen. Beide sahen urwäldlich und fiebermitgenommen aus. Auf Grund entdeckter gemeinsamer Bekanntschaft mit einer Familie Meyerfreundete ich mich sehr mit dem Deutschdänen an und verkehrte ihm sogar in Rührung über die nahen Beziehungen unserer Vergangenheit meinen Schweizer Eichenstock. Nachher fiel mir ein, daß ich bei dem herzlichen Erinnerungsaustausch immer an eine ihm gänzlich unbekannte Familie Schulze gedacht und von Meyers nie in meinem Leben etwas gehört hatte. Aber der Stock war weg und die Freundschaft einmal da. Wir spazierten den ganzen Tag Arm in Arm.

Mein neuer Freund erzählte mir von einem ausgezeichneten Unternehmen, das er früher betrieben; nämlich er und sein Bruder hatten angefangen, in eigenartiger Weise Bananen zu trocknen und zu diesem Zwecke teure Maschinen aus Kopenhagen kommen lassen. Das Geschäft begann glänzend, Bestellungen, namentlich aus Kopenhagen, trafen zahlreich ein. Ich selber habe früher einmal diese in Streifen geschnittenen getrockneten Bananen, ich glaube, es war in Hamburg, gegessen und sie als vorzügliche Art von Dörrfrucht befunden. Während die Banane weit schwerer als in den Staaten bei uns sich allgemeine Beliebtheit erringen dürfte, würde sie in dieser Bereitung ganz sicherlich Eingang finden und dem Unternehmer, da die zahllosen für den Frischtransport sich nicht

mehr eignenden Abfallbananen verwendet werden könnten, einen hohen Gewinn bringen. Kurz nachdem der Export sich aber im Gange befand, verlangte der die Ausfuhr kontrollierende Zollbeamte die Öffnung jeder luftdicht verschlossenen Büchse, um diese auf Gold, das nicht aus Nicaragua ausgeführt werden darf, untersuchen zu können. Der Bruder tat alles Mögliche, um die Zurücknahme des Verbots oder eine Kontrolle vor Verschuß durchzuführen, aber vergeblich! Dann starb er. Mein Freund ging als Ingenieur an die Bahn, die Maschinen standen noch heute zum Verkauf da, und der triumphierende Zöllner hat mit Zustimmung der Regierung das Land um eine treffliche Industrie gebracht, die sicher einmal wo anders, vermutlich von Nordamerikanern, wieder ins Leben gerufen werden wird. Sollte sie sich nicht auch in unsere tropischen Kolonien einführen lassen?

Übrigens so ganz aufregungslos verlief die Kirchweih doch nicht. Schlägereien gab es zwar keine, da die Leute ihre geliebte Machete nicht mitbringen dürfen. — Zunächst erschien eine Musikkapelle, die nur durch den Zorn des Himmels auf den Gebrauch von Blechinstrumenten verfallen sein konnte; sie spielte in dem Wirtshaus auf, vor dessen Thür wir mit eiskühlem amerikanischen Bier (einem erfolgreichen Konkurrenten des Rizinussaftes) die Hitze zu bekämpfen trachteten. Zu ihren Klängen drehten sich ein paar junge Swells und einige Señoritas, die wir zum Teil auf dem Dampfer importiert hatten, in langsam-langweiligem, doch bei der Temperatur noch immer genügend unverständlichem Genuß. Ein alter, sehr betrunkenener Querulant, von aztekischer Physiognomie, belästigte unausgesetzt meinen neuen Freund, von dem er Geld für eine der Vermessungskompanie gemachte

Fleischlieferung forderte, und übertrug dies dringende Verlangen auch auf mich. Er spuckte ordentlich Rache, wie ein Lama. Ein Stoß würde ihn unter die Stühle befördert haben, was wir ihm aber nicht antaten. Mehr befreundete ich mich mit einem anderen am Zuckerschnaps laborierenden Gentleman. Dieser gab uns Gelegenheit zu einem interessanten Momente, bei dem wir in großer Seelenruhe eine allgemeine Gewehr- und Revolver-schießerei erwarteten, zu der es glücklicherweise nicht kam. An der Straßenecke uns gegenüber befand sich nämlich die Polizeiwache, vor der ein Halbdutzend barsüßiger Soldaten sich mit aufgezplantem Bajonette großartig aufgestellt hatte. Jeder trug über dem schmutzigen Hemd einen Gürtel voll scharfer Patronen für den rostigen, doch brauchbaren Rifle, der bereits scharf geladen war. Dann und wann zog ihr Kapitän im geheimnißvollen Gänsemarsch mit ihnen umher und hatte auch gelegentlich ein wichtiges Köpfezusammenstecken mit unserem Minister. Also wieder einmal Verschworene — es war etwas im Schwange! Wie ich nun vernahm, handelte es sich um den eben erwähnten Gentleman, den Kommandanten des Platzes, der sich seit mehreren Tagen in dem Zustand vollständiger Betrunktheit befand und sich weder auf Dienstgeschäfte noch auf Rückgabe seiner Befugnisse einlassen wollte. Er sollte nun durch allgemeinen Angriff der kampfbereiten Soldateska gewaltsam abgesetzt werden. Lebhafter Widerstand seines Revolvers stand zu erwarten. Gespannt harreten wir der Entwicklung der Dinge, in der stillen Hoffnung, dabei unbeschädigt zu bleiben. Die Sache ward kritisch, als plötzlich der Kommandant, ein großer, dicker, schwarz-knebelbärtiger Herr, mit einem mächtigen Sombrero auf dem Haupte, schwerbewaffnet und noch schwerer

betrunken, überraschenderweise angeritten kam. Er ritt langsam unter seinen rebellischen Soldaten umher, guckte sie voll majestätischer Verachtung von oben bis unten an, und siehe — niemand wagte es, Hand an ihn zu legen! Nach diesem Erfolg stieg er ab und unterhielt sich gemächlich mit uns, wobei ich die Ehre hatte, ihm vorgestellt zu werden. Der Landessitte gemäß stellten wir uns nebeneinander, worauf er meinen Rücken stark beklopfte und ich ganz unparteiisch den seinigen, der ungeheuer viel Platz zur Ausübung dieser Zeremonie bot. Alsdann bestieg er wieder sein Roß, warf noch einen vernichtenden Feldherrnblick um sich und ritt gemächlich davon, vermutlich, um weiter zu trinken. Er war glänzend Herr der Situation geblieben!

Ferner lernte ich einen sehr würdigen, braunen Señor mit langen, weißen Whiskers kennen. Herr Groß stellte ihn ostentativ als „die wichtigste Persönlichkeit von San Miguelito“ vor, worauf der alte Herr beim Verneigen hoch geschmeichelt die Augenlider schloß, um seine wonnigen Gefühle durch keinen äußeren Eindruck beeinträchtigen zu lassen. Später leitete er voll unnachahmlicher Würde die Prozession, die zu Ehren des Ortspatrons, des heiligen Michael, stattfand. Der Patron ward, in kunstvoller Metallnachbildung, von ganz San Miguelito gefolgt, durch alle Gras- und Sandstraßen getragen, unter Vortritt der grausamen Dorfkapelle. Obwohl es noch heller Tag war, prasselten Schwärmer und Raketen. Leider konnte ich den weißgekleideten, sammelnden Jungfrauen kein Geld verabsolgen, da ich keins bei mir trug; dafür nahm ich den Hut um so tiefer ab. Warum soll man vor dem tapferen Michael auch nicht den Hut ziehen?

Die angenehmste Bekanntschaft bot uns eine in San

Miguelito viehfarmende französische Familie. Die Frau, Pariserin und geborene Komtesse, die offenbar eine gute Erziehung genossen, schien sich in die primitiven Verhältnisse des Bretterhauses an der Dorfstraße ganz eingelebt zu haben und trug keine andere Toilette als die gelben Ladinodamen gegenüber, die sich in den Besitz ihrer kaputten Veranda und ihrer kaputten Hängematten und Schaukelstühle mit Hunden, Hühnern und Ferkelchen teilten. Ihr Bruder, Graf Ruinard, befand sich bei ihr. Auch er besaß Viehfarmen und fuhr das Vieh auf eigenem Segelschoner, den er selber navigierte, über den See. Er hatte sich ebenfalls gute Manieren bewahrt, war chauvinistischer Bonapartist, kein Deutschfreund, doch in stärkerem Maße Feind der nordamerikanischen Politik. Die netten Kinder der an einen einheimischen Herrn verheirateten Hausfrau, deren jüngstes heftig fieberte, liefen schmutzig, fast zerklumpt umher. Das Möblement setzte sich zusammen aus einigen alten Schaukelstühlen, ein paar schlechten, an die Bretterwände geklebten Bildern, einigen an die Wände gereihten Betten und Koffern, nebst mehreren dazwischen festgebundenen Sähen, die sans gêne in unsere Unterhaltung hineinkrähten. Herr Groß, Herr Rodriguez und ich wurden höflichst zum Abendessen eingeladen, ebenso die Scandinavier, die in der Dunkelheit nicht mehr in ihren Wald zurückkonnten. Das Essen schmeckte bedeutend besser als an Bord. Zum Danke stifteten wir der Familie unsere letzte Rotweinflasche. Nach der „Comida“ stürzten wir uns noch einmal in den Strudel der Kirchweih. Die Hauptunterhaltung in den verschiedenen Restaurationslokalen bestand im Jeu. Mehr als dieses fesselte mich in einem der Spielhäuser der Vortrag auf der Marimba, die von einem großen Kerl, man kann sagen, meisterhaft

gespielt ward. Die Marimba besteht aus abgestimmten Metallstreifen, die mit Klöppeln geschlagen werden; in origineller Weise hängen zur Resonanz leere Kalebassen darunter.

Ich hatte von Hochzeitsreisenden gesprochen, die mit uns gefahren kamen. Diese Hochzeit fand jetzt abends spät statt, und ich genoß die Ehre, ihr beiwohnen zu dürfen. Sie bildete den Glanzpunkt meines Aufenthaltes in San Miguelito.

Im Dunkel gingen wir über den uneben ansteigenden Grasplan ins Brauthaus, ein ebenso mangelhaft möbliertes, einfaches Bretterhaus wie alle übrigen. An den Türen waren ein paar weiße Gardinen aufgesteckt worden, geliehene Stühle standen ringsum; auf dem Tische prangte eine rote Leinendecke, wie sie in unseren Gartenrestaurationen üblich ist. Davor, mit erhabener Amtsmiene über die Schwierigkeiten (Gebühren?) der künftigen Ziviltrauung nachsinnend, saß die Magistratsperson von San Miguelito, ein kleiner, gelber Kerl in hellgrauem Jackett und weißer Binde. Die Protokolle, nebst Tintensatz, lagen vor ihm ausgebreitet. Vorläufig rauchte er eine schlechte Nicaraguazigarre. Wir anderen rauchten auch, die mit Nachtjade und aufgelöstem Haar belleidete Brautmutter eingeschlossen. Wir saßen, zu etwa dreißig, an den Wänden umher, die heller und bunter angezogenen Señoras und Señoritas von den Señores getrennt. Diese steckten, je nach der Nähe der Beteiligung, in den verschiedensten Kostümen, vom dunkeln Jackett bis zu Hemdsärmeln. Lediglich den ausgerasierten Brautvater schmückte ein langer Gehrock. Mein dänischer Freund und ich verfügten wenigstens über halbwegs reine, weiße Anzüge, wenn auch nicht über Kragen und Krawatte. So harrten wir

eine Viertelstunde nach der anderen; es ward schon bald zehn Uhr abends, und das glückliche Paar erschien noch immer nicht. Dann und wann fühlte die Musikbande vor der Thür sich verpflichtet, unsere Qualen zu verstärken. Im Nebenzimmer schrie unaufhörlich ein Baby; hoffentlich war es ein anderes.

Die guten Leute von San Miguelito schienen Virtuosen des Wartens zu sein, der ebene Ausdruck ihrer Züge veränderte sich nicht im mindesten. Endlich, endlich! Da kamen sie! Sie in Weiß, mit etwas Blumen, dunkelen Augen, leidlich jung. Er im grauen Sonntagsjackett, bedeutend älter. Sie setzten sich dem Notar gegenüber, nebst zwei Trauzeugen. Die Beleuchtung war durch eine Petroleumlampe auf dem Wandbilde, neben den ärmlichen Familienbildern, verstärkt worden; sonst wurde sie nur durch Laternen, richtigen Stalllaternen, bewirkt. Eine solche stand auch auf dem Tische. Sie warf ihren Schein auf das gelbe Tischlergesellengesicht und die winzige, eingesunkene Nase des Bräutigams. Die Braut hatte einen schwarzen Schleier umgelegt; mit eigentümlich gepreßtem Munde, einem vollkommenen Leichenmunde, saß sie da, mit dem Augenausschlag der Madonna Murillos, aber wie einer gestorbenen. Dann und wann gab sie vor, sich mit dem Taschentuch die Tränen abwischen zu müssen. So saßen beide tiefernt, während der Beamte mit eintöniger Stimme die Formeln ablas. Nun ward der Kontrakt unterzeichnet. Die Braut konnte natürlich nicht den Platz für ihre Unterschrift finden. So sind die Damen.

Mittlerweile hatte sich auch der würdige Priester, ein alter (die katholische Kirche verzeihe mir diese Indiskretion aus dem zentralamerikanischen Kulturbilde), er-

hebtlich angetrunkener Herr eingefunden. Große Figur, blonde Perücke, schlaue Auglein, verdächtige Nase. Herr Groß, der Intimus des Landesvaters, der die Brille häufiger als sonst auf die Stirn geschoben hatte, schwebte als Heiliger Geist, in Hosenträgern, immer über dem ganzen. Er erschien als der eigentliche Brautvater; er dirigierte alles! — Nach vollzogener Ehe, die niemand durch Handschütteln oder Küsse beglückwünschte, nahm die Magistratsperson ihr Aktenbündel unter den Arm, eine Stallaterne in die Hand und empfahl sich kurz; offenbar war sie kein Freund von kirchlichen Zeremonien. Diese bildeten nunmehr die Fortsetzung.

Herr Groß formierte die Spitze, indem er den schwankenden geistlichen Herrn unter den Arm nahm und ihn unter Assistenz einer schwankenden Laterne über ein schwankendes Brett leitete, das von der Hauschwelle zur Viehweide hinabführte. Auf dieser stiegen wir alle hinterher, über mancherlei ungesehene Hindernisse, etwa fünf Minuten lang zur erleuchteten Kirche hinauf. Im Laternenlichte vermochte ich an der starken Abdrift deutlich zu erkennen, daß der geistliche Herr an beiden Seiten Lee hatte.

Im Scheine von Lichtern und Laternen machte die bescheidene Kirchenhalle einen recht hübschen Eindruck. Für die Kanzel hatten die Damen des Dorfes eine niedliche weiße Decke gestickt; eine andere, auf der Papst und Peterskirche eingewebt waren, hing um den Tauf Tisch, einen einfachen Holztisch mit gewöhnlichem Waschbecken und Krug aus Steingut. Dann folgte ein von der bisherigen unbeabsichtigten Possé angenehm abweichender Akt; nämlich dem Brautpaar und den Brautzeugen wurden brennende Lichter in die Hand gegeben, mit denen sie sich vor den

Trautisch stellten; auch der Priester bekam eins. Ein hübsches, poetisch wirkendes Bild. Der alte Mann, der sich einen gestickten weißen Ornat umgetan, nahm sich zusammen und las, wenngleich monoton und mit etwas Zungenanstößen, aus einem zerschliffenen Buche die — wie ich annehme — kirchlichen Satzungen und Gebete ab, wobei er sich sein Licht just noch selber halten konnte. Dann stellte er seine Fragen, worauf nach befriedigender Antwort die Ringe gewechselt wurden. Mitten in die Priesterworte hinein gab die Dorfkapelle, dieses Mal mit kaum minder schauerhaften Streichinstrumenten ausgerüstet, eine Art von Tusch ab. Von Händedrücken, Küssen oder gar Weinen bemerkte ich wiederum nichts.

Hierauf zogen wir mit dem neuen Ehepaar, den schwankenden Laternen und dem schwankenden Ehrwürden wieder ins Hochzeitshaus zurück. Dort wurde den Gästen, zuerst den Honoratioren, denen ich angenehmerweise zugeteilt ward, in einem — Nebenstall, hätte ich beinahe gesagt, die einzige Bewirtung verabreicht: Hamburger Vermut di Torino (man vergreift sich kein zweites Mal an ihm), nordamerikanisches Bier ähnlicher Güte und Zuckerschnaps, das landesübliche Gist. Das feinste Getränk war der Vermut, das beliebteste der Schnaps. Ich goß meinen unbemerkt auf den Lehm Boden aus, worauf der geistliche Herr, mein leeres Glas bemerkend, mir eine zweite Füllung aufnötigte, indem er selber ersichtlich auf diese Weise erwünschte Gelegenheit zu einem weiteren Schnäpschen fand. — Später saßen wir noch in mehreren Wirtshäusern umher, um dann abermals in ein Privathaus zu ziehen, in welchem sich nach und nach auch die Musici, sämtliche Swells, Señoras und Señoritas und schließlich unser Ehrwürden einfanden. Nachdem die

Schafe und die Böcke wieder lange schweigend, voneinander getrennt, gefessen hatten, faßte sich einer der Swells ein Herz und der nächtliche Hochzeitstanz ward eröffnet.

Mir erschien mein Schlafesjel schon lange als das erstrebenswerteste aller irdischen Dinge, weshalb ich mich französisch empfahl, während Herr Groß, der Unermüdlische und immer Redselige, noch lange seines galanten Amtes waltete. Mit Hilfe einer Laterne kletterte ich in ein halb mit Wasser gefülltes Kanu und ließ mich zu den Lichtern auf dem nachtschwarzen See, der vernünftigerweise keine Wellen schlug, hinaus paddeln. Ich kannte diese Kanus schon, so daß ich mittels einer kunstvollen Hochstellung sowohl die Trockenheit meiner Füße, als die Balance des ausgehöhlten Baumstammes bewahren konnte. Auf dem unteren Deck unseres Dampfers waren mittlerweile die Stände für Freund Groß' Vieh aufgeschlagen und teilweise schon von den Bierfüßlern bezogen worden. Der Weg zur oberen Treppe war völlig durch sie und alles, was sie reichlich deponiert hatten, versperret. Ich mußte daher außen längs des schmalen Schiffsbordes und vorn über das Brennholz auf das obere Deck voltigieren. Ich segnete den Himmel, als ich mich, ziemlich durchgefroren, endlich auf meinen Esel hinstrecken konnte, was ich mit einem Dankesblick zu den über mir glitzernden Sternen tat. — Viel, viel später kamen Herr Groß und die Señoras und Señoritas ebenfalls. Im Laternenschein konnte ich ihren Einzug bewundern. Sie hatten nasse Füße, um nicht zu sagen Beine; sie hatten nicht voltigieren können und die Viehstände mit ihren Schuhen und langen Schleppen durchwateten müssen. Das war der landwirtschaftliche Schluß der ländlichen Hochzeit von San Miguelito.

Bei den ewigen Störungen und bei dem unausgesetzten Gebrüll unserer neuen Schiffskollegen war an Schlaf nicht zu denken; um uns zu erfrischen, fuhren Herr Groß, Herr Rodriguez und ich daher am nächsten Morgen in einem Kanu zum Baden. Unter den Baumzweigen und zwischen den Felsblöcken des Ufersaumes spielten sich im Lichte der Morgen-sonne malerische Wasch- und Badeszenen der Dorfweiber und Kinder ab, die weit mehr der Reinlichkeit huldigten, als unsere Borddamen. Der Badegrund war erst sehr steinig, dann schlammig, bis wir schwimmen konnten. Gelegentlich griff ich zur Flinte; doch taten mir die vielen, direkt vor die Mündung laufenden Strandläufer leid; dafür hatte ich die Freude, nach mehr Mühe einen prächtigen weißen Reiher zu erlegen.

Den größten Teil des Tages beschäftigten wir uns damit, dem Anbordschaffen des Viehs, einer wilden und theils ungemein rohen Arbeit, zuzuschauen. — Am Lande sprengten die berittenen Rinderhirten (Sabañeros) umher, den Lasso aus Rinds- haut entweder aufgerollt am Sattel oder am Arm hängen lassend, oder ihn wurfbereit um den Kopf schwingend. Früher oder später gelang der Wurf in die auseinanderstiebende Herde. Sobald die Schlinge sich um die Hörner des auserwählten Tieres legt, steht das Pferd, sich mit allen Vieren einstimmend, von selber still. Unter den Reitern befanden sich ein paar ganz famose Kerle. Der eine hellfarbig, schlank, fast wie ein Gentleman aussehend, mit kurzem Badenbart; der andere auch groß, dunkel, sehnig, mit kleinem Schnurrbart und Pockennarben. Beiden stand die Berwegenheit im Gesicht geschrieben. Einige führten die zum Anstacheln gebrauchte lange Lanze, die Harpuña; andere fingen zu Fuße mit ein. Merkwürdigerweise

scheinen sich die starken Stiere am verständigsten in ihr Schicksal zu finden, wohingegen die Kühe sich oft ganz toll gebärden. So eine Vacca Brava macht förmliche Vocksprünge, wirft sich auf ihren Verfolger und versucht es, ihn auf die Hörner zu nehmen, wickelt sich unter wüthendem Brüllen mit dem Lasso um die Bäume, wirft sich nieder und läßt sich lieber schleifen, als freiwillig aufzustehen.

Die wilde Jagd auf die Rinder tobte zumal auf dem Hofe des französischen Grafenhauses; der Comte schien der Hauptlieferant zu sein. Ein Brotfruchtbaum gewährte dort herrlichen Schatten und bot zugleich zahlreichen Tieren Gelegenheit, sich mit dem Lasso herumzuwickeln. Waren die Tiere glücklich gefangen, so wurden sie, wenn nötig mit Lanzenstößen, zum Nicaraguasee hinabgetrieben. Dann bekamen sie erst recht Angst; sprangen platschend umher oder warfen sich im seichten Wasser nieder. Eine Anzahl nackter Burschen nahm sie nun in Empfang und legte ihnen abermals ein Seil um die Hörner, das, an Bord befestigt, von dort eingezogen wurde. Kreischend und johlend schwammen die braunen Burschen um das Tier, sobald es den Grund verlor, schlugen auf den armen Vierfüßler ein oder drehten, um durch heftigen Schmerz anzutreiben, ihm den Schwanz um. Ein solcher vom Schnaps begeisterter Kerl ließ sich auch wohl, unter Ausstoßen des Lieblingschreies der Treiber, einem rauhen, gellenden Aufkreischen, vergnüglich am Schwanz hängend, durchs Wasser mitziehen. Schon recht erschöpft langten die Tiere am Dampfer an, zu dessen niedrigem Bord sie dann mittels eines Flaschenzuges an den Hörnern, triefend und mehr oder weniger entsezt brüllend und mit den Hinterbeinen strampelnd, hinaufgewunden wurden.

Manche aber waren schon halb ertrunken, hoben das Maul und die starren Augen kaum noch über die Oberfläche und lagen zum Tode ermattet auf der Seite. Hatten sie, in der Luft hängend, das furchtbar beschmutzte und daher schlüpfrige Deck erreicht, zogen wieder andere schreiende und lachende Burschen sie herein, befreiten sie vom Strick und trieben sie in Stände. Einzelne besaßen noch immer Kraft genug, dem Angebundenwerden in den Ständen abermals verzeifelten Widerstand entgegenzusetzen; andere rutschten mit den Hinterbeinen aus, blieben hilflos liegen oder glitten gar ins Wasser zurück und mußten wiederum gefischt werden. Die von ihren Kälbern getrennten Mütter befanden sich des Schicksals ihrer Kinder halber in wahnsinniger Angst; immer wieder wollten sie zu den Ramus, an deren Seiten die Kälber festgebunden und, ebenfalls schwimmend, nach dem Schiffe gepaddelt wurden.

Dies wilde Anbordschaffen der Kinderherde dauerte bis tief in die Nacht hinein; dabei drang wegen eingetretener Windstille ein entsetzlicher Geruch nach oben. Alle Exkremente zersetzen sich in diesem Klima natürlich sehr bald. — Einer von den schmutzigen Deck- und Kellnerjungen warf sich ruhig zwischen unsere Schlafesel hin und schlief dort bald, in seinen Kleidern, die er fast nie ablegt, ohne Kissen und Decke, den Schlaf des Gerechten. Das ist die harte Schule dieser Bengel. Sie sind Hilfskräfte für alles, wobei sie sich allmählich zu Stewards entwickeln. Als solche tragen sie Jackett und Leinenkragen und gehen mit der Absicht um, Präsident der Republik zu werden. — Nun also, der schlief. Groß und der Minister schnarchten auch gottselig; nur ich fand keine Ruhe; es zwickte und juckte mich allerlei, wahrscheinlich Beden, da es hier keine Flöhe gibt. Zum Überfluß

setzte man mir dann noch gegen Morgen die frisch zurechtgemachten, blendenden Schiffslaternen vor die Nase.

Am Mittag desselben Tages war übrigens eine etwas aufregende Kunde an Bord gedrungen. Der Chef des deutschen Bahnbaues, Herr Ingenieur Müller aus Managua, ward seit 36 Stunden in dem Vermessungslager im Urwalde vermißt. In San Miguelito nahm man an, er wäre, während seine Begleiter, die skandinavischen Ingenieure, mit uns Kirchweih feierten, von entlaufenen einheimischen Arbeitern ermordet worden. Man sagte, der ausgezeichnete und sonst sehr beliebte Herr hätte den Leuten gegenüber einen harten Kopf, der Arbeitertransport habe aber von vornherein die größten Schwierigkeiten gemacht. Unter anderem war den Arbeitern von dem Dampfschiffsteward, dem aus irgendeinem Grunde die Übernahme der Verpflegung nicht paßte, jegliche Nahrung auf der Überfahrt nach San Miguelito verweigert worden. Da diese Herren Stewards hier ziemlich unabhängige Leute sind, war nichts gegen ihn zu machen, und nur durch Ankauf einiger Bananen gelang es, die Arbeiter vor mehrtägigem Hunger zu schützen. Die darob erbostenen Nicaraguenser aber sahen in der Vermessungsexpedition selber den Schuldigen, brannten in San Miguelito durch und klagten überall in der Gegend Herrn Müller an, sie seien schlecht von ihm behandelt worden und hätten hungern müssen.

Herr Rodriguez, der diese Nachricht vom Land aus durch einen Zettel von Groß erfuhr, begab sich sofort dorthin, indem er mich mitnahm. Ich steckte meinen Revolver zu mir, in der Meinung, es werde unverzüglich etwas zu geschehen haben, da Herr Müller immerhin nur in Gefahr und noch nicht ermordet sein konnte. Rodri-

guez gab als hoher Staatsbeamter den Auftrag, rasch acht berittene Soldaten die Gegend abstreifen zu lassen; eigentlich hätten es zwölf sein sollen, allein von den zwölf Pferden der Polizei- oder Militärstation standen, wie es hieß, zurzeit nicht mehr zur Verfügung. Außerdem telegraphierte er den Fall an den Präsidenten und den Justizminister. Aber die Erwartung, binnen wenigen Minuten acht Mann abreiten zu sehen, wurde getäuscht; statt dessen kam die Nachricht, es seien nur vier Rosse verfügbar, der Kommandant aber sei andauernd zu betrunken, um mit ihm verhandeln zu können. — Möglicherweise konnten inzwischen auch die Scandinavier angegriffen sein. Was sollte man machen? Allein in den Wald zu gehen, war ganz unmöglich. So verstrich der Nachmittag; abends war noch immer kein Militär abgegangen; die fehlenden vier Tiere waren von Privaten nicht aufzutreiben gewesen. Ich drang in Herrn Rodriguez, doch wenigstens die Absendung der vier Leute zu veranlassen. Erst meinte er, dies ginge nicht, dann aber entschloß er sich doch — Machtworte scheinen in diesem Lande nur von ganz bestimmten Personen gesprochen werden zu können — demgemäß zu handeln. Als wir zum Nachtessen an Bord fuhren, wurden die vier Tiere bereits — gesattelt! Herr Groß hatte derweilen mit seinem Vieh zu tun. Dann kam die schon beschriebene schöne Nacht. In aller Frühe dampften wir nach San Carlos zurück. In der sanften, roten Abendstimmung gab es übrigens einen prachtvollen Blick auf die blauen vulkanischen Inselzuckerhüte Ometepe und Madera.

Die Hochzeitsgesellschaft, vermehrt durch einige San Miguelitaner, befand sich wieder mit an Bord, desgleichen unser Ehrwürden, dem ich dieses Mal nur beständige

Nüchternheit nachrühmen kann. Er gedachte, in San Carlos Osterfirmungen vorzunehmen. Unterwegs kamen einige Musikinstrumente, Gitarre und dergleichen, zum Vorschein. Es entwickelte sich ein Tanzvergnügen — der übliche schläfrige Drehwalzer. Eine viel charakteristischere Habañera scheiterte an der törichten Genierlichkeit der betreffenden Señorita, während ihr Partner, der dicke Tierarzt und Ackerbürger aus San Carlos, seine Sache vorzüglich machte. Auch gesungen wurde, gefühlvoll, aber schwach. In der Regel lag alles in Hängematten und war vergnügt; Ehrwürden mitten darunter. Einmal überraschte ich ihn so mit meiner Kamera. Mit entsetzt ausgebreiteten Händen fuhr er aus der Hängematte, unter Bravoruf und allgemeinem Gelächter der übrigen. Leider war die Aufnahme nur unter dem Sonnendeck zu machen, das gerade prachtvoll himmelblau gestrichen wurde. Rotabene, Ehrwürden besaß eine große inoffizielle Familie von acht Kindern. Niemand hierzulande schien einen Vorwurf darin zu finden. An der Landungsbrücke in San Carlos ward ihm ein gebiegener Empfang bereitet: Ein festlich gekleidetes Publikum, darunter der Festungskommandant in Weiß, an der Spitze von acht barsüßigen Soldaten, die ihre rostigen Winchestergewehre präsentierten, an deren Bajonetts die Unteroffiziere flatternde Fähnchen trugen; ferner die Honoratioren und viel zerlumptes, braunes Kinderdolk.

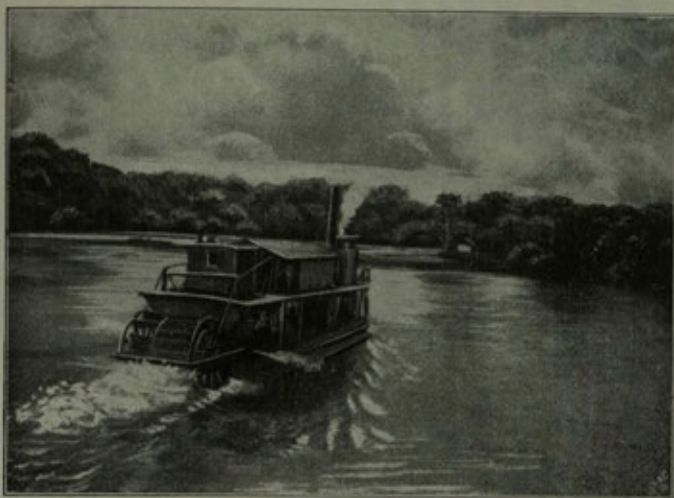
Hier erhielt Herr Rodriguez die telegraphische Antwort aus Managua, daß er alles zur Auffindung des Herrn Müller Dienliche anordnen solle. Gleichzeitig traf aus dem Innern die Nachricht ein, der Vermißte sei gefunden; ob tot oder lebendig, darüber verlautete nichts. In dieser Ungewißheit mußten wir mit dem Dampfer

und unseren Ochsen wieder abfahren, den San Juan hinauf, zur Hacienda San Francisco, unserem neuen Ziel. Nur wir drei leisteten dem Kapitän-Koronel Gesellschaft, wobei Herr Groß, der mittlerweile die Empfangszeremonie an Land in Hosenträgern „gemanaget“, darüber den uns wichtigen Brot- und Zuckervorrat vergessen hatte.

Es wurde greulich regnerisch. Nach etwa 1½ Stunden Dampfstrecke langten wir mit der „Managua“ an dem nicht sehr reizvollen, mitten im Sumpfe des rechten San Juanufers liegenden Bestimmungsort an. Ein höchst bescheidenes Gewese hob sich nur wenig aus ihm heraus. Dort sollten wir eine Reihe von Tagen zubringen! Heiliger San Francisco, das fiel mir doch etwas auf die Nerven, das war ja wie ausgesucht zum Fieber bekommen! Mühsam suchte ich mich durch die Vorspiegelung von Freund Groß' großartigen Jagdverheißungen zu trösten.

Nachdem wir im Schilf angelegt hatten, wurden zunächst aus diesem einige junge Alligatoren mit den Händen gegriffen und entfernt, und dann das arme Rindvieh Stück für Stück in das morastige Wasser hinabgestoßen. Es schlug ihnen noch immerhin über dem Kopf zusammen, worauf sie sich, von wüß schreienden Reitern angetrieben, mühsam durch zähen Schlamm ans Ufer zu arbeiten hatten. Stumm oder verzweifelt brüllend, kamen die meisten hindurch und wurden von den berittenen Sabañeros in die zurückliegenden Potreros getrieben. Manche aber fielen ermattet auf die Seite. Man ließ sie einfach im Sumpfe liegen, bis sie sich vielleicht erholt haben würden.

Ungeduldig tätig, wie immer, war Herr Groß bereits ans Land gestiegen. Herr Rodriguez und ich folgten durch die glatten Kuhfladen, um dann auf schlüpfrigem



Im Hochraddampfer den San Juan hinauf nach Nicaragua.



Ochsenfang in San Miguelito am Nicaraguasee.

Brett akrobatenhaft über das Sumpfwasser zu balancieren; wohl bemerkt, mit aufgespanntem Regenschirm. Mein reiner, weißer Anzug war auf solche Verhältnisse nicht berechnet. Herr Groß, obgleich er mich eigentlich in dieses ungesunde Nest nicht hätte bringen sollen, was ich gern auf Rechnung seines Lokalstolzes setzte, bekundete doch eine große Gutmütigkeit. So ließ er mir denn auch ein Paar hohe Stiefeletten, ohne die ich hier gar nicht hätte fertig werden können. Wie er mir sagte, gehöre die große Hacienda dem Präsidenten und ihm zusammen, und er habe die Verwaltung. Er beabsichtige, noch eine Sägemühle sowie ein neues Haus zu bauen. Letztere Absicht erschien mir besonders löblich. Das bisherige war eines der üblichen weißgetünchten, niedrigen Holzhäuser, mit einigen stallartigen Räumen, nebst ziegelgedeckter, blau gestrichener Veranda. Was an Stühlen, Tischen, Regalen usw. überhaupt sich vorfand, zeigte absolute Verwahrlosung; lediglich die Schlafeskel, nebst Moskitonezen, wiesen erträglichen Zivilisationszustand auf. Hinter dem Hause, das natürlich von den Hühnern wieder mitbewohnt wurde, schloß sich ein schmieriger Hof, begrenzt von einer großen, in beiden Stockwerken offenen Scheune, deren Diele als Küche diente, während oben drüber, im aufsteigenden Herdrauche eine ganze Schar von zerlumpten Sabañeros und Soldaten hauste. Die Soldaten arbeiteten hier à conto der Präsidentenallmacht. Vom Rot ihrer Hosen sowie von dem Besatz der Taschen konnte man wenigstens noch erkennen. Ein paar fürchterlich schmierige Weiber kochten und bedienten. Unsere Köchin und Haushälterin war eine fettglänzende, braune, dicke Person, im ehemals weiß gewesenen, langen Schleppgewande, das die Schmutzkrusten seiner sämtlichen Gebrauchstage zeigte; sie zerriß mit nie

gewaschenen Fingern das Maisbrot, das sie uns vorlegte. Es ging wirklich noch über meine Mongoleierfahrten! Unser deutscher Freund und Wirt zeigte sich ganz gefühllos gegen dies alles und freute sich der Behaglichkeit, während der Nicaraguenser Rodriguez, obwohl gegen vieles abgestumpft, selbst doch sauber wie zuvor blieb und mir seine Sehnsucht nach Europa eingestand.

Die erwähnte dicke Köchin hatte mit einem verbundenen, fieberkranken Baby die Veranda innegehabt, die wir jetzt in Beschlag nahmen. Am Tische mit uns speiste — wie ein Kasser — der Verwalter, ein guter, brauner, schwarzbärtiger Mensch, ehemaliger Adjutant eines Präsidenten! Auch er sah schwer fieberleidend aus. Verschiedene der Leute hatten recht häßliche Fußwunden, die sie sträflichst vernachlässigten, da kein Arzt hierher kommt. Einem dieser Burschen, der sich durch Machetenhiebe zwei tiefe Wunden quer über die Zehen zugezogen hatte, war der ganze Fuß beängstigend angeschwollen. Er litt auch unter den Schmerzen. Im ganzen sollen diese Kerle aber merkwürdig wenig Schmerz fühlen und noch Heilung finden, wo ein Europäer längst eingegangen wäre. Ich spielte den Arzt, wusch ihm zunächst die Schmutzpanzer fort, spülte die Wunden mit übermangansaurem Kali aus und verband sie nach Auslegung von Jodpflaster. Ich war sehr zufrieden mit mir, und am nächsten Tage auch mit dem Fuß. Weniger mit dessen Eigentümer, der weder Einsicht noch Dankbarkeit zeigte und bald, nach wie vor, statt sich ruhig zu halten, durch allen Schmutz herumhumpelte. Ich will hoffen, daß er trotzdem gesund geworden ist. Unser erstes Abendbrot war grausam! Der uns vorgesezte, völlig in Fäulnis übergegangene Fisch, eine Lachsart, duftete wie die Pestilenz; mit Ausnahme

von Rodriguez und mir, verspeisten ihn alle indessen mit verblüffendem Appetit. Übrigens hatten wir noch einen Gast, den vierzehnjährigen Jungen der Schlächtersfrau aus San Carlos, ein Kerlchen ganz nett von Aussehen und in Kleidung, doch gänzlich ungebildet, ein Typ der „besseren“ Söhne des Landes. Ferner bekamen wir strohartig vertrocknete Sardinen, die unappetitlichen Maisortillas, Reis, Bohnen und recht gute saure Sahne. An letztere hielt ich mich, indem ich das holde Bildnis der Köchin aus meinem Gedächtnis zu bannen suchte. Außer einem selbstgefertigten Schnaps gab es kein Getränk, als das aus dem Schilfsumpf geschöpfte Flußwasser, in dem noch Vieh, und zwar zum Teil nicht mehr lebendes, lag. Die große Hitze brachte mich endlich dazu, es mit Schnaps vermischt zu trinken. Hierzulande geht manches nicht, das Dienstpersonal tut es einfach nicht; so war es unmöglich, das Wasser immer abgekocht zu erhalten. Da es auf mannigfache Weise doch sofort wieder der Verunreinigung ausgesetzt war, stand ich auch von dem Versuch ab, die Abkochung erzwingen zu wollen.

Im Abenddunkel gingen wir fünf Tischgäste in den hinter den Potreros liegenden Urwald auf die Jagd. Freund Groß hatte nicht nur Rehe, sondern auch felsenfest eine berückende Fülle von Schweinen versprochen. Wir mußten zunächst die Potreros durchqueren. Seitdem ich das greuliche Reptil in der Boca di Sarapiqui gesehen, war ich etwas schlangengebisschauer geworden; doch schließlich hört alle Vorsicht beim Waten durch Sumpf und hohes Gras auf; man verläßt sich auf guten Beinschutz, wie der Eingeborene auf seine scharfen Augen. In den Wipfeln mächtig hoher Potrerobäume bemerkten wir eine Menge großer und kleiner Papageien; da sie gut schmecken,

schossen Rodriguez und ich jeder einen. Aber, obgleich ich meinte, daß ein Papagei in der Hand besser, als ein Reh auf dem Dache sei, wurde meine Warnung überhört, und der Ehrgeiz trieb uns weiter zur „Rehjagd“. Unterwegs versuchten wir vergeblich, das eingesunkene Schilfdach eines Schuppens in Brand zu setzen; diese Verstecke pflegen die Lieblingsaufenthalte der gerade die Potreros heimsuchenden Schlangen zu sein. Dann drangen wir in das Unterholz des gelichteten Waldbrandes ein. Schon schwitzten wir nicht wenig, und der Rückweg ward immer länger. Ein Reh, selbst wenn es vorhanden gewesen wäre, hätte ja auch Tinte getrunken haben müssen, um beim krachenden Durchbrechen von sieben Männern durch das Gebüsch vertrauensvoll stehen zu bleiben. Es ward also der Antrag auf unrühmlichen Rückzug ohne Reh gestellt und fand bedeutende Majorität; nur Freund Groß, in Gesellschaft des Jungen, wollte durchaus beweisen, daß seine Schweine keine Phantasieschweine gewesen, und drang weiter vor. Sein Beweis mißlang ihm aber genau so, wie unsere erste Rehjagd. Noch im Dunkel versuchten wir dann Papageien, die noch immer kreischten, zu bekommen; dabei bedeckten sich beim Lauern mit gespanntem Hahn die Hände derartig von Moskitostichen, daß wir die Gefilde unseres Jagdglückes schleunigst räumen mußten.

Alles was wir erbeuteten, war, außer den beiden Papageien, die 25 Pfund schwere Fruchttraube der Corozopalme. Sie bestand aus gelblich-weißen, reisartigen Büscheln von eigentümlichem Geruch. Meist verwendet man sie wie eine Blume zum Zimmerschmuck; sie ist aber auch eßbar. Mir behagte der Geschmack freilich nicht sehr. Zur Vorsicht genossen wir heute, wie jeden Abend, vor dem Schlafengehen Chinin. Meine Gefährten schnarchten

orkanartig, das Vieh brüllte, und ich verspürte als Vorboten eines kommenden Schnupfens Gaumenbrennen und konnte nicht einschlafen. Er stellte sich tags darauf auch ein. Ich nahm an, er werde mich nicht so kataraktenhaft wie wohl gelegentlich in Europa befallen. Im allgemeinen hat er mich auf dem amerikanischen Kontinent auch bei weitem seltener geplagt. Ich schloß mich aber doch von dem Vormittagsritt aus, den Groß und Rodriguez in aller Sonnenglut unternahmen. Dabei genoß ich die Vorfreude, unmittelbar vor dem Hause eine schwarze Kuh „schlachten“ zu sehen, von der ich wußte, daß sie schon seit gestern tot im Sumpfe gelegen habe. Das Fleisch pflegt zumeist in Streifen geschnitten, in die Sonnenstrahlung gehängt zu werden. So gedörrt (und erfreulich duftend) wird es nach und nach verzehrt. Die Nasgeier flogen von den benachbarten Bäumen in dunklen Haufen zum Schlachtplatze und balgten sich, wimmelnd und über- und durcheinander flatternd, gleich einer schwarzen, wogenartig beweglichen Masse um die Verteilung der Reste. Schon am Vormittag war rein nichts als ein kleines Schädelstück übrig geblieben, an dem einige der Schwarzköcke noch immer herumpickten. Nachts versammelten sich dann mehrere Kühe, wahrscheinlich Freundinnen der Verstorbener, an der Schlachtstätte und brüllten jämmerlich, wie lauter Klageweiber.

Die schmutzigen Kerle des Hinterhauses bewegten sich ohne Schüchternheit in unseren Räumen umher, nahmen in unseren Stühlen Platz usw. Selbst wenn ich mich ausziehen wollte, wichen sie zuweilen nicht, und ich konnte ihnen meine Wünsche bezüglich zarterer Diskretion durchaus nicht begreiflich machen. Am zweiten Tage brachte ein Soldat im Kanu die vergessenen Brot- und Zuder-

vorräte von San Carlos. Der Zucker besteht, nebenbei bemerkt, aus braunen Klumpen. Natürlich hatte jener die günstige Gelegenheit dazu benutzt, sich nach Kräften zu betrinken und wollte mich in diesem Zustande hartnäckig dazu veranlassen, den Fußkranken sogleich durch mitgebrachtes Sublimat zu behandeln und einen eben erst mühsam zustande gebrachten Verband abzunehmen. Ferner hatte er zwei Briefe an den Minister überbracht, die dessen Bursche ruhig öffnete, durchlas und dann mit Speichel wieder verklebte. Sämtliche anwesenden Leute nahmen dabei mit Interesse Kenntniß von dem Inhalt. Das war offenbar Landesitte, also mischte ich mich nicht hinein. Der eine Brief überbrachte die gute Nachricht, daß der Ingenieur Müller am Leben sei. Er war überhaupt nicht überfallen worden, sondern hatte sich, trotz langer Erfahrung, im Urwalde verirrt gehabt und das Lager nicht wieder finden können. — An diesem Tage waren auch Fische frisch gefangen worden; was nützte aber das bessere Material in solchen Händen? — Mit dem Schnupfen hatte ich mich geirrt — es ward doch Katarakt! Nach einer weiteren elenden Nacht fühlte ich mich noch elender. Und das mußte mir in diesem Fieberparadies passieren! Ich schluckte also die dreifache Dosis Chinin. So kämpfte ich mich durch.

Die „Managua“ war inzwischen wieder nach Castillo Viejo gedampft. Wir hatten ungefähr fünf Tage in dem Sumpfloch, genannt San Francisco, auszuhalten, bis sie uns wieder nach San Carlos zurücknehmen konnte. Auch Rodriguez' Befinden ließ in den letzten Tagen zu wünschen übrig. Wir erholten uns meist in einem am Waldrande des Potrero höher gelegenen, noch unfertigen Hause aus Holzstangen und trockenen Palmenblättern. Das ganze

war mit Lianen zusammengebunden. Auf der gestampften Diele hingen wir in einer windgekühlten Ecke unsere Hängematten auf. In der anderen wohnte bereits eine Arbeiterfamilie mit einem fieberkranken Kinde. Sobald die kühle Abendbrise eintrat, pflegten wir in Nichtachtung der Moskitostiche die abwechslungsreichen Potrerogründe hinter dem Hause mit gespanntem Feuerrohr zu durchstreifen. Das gewährte einen Genuß, der mich in der Erinnerung noch herzlich freut. Die nur teilweise entfernte Waldvegetation wies mächtige Ceibas und reizende Palmenarten auf, unter denen die erwähnte, häufig mit riesiger, gelber Fruchttraube beschwerte Corozopalme vorherrschte. Dazwischen weideten halbwild durch die Dickichte verstreut die Rinder- und Schweineherden. Beinahe hätte ich einmal auf eine zwischen Baumwurzeln liegende vermeintliche Bache Feuer gegeben, bis ich sie noch rechtzeitig als friedliche Ferkelmama erkannte. Sobald die Sonne sich rasch zum Untergang neigte, erhob sich ein Krächzen weit umher. Die grünen Loren — die Papageien — flogen schwärmend in Scharen zur Nachtruhe ein; desgleichen eine Menge der herrlichen und gewaltigen Lappas, der Aras, die wegen ihres leuchtend blauen und purpurnen Gefieders, mit den langen Schwanzfedern, zu den schönsten Vögeln des Urwaldes gehören. Die Loren verachteten wir; unser Ehrgeiz trachtete nach den Lappas. Trotz ihrer Größe wußten diese sich gut in den hohen, dichten Kronen zu verbergen, und da ihnen mit einem Schrotchuß in der Regel nicht beizukommen war, so verfeuerten wir nutzlos im hereinbrechenden Dunkel manche Kugel. Kreisend stiegen sie dann wohl auf, um sich kränkenderweise immer wieder in ihrem alten Baum niederzulassen. Nur einmal gelang es mir, einen schönen Burschen mit einem Schrot-

schuß zu bekommen. Ein Soldat balgte ihn mir aus, leider unvollkommen.

Freund Groß, der unermüdllich in seinen Viehsümpfen umherritt und stiefelte, brachte einen schwarzen, wilden Truthahn mit — hier Pavone (Pfau) genannt, dessen Federbarett er mir verehrte. Seine Versprechungen trafen sonst nie zu, und wir neckten ihn deshalb gründlich, ohne daß er dies im geringsten übel nahm. — Die Ungeniertheit der Hühner ging hier wieder sehr weit. Eines Morgens legte mir eins ein Ei ins Bett, worauf es mit befriedigtem Gegacker entfloh. Natürlich trank ich das Geschenk sofort aus, da die frischen Eier sonst in andere Magen als die unseren zu spazieren schienen. Am unterhaltendsten blieben mir immer die Nasgeier, die ich für sehr schlaue Tiere halte. Raßgeworden, hängen sie sich mit weit ausgebreiteten Flügeln in die Baumzweige geradezu zum Trocknen auf, legen sich auch wohl so in die Sonne auf's Gras. Ein Baum voll solcher aufgehängten Vögel gewährt ein sehr komisches Bild. Eine ähnliche Gewohnheit berichtet Schillings von afrikanischen Kormoranen.

Am 21. März wurden wir endlich aus San Francisco erlöst.





Über den Nicaraguasee nach dem Pacific.

Nochmals San Carlos. — Sumpfsjagden. — Der Seedampfer „Viktoria“.
— Auch eine Seeschlacht. — Zukunft der Nicaragua-Senke. —
Auf der „Viktoria“ über den See. — San Ubaldo, Ometepe
und San Jorge. — Westliches Kanalprojekt. — Der Mombacho.
— Die Stadt Granada. — Eine Fahrt mit dem Minister und
Fünzigkilo-Käsen im Gepäckwagen. — Der verrückte Loko-
motivführer. — Glückliche Ankunft in Managua. — Managuas
Straßen und das Hotel Lupone. — Die Deutschen in Managua.
— Dr. Rotschuh. — Der alte Herr Rodriguez. — Nach preußi-
schem Muster. — Abschied von Rodriguez. — Am Momotombo
vorbei nach Corinto. — Der Hafen von Corinto. — Hotel
Papi. — Nordamerikanische Durchreisende. — Prozession. —
Auf der „Hermonthis“. — Die peruanische Familie Pezet. —
Karfreitag. — Die deutsche Seemannsordnung und die Ge-
nossen. — Die Kosmos-Dampfer. — Abschied von Corinto und
in See nach Guatemala.

Also wieder einmal in San Carlos! Unsere „Ma-
nagua“ ward sonderbarerweise, ehe wir uns an die alte
Landungsbrücke legen durften, von einer Soldatenwache
besetzt. Ich konnte wieder auf eine recht üble Nacht
zurückblicken, deren Annehmlichkeiten in Chininschlucken,
Stichen zahlloser Moskitoz, Beschwerden infolge der un-
genießbaren Schiffsnahrung usw. bestanden. Am nächsten
Tage große Abgeschlagenheit bei noch größerer Hitze. Am

stillen Vormittag schrieb ich etwas, da ich mit Rodriguez an Bord geblieben war, während Freund Groß sich abermals zum Viehausuchen nach dem trefflichen San Miguelito eingeschifft hatte. Freudig von uns begrüßt, traf endlich mittags der See- und Schraubendampfer „Viktoria“ ein, der uns nach Granada bringen sollte. Er war weiß gestrichen, recht groß und sah nicht ganz nach Salzwasser, aber doch beinahe danach aus. Seine Eigenschaft als berühmtes „Kriegsschiff“ konnte man allerdings schwer entdecken. Ein Haufen zerlumpter Soldaten mit angefaßtem Gewehr (nur nicht durch Puzpulver!) prunkte auf dem Achterdeck, zu Ehren des bei uns an Bord befindlichen Kommandanten von San Carlos mit der eingesunkenen Nase. Daher also unsere Besatzung! Es ging eben alles streng militärisch zu. Die Kerle standen krummbeinig über eine Stunde so da, wahrscheinlich, um damit einen Begriff von der Notwendigkeit ihrer Existenz zu erhalten. Sonst lagen sie Tag und Nacht auf Befehl des Kriegsministers unter dem Sonnensegel auf dem geräumigen Achterdeck umher. Sämtliche Passagiere hatten sich, trotz des Fahrpreises 1. Kl., auf die schmalen Seiten neben den Aufbauten zu beschränken, unser Minister nicht ausgenommen; die tollste Maßregel, die mir je auf einem Passagierfahrzeug vorkam! Wie mir erzählt ward, sollte dies außer einer Sicherheitsverordnung — die „Viktoria“ ward allerdings während der Revolution fortgenommen, derweil die damalige Wache gerade von Bord spaziert war — eine Drangsalierung der Schifffahrtsgesellschaft bedeuten. Regierung und Gesellschaft vertrugen sich nämlich nicht, da letztere, zumal ein noch in der Leitung befindlicher Italiener, sich auf seiten der Revolution befanden. Die

Regierung sollte nun diesen Herrn hinausbringen, die Gesellschaft müde machen und die See- und Flußdampfer in eigenen Besitz bringen wollen. Wie dem auch sein mag, jedenfalls war der Passagier dabei durchaus nicht der tertius gaudens. Der Ärger über die Wegnahme des besten Platzes, natürlich hätte die Soldateska auf das Bordeck verlegt werden müssen, fand dann noch Vermehrung infolge der Odeurs dieser interessanten und nahen Nachbarschaft. Nach Tische schoß ich von Bord aus ein paar Vögel, darunter einen großen Sumpfvogel; konnte sie aber, obwohl wir hart am Sumpfe an der Brücke lagen, nicht bekommen. Eine Ente und andere Vögel, die dicht bei den fallenden Schüssen saßen, blieben ruhig an Ort und Stelle; ebenso eine Anzahl von Alligatoren, die sich auf einem Baumstamm gelagert hatten. Der Kapitän und ich feuerten wetteifernd in die Gesellschaft hinein; endlich gelang es mir, einen mit der Kugel herunter zu holen. Auch einen Haiisch bemerkten wir im trüben Wasser neben dem Schiff, und nachts sprangen dort offenbar sehr große Fische. Erstaunlich war die Energie kleiner Fische, die in Schwärmen nach einem umfangreichen Stück Fleisch bissen, das wir hineingeworfen hatten; sie schleuderten dies hin und her, bis es plötzlich von einem blitzschnell und in elastischer Eleganz dreinfahrenden großen Fisch auf einmal fortgeschnappt wurde. Trotz stinkendem Sumpfe, Alligatoren und Raubfischen badeten mehrere Burschen ganz ungeniert an derselben Stelle.

Am nächsten Tage siedelten wir auf die „Victoria“ über, wo wir wenigstens die „Staatskammer“ zum Hineinstellen unseres Gepäcks erhielten; ich schließ auch darin. Bei der „Abendmusterung“, zu der die Soldaten,

die sich vorher meist mit Kartenspiel unterhalten, bei Namen aufgerufen wurden, mußten sie scharf laden. Von einer Postenverteilung nahm ich nichts wahr. Sie legten sich dann ohne Unterlage zum Schlafen auf das Deck und verhielten sich ganz ruhig. Anders die nicht viel besser dreinschauenden Herren Borgesezten, die sich dicht an unsere Kabine hinlagerten und die halbe Nacht hindurch Gitarre kimperten und sangen. Rodriguez war wütend darüber, stand auf, sagte aber nichts. Ich konnte wieder ohnehin nicht schlafen; alle die heiteren Zerstreuungen der letzten Nacht wiederholten sich, nur ward die Wärme durch ununterbrochenen Regenfall noch lästiger. Da ich mich wegen der Moskitos nicht aus meiner Tüllverschleierung hinauswagte, war mein Nachtanzug bald so naß vom Schweiß, als ob ich mit ihm ins Wasser gefallen wäre. Dann trat im Gegenteil starke Erkältungsgefahr ein, da der Wind sich erhob und gegen Morgen immer kühler den Fluß hinaufstrich.

Unser Kapitän, ein alter Nordamerikaner aus Boston, galt für einen Griesgram, zeigte sich aber schließlich ganz zugänglich, verstand sein Handwerk auch besser als die übrigen Kapitäne, denen wir uns bisher anvertraut. Er war selber höchst empört über die Soldatenwirtschaft, hielt das Schiff so sauber, als es ging, schwärmte für frischen Ölfarbenanstrich und ließ gerade das Oberdeck weiß, die Laternen gelb anpinseln. Voll Unwillen zeigte er mir die im vorhergehenden Revolutionsjahre dem Dampfer zugefügten und noch immer nicht ausgebesserten Kugelspuren am Steuerrade, sowie in seiner Kabine. Nachdem die Aufständischen den Dampfer überrumpelt, hatten sie ihn gefragt, ob er zu ihnen übergehen wolle, und auf seine Weigerung hin ihn rücksichtsvoll in San Miguelito

ans Land gesetzt. Als Inländer wäre er natürlich ohne weiteres über den Haufen geschossen worden. Kojig, meinte er, sei seine Lage trotzdem nicht gewesen, da ganz San Miguelito geflohen gewesen wäre und er nicht das Geringste an Nahrung gefunden habe.

Nachmittags machte ich mit Rodriguez dem Doktor von San Carlos einen Besuch, einem wirklichen Mediziner, der indessen mehr durch seine Krämerei erwarb, in welcher er und die Frau Doktor eigenhändig die Kundschaft bedienten. — Den unterhaltendsten Punkt des Ortes bildete stets die Marina, eine grüne Land- und Sandspitze vor den Wällen und Gassenausläufen, wo die Frauen lustig und lustig im sanft- und langanrollenden Seewasser große Zeugwäsche betrieben, und wo eine Menge von weißen Reiher auf den Steinen saßen oder im Fluge mit den Inseln und dem jenseitigen San Juan-Ufer verkehrten. Hier durften sie nicht geschossen werden. Übrigens hatten wir dicht am Schiffe auch häufig schwarze Reiher gesehen. Da man von den Kerlen an Bord kein Boot bekommen konnte, um sie eventuell zu holen, hatte es auch keinen Zweck, auf sie zu schießen. Am Nachmittage vor dem Abfahrtstage gelang es Rodriguez endlich, ein Boot mit zwei Soldaten zu erlangen, worauf wir zur Jagd nach einer Bucht jenseit des Rio Frio fuhren, des einzigen größeren Zuflusses des Nicaraguasees, der sonderbarerweise dicht neben dem Beginn des San Juan, des einzigen Abflusses, mündet. Wir waren auf ihm früher schon ein Stück hinaufgerudert. Andere Zuflüsse kommen in größerer Zahl aus Costarica. Sie schneiden die Dreimeilenzone, durch welche Nicaragua listig Costarica von der Seeangrenzung ausgeschlossen hat. Diese ist gänzlich nicaraguaenisch.

Wir sahen eine Menge von Vögeln, Alligatoren und Haifischen. Ich schoß einen prächtigen weißen Reiher, eine Ente sowie einen großen, braunen, weißgefleckten Wasservogel, der *Correa* genannt wurde. Die letztgenannten Vögel fielen in den Sumpf, in dem wir uns stundenlang zwischen wunderschönen, weißen Wasserrosen hindurcharbeiteten, wieder eine rechte Fieberfabrik! Mit ihren Buschmessern bewaffnet, stiegen beide Soldaten zum Suchen der Beute nackt ins Wasser. Der eine zeigte dabei große Furcht vor Schlangen; ich fürchtete mehr ihr Versinken. Zwischen der Wasservegetation und dem überhängenden Baumdickicht ließ sich der *Correa* nicht mehr finden. Die Ente war wieder ruhig sitzen geblieben, nachdem der erste Schrotschuß die Blätter neben ihr fortgerissen; der zweite holte sie dann herunter. Man konnte übrigens nur aus ziemlicher Entfernung zum Schusse gelangen. Eine andere Entenart — sehr große, schwarze Tiere, Königsenten genannt, waren gewisiger und ließen uns nie herankommen; desgleichen warteten die weißen Reiher unsere Ankunft nicht ab, sondern flogen immer ein Streckchen am grünen Uferjaum weiter; jedesmal gerade so weit, daß ich (Rodriguez schoß nicht) die Rader nicht zu erreichen vermochte. Auf leise gleitendem Kanu hätte man mehr Beute machen können.

Statt an die Reiher bei den Inseln heranzukommen, fuhren wir uns im Schlamm fest, in Folge Eigensinns der Soldaten, die dafür wiederholt ins Wasser mußten, was sie dieses Mal der Haie wegen beide nicht gern taten. Erst bei Dunkelheit langten wir von dem immerhin interessanten Ausflug an Bord an.

Am nächsten Tage erhielten wir vom Kommandanten von San Carlos ein Kanu und einen Soldaten, worauf

wir in die hübsche, parkartige Landschaft des Rio Frio hinauspaddelten. Leider zwang uns Regen zur Umkehr, und dann hörten wir die wieder ankommende „Managua“ tuten, ein Zeichen, daß unsere Rückfahrt angetreten werden mußte. Ich hatte inzwischen einen grauen Reiher, zwei Correas und einen prächtigen Falken erbeutet. Die Einheimischen lieben das Correasfleisch; für uns ist es ungenießbar. Die Jagd auf die mächtigen Königsenten blieb abermals erfolglos.

Zuweilen tauchten Haie unmittelbar neben dem Kanu auf; mit Schrot auf sie zu schießen, hat keinen Zweck, und dem Kugelschusse, dem das schwankende Fahrzeug ohnehin ungünstig war, entzogen sie sich durch schnelle Bewegungen.

Herr Groß befand sich dieses Mal nicht bei uns an Bord, da er in einigen Tagen erst mit dem Segelschoner des französischen Grafen über den See zurück wollte; so fuhren der Minister und ich ohne ihn weiter. Ich habe ihn in Managua nicht mehr abwarten können und diesen eigenartigen, tätigen und auch gutmütigen und gastfreien Schwaben nicht wieder gesehen. Sehr hübsch war es, was er mir über seine Beteiligung an dem vorjährigen Seekampfe erzählte. Seiner Erzählung nach hat er eigentlich als „General“ die „Seeschlacht“ geleitet und gewonnen. Rodriguez gab Groß' Verdienste zu, meinte aber, bei dem Seekampfe selber sei er nicht gegenwärtig gewesen. Da man in Europa wahrscheinlich von dieser Episode aus dem letzten Revolutionskriege Nicaraguas wenig oder nichts gehört haben dürfte, so sei sie hier kurz erzählt:

Der Hauptschlag der Revolutionäre unter Leitung eines jungen Mannes, aus einer der nicht am Ruder befindlichen Familien, namens Emiliano Chamorro, hatte

in der erwähnten Wegnahme unserer „Victoria“, des einzigen größeren Seedampfers, bestanden. Dieser Flibustierstreich geschah im Seehafen San Ubaldo, den die „Victoria“ ahnungslos angelassen; ich glaube, ein paar Leute wurden von den Revolutionären, die sich als Zollbeamte oder dergleichen verkleidet herangeschlichen hatten, niedergeschossen. Der junge Chamorro, der auch kleine Geschütze herbeigeschafft zu haben scheint, beherrschte nun den See und damit einen großen Teil von Nicaragua. Die Festung San Carlos zitterte vor ihm. Dort lief der stellvertretende Kommandant, eben, wie erzählt, jener sprachkundige Herr, den ich mit dem Kognakrest beglückt hatte, in heilloser Angst davon. In dieser Not wurde Groß zum Retter, oder wenigstens mit zum Retter. Er ließ die „Managua“ mit Eisenbahnschienen panzern und dann armieren, ich glaube, mit ein paar kleinen Kruppschen und Maximgeschützen, dergleichen wurden noch ein paar Dampferchen ausgerüstet und die ganze Flotte begab sich mutig zur Aufsuchung der gefährlichen „Victoria“, die auch noch ein oder das andere kleine Fahrzeug bei sich hatte, auf den See hinaus. Für die Heckradflußdampfer war dies Stückchen besonders ehrenvoll, da sie bei aufkommendem See- gang sofort in die größte Gefahr geraten wären. Mitten auf dem See wurden die Rebellen angetroffen und sofort angegriffen, wobei sich ein etwa zweistündiges Feuergefecht entspann. Einem Flußdampfer ward das Heckrad zererschossen, einem anderen kleinen Dampfer explodierte durch einen Schuß der Dampfessel. Auf seiten des Feindes gab es mehrere Tote. Schließlich wurde die „Victoria“ genommen, womit Seeschlacht und Revolution ein Ende fanden. Ganz genau kann ich diese Einzelheiten nicht verbürgen, aber ungefähr hat es sich tatsächlich so ab-

gespielt. Groß sagte mir, Präsident Zelaya lese prinzipiell nichts Gedrucktes; er habe nicht einmal seinen eingehenden Bericht über die „Seeschlacht“ gelesen.

Groß hatte einen Teil des von den Nordamerikanern zum Nicaraguakanalbau bestimmten Maschinen- und Eisenmaterials angekauft, das am unteren San Juan ähnlich, wenn auch nicht in solchen Massen wie am Panamákanal, im Tropengestrüpp rostet. Unter Leitung eines italienischen Technikers ließ er daraus kleinere Dampfer fertigstellen. Daß die große Nicaraguasenke zwischen den beiden Ozeanen einmal eine bedeutende Rolle als Wasserverkehrsweg und in strategischer Beziehung spielen wird, erscheint mir trotz der sehr erheblichen technischen Schwierigkeiten, die sich zumal an der Atlantischeite bieten, sehr wahrscheinlich. Infolge des Kanalbaus durch den Isthmus von Panamá dürfte die Ausführung allerdings erst einer kommenden Generation zufallen; überflüssig wird sie durch den Panamákanal nicht, sondern im Gegenteil wichtiger. Ich brauche wohl nicht erst die Macht zu nennen, die von dort aus Kontinent und Weltmeere beherrschen will. Bedeutende Handelszentren werden sich dagegen hier kaum entwickeln, weil die Hinterländer als schmalere Gürtelländer nicht ausgiebig genug sind. Die neue und unbequeme Rolle, die das zur See starke Japan im Stillen Ozean spielt, wird aber jene Macht erst recht dazu bringen müssen, die für ihre Oststaaten durch den Isthmusburchstich bezweckten Hoffnungen auf den ostasiatischen Handel in jeder Weise zu schützen.

Nach mehrtägigem Aufenthalt stachen wir also endlich von San Carlos in See. Völl Neugier musterte ich die unbegrenzte Fläche vor mir. An Stelle des Rindviehs füllte ein malerisch-schmutziges Durcheinander von

Passagieren das untere Deck, und siehe da — mitten unter den Zwischendeckern hausten auch unsere beiden Señoritas vom San Juan, die sonst stolz mit uns primera classe gereift waren! — Eine angenehme Kühle herrschte. Sanft schaukelte der dahineilende weiße Dampfer auf der von seitlichem Winde schwach bewegten, hellolivensfarbenen Flut. Die Küste flach oder in gewellte Hügellinien übergehend; vor uns die bergigen Inseln, und dahinter fernverschimmende Bergzüge. Als wir uns der Insel San Barnardo näherten, stellte sich etwas höherer seitlicher Seegang ein, und das Schiff begann zu arbeiten. Der mächtige See umfaßt nämlich 8500 Quadratkilometer, also ungefähr den Flächenraum, den wir erhielten, wenn wir uns den Bodensee 16mal aneinander gelegt dächten. Rechts in nordwestlicher Ferne ragten die herrlichen Riesengegel der Vulkaninseln über die Kimm. Eine horizontale Wolkenhaube bedeckte ihre Spitzen. Erst schimmerte die niedergehende Sonne gelblich über Ometepe; dann färbten sich die Kegel matt stahlblau, ebenso die Wolken zwischen ihnen, unter denen das Sonnengold gedämpft durchbrach. Ein gleich stumpfer, dunkelblauer Ton breitete sich über die Seefläche. Abends stand der Mond im ersten Viertel am Himmel, ein intensiv blau- und orangefarbener Hof umzirkelte ihn, während die Sterne durch geheimnisvolle Verschleierung schwach hindurchglitzerten. Um neun Uhr abends erreichten wir den ersten Hafen, den von San Ubaldo.

Sobald wir an dem langen, hölzernen Pier anlegten, ward dieser stark militärisch besetzt. San Ubaldo ist Einmündungsort einiger der spärlichen Wege aus dem Innern, insolgedessen sich hier ziemlich zahlreiche Passagiere einschiffen. Unter der nicht unbedeutenden Ladung, die

wir von Bord gaben, bemerkte ich besonders Petroleum und Zement. In der Nähe liegt die große Vieh hacienda eines reichen Besitzers aus Granada; dieser hat auch die Landungsbrücke erbauen lassen. An Bord herrschte infolge der Neuankömmlinge großer Wirrwarr, namentlich unten, wo alles durcheinander schlief. Ich war froh, meine Koje zu haben. Nachts kreuzten wir den See zur Insel Ometepe hinüber, wo wir in dem Hafentort Moyo Galpa ein paar Stunden lang Holz für die Kesselheizung einnahmen. Im Nordteil, der sich unten flach ausdehnenden, bewaldeten Doppelinsel steigt der regelmäßig gezeichnete, vulkanische Konus empor, wie ich schon sagte, bis zur imponierenden Höhe von 5000 Fuß. Im Dämmer sah man die Wolken jetzt über und um ihn liegen, fast die ganzen Seiten hinab; dennoch wirkte der Anblick bedeutend. Der Madera lag ziemlich verhüllt im Frühnebel. Beide Inselhälften sind bewohnt; sie besitzen Tabak-, Kakao-, Zucker- und Kaffeekulturen. Jetzt dampften wir zum westlichen Festlande, wo wir den Hafen von San Jorge besuchten. Die Lajasmündung bei La Virgin, von wo der geplante Kanal den See mit dem Pacific verbinden sollte, liegt südlich San Jorge's. Hier wären Felsen zu durchschneiden und Schleusen, wie an der Atlantischeite, sowie ein Aufstau des Tolabassins und des Rio Grande zu bauen. Die Schwierigkeiten reichen aber lange nicht an die bei Panamá heran. Ausgangshafen würde Brito bei San Juan del Sur sein. Die Entfernung zwischen Greytown und Brito beträgt 272 Kilometer gegen 73 des Panamákanals.

Eine Fahrstraße mit Pferdebahn führt von San Jorge nach der alten Karikenstadt Nivas. Selbstverständlich hat man sich dies alles äußerst primitiv vor-

zustellen. Ich bemerkte starken Fruchthandel. Der Pier, auf den ein Schienenweg läuft, war nicht schlecht, aber er verfällt, da man zu faul ist, rechtzeitig Reparaturen vorzunehmen. Angeblich wollte die Regierung jetzt für Pierneubauten etwas tun.

Über die lange Brücke, wo die Fruchthändlerinnen sich recht malerisch gruppiert hatten, schritten Rodriguez und ich zum Ufer, um in der tüchtigen Brandung ein Morgenbad zu nehmen. Es war herrlich erfrischend, ein richtiges Seebad, wie etwa bei ausländigem Winde an den baltischen Küsten; nur der Salzgeschmack und -geruch fehlten. — Während der Weiterfahrt stampfte die „Victoria“ in der bewegten See gar nicht wenig, wobei sie ziemlich viel Wasser über das Borddeck nahm. Die Wirtenschaft auf dem unteren Deck ward insolge der ausbrechenden Seekrankheit so tragikomisch wie nur irgendwo auf dem Atlantic. Trotz siegreichen Sonnenscheins wollte es um Ometepe nicht klar werden. Wir dampften zwischen dieser und der Vulkaninsel Zapatera durch; links im Hintergrunde erhob sich der Vulkan Mombacho. Bei Umrundung Zapateras bekamen wir die See quer ein, was kurze, unangenehme Schlingerbewegung zur Folge hatte. Die an den Berghängen aufsteigende Vegetation der Trockenwälder bot in ihrer Dürre ein graues, schier winterlich nacktes Bild; dazwischen verstreut freundlichere Wipfel, die ihren grünen Laubschmuck behalten hatten; vielleicht mögen die Bäume auch streckenweise durch die vulkanischen Dämpfe abgestorben sein. Eine Stelle zeigt beständig völlige Kahlheit; das Volk behauptet, daß dort Diamanten lägen. Einen Moment tauchte im Einschnitt zwischen dem Berggipfel und einem kleinen Vorgebirge der Mombacho wieder auf. Wir umfuhren diese Spitze. Der schwarzfelsige,

niedere Uferwand unter den Büschen ward lustig von der Brandung umtanzt. Eine hügelige Küste schob sich heraus, die zum stattlich-kegelförmigen, von weißem Gewölk bedeckten Rombacho anstieg. Es war seine Längsseite, während die zuvor gesehene steiler abfiel; erstere zeigt, vom Norden geschaut, eine wundervoll geschwungene Linie. Eine Insel, ein wenig an Isola bella erinnernd, lag an seinem Fuße; dann folgte ein ganzes Gewirr dem Ufer vorliegender Inseln, die von Wasserarmen nebartig durchschlungen waren. Die Fahrt durch diese natürlichen Kanäle soll hohen Reiz besitzen. Im Winkel der mäßig hügeligen Uferbucht erhoben sich nun die Kirchen und Häuser der Stadt Granada, unseres Endzieles, recht anmutig zwischen Baumkronen. Weit dahinter reckte sich an dem nur durch eine schmale Landenge vom großen Nicaraguasee getrennten und durch das Flüsschen Tipitapa verbundenen nachbarlichen See von Managua der rauchende Vulkan Komotombo ins Blau. Nach jahrelangem friedlichen Verhalten sollte er mehrere Monate später mit einem furchtbaren Ausbruch aufwarten. Er wäre mir interessanter gewesen, wenn er sich diese Ungebührlichkeit bereits während meiner Anwesenheit gestattet haben würde. An das flachere, westliche Land schlossen sich nach Norden dann mehr Berge an, während nach Osten zu, in der Richtung, aus der wir gekommen, mein Abschiedsblick zum See noch einmal ins Unbegrenzte streifte.

Am frisch grünenden Strand brandeten die Wellen; auf der stattlichen Landungsbrücke, neben der viele Fahrzeuge sich schaukelten, herrschte lebhaftes Empfangstreiben. Unter dem üblich schmutzigen Volk bemerkte man schon besser gekleidetes Publikum. Eine doppelte Postenkette von Soldaten war nach Verlassen der „Victoria“ zu passieren

und hinter dieser fand eine scharfe Gepäcdurchsuchung statt. Wenn mein Minister mein Gepäcd, und vor allem das Gewehr, nicht wieder als sein Eigentum mit hindurch genommen haben würde, säße ich vielleicht noch heute hoffnungslos auf dem Pier von Granada; wenigstens hätten sich Belästigungen und Schwierigkeiten aller Art meiner Weiterreise entgegengestellt. Doppelt dankbar pries ich jetzt den Glücksfall, der mich gleich beim Betreten des dürftig zivilisierten Landes in die Arme einer so liebenswürdigen Respektsperson geführt hatte!

Die Stadt Granada, die sich so hübsch ausnahm, vom Nicaraguasee aus betrachtet, verlor in der Nähe sehr an Reiz: Unansehnliche Häuser, breite, langweilige Straßen, deren Sand uns ins Gesicht gesegt wurde. Der weit draußen liegende, über und über rot gestrichene Bahnhof war nur eine Wellblechattrappe. Bahnhöfe sind ja auch in diesem Lande eine angenehme Sache, wenn schon sie hier wie etwas noch ganz und gar nicht Hergehöriges wirken. Leider sind sie denn auch danach! Die Industrie der Obstweiber hatte sich aber doch bereits in der Perronhalle entwickelt. Die verschmutzten Wagen waren durch ein ihnen durchaus entsprechendes Publikum überfüllt; was in der primera classe saß, wirkte genau so negerhaft, wie das in der zweiten oder dritten. Der nicaraguensische Gesandte in Washington saß mitten darunter. Glückliche Demokratie! — Mein Minister war aristokratischer. Wir mieden das schwitzende, dunkle Gemenge seiner Landsleute und fanden Platz — im Gepäcdwagen, wo es leidlich kühl war. Honoris causa erhielten wir zwei Stühle vor einen Stapel dustender, im Lande gemachter Fünzigkiloläse hingestellt. Herr Rodriguez sagte mir, gleichmütig-tröstend: „der Lokomotivführer ist ver-

rückt; ich werde ihn aber vorher ins Gebet nehmen, damit er seine Leidenschaft, bei den bedenklichsten Kurven am unbedenklichsten Dampf zu geben, ein wenig zügelt. Verwarnt worden ist er schon mehrmals.“ „Was ist es für ein Landsmann?“ „Ein Nordamerikaner.“ „Warum schicken Sie ihn denn nicht fort?“ „Ja, es ist eben nicht so leicht, einen Erbsatz zu bekommen.“

Und in der That, mit einem verrückteren Lokomotivführer bin ich niemals gefahren. Das ins Gewissenreden hatte keinen Heller genützt. Manchmal standen wir ohne ersichtlichen Grund (einmal war übrigens das Brennholz ausgegangen) fast still, dann jagten wir im Schnellzugtempo dahin und, wie der Minister vorausgesagt, just an den für den schweren Zug schwierigsten Kurven. Alles flog hin und her, ruckte und knackte; der Gepäckbeamte in unserem Wagen zitterte ganz offenbar für sein Leben, und wenn es auch nicht so schlimm ward und die jeden Moment zu erwartende Entgleisung nicht eintrat, so brachen wir doch sowohl die hintere, wie die vordere Kuppelung unseres Wagens, worauf jedesmal gehalten und eine Notverbindung aus Ketten hergestellt wurde. Und dabei zwei Minister im Zuge! Darauf mache sich einmal einer in Europa einen Vers!

Mein Freund meinte ärgerlich: „Jetzt muß er's aber mal wirklich ordentlich haben! Ich werde Herrn Wießt in Managua (ein Deutscher, der kürzlich die Bahn gepachtet hatte) sagen, der Mann müsse sich nach allen Strafen endlich ändern oder entlassen werden.“ Von der neuen Regie des Herrn Wießt wurde überhaupt viel erwartet; ich wünsche und denke, daß dies nach Möglichkeit eingetroffen sein wird.

Die ganze Fahrt bot landschaftlich wegen der ent-

selblichen Dürre wenig Fesselndes. Andernfalls wären die Potrereros mit minder abgemagertem Vieh gewiß recht hübsch gewesen. Ich verlor alle Lust, mich in dieser traurigen Jahreszeit weiter in West-Nicaragua umzusehen.

Mit unerwartet heilen Gliedmaßen langten wir also zu unserer Erleichterung endlich in der Hauptstadt Managua an. Ein schöner Sonnenuntergang verklärte den Managuasee, der ein wenig an den Genfer See mit dessen Savoyer Ufer erinnert, und, obwohl klein gegen seinen Nachbarsee, auch ungefährl die Größe des Lac Lemau besitzen mag. Am interessantesten war der Blick auf den Momotombo.

Managua hielt alles, was ich mir nach den bisher gesehenen Proben von der Hauptstadt des Landes versprochen — ich ging also keiner Enttäuschung entgegen. Zunächst empfing uns nach Passieren schlechter Hütten und des Elektrizitätswerkes — wahrhaftig, elektrische Beleuchtung hat diese uneinladende Capitale doch schon! —, ein höchst armseliger Bahnhof, in dem wir meines Gepäcks halber geraume Zeit in übelduftendstem Gedränge herumzustehen hatten. Fuhrwerk gab's. Als unsere Zungen aber eine der schlecht gehaltenen Droschken bekommen hatten, nahm ein anderer Kompatriot sie ohne weiteres für sich in Beschlag und fuhr mit ihr davon. Das ist wieder landesüblich, und mein Minister regte sich weniger über diese Unverschämtheit auf als ich. Endlich erwischten wir noch die letzte, d. h. besetzt war sie schon, doch ward uns Gastfreundschaft (die ich oder mein freigebiger Freund nachher wahrscheinlich in Bausch und Bogen allein bezahlt haben) gewährt.

Zunächst gewährte ich nur häßliche, sandige Straßen, worauf wir vor dem Hotel Dupone hielten. Dieser

italienische „Große Wolf“ bot wenigstens Besseres, als man hier hätte erwarten sollen. Erschütternd war es nicht, immerhin ein Hotel, in dem ein zivilisierter Mensch es aushalten konnte. In dem Gärtchen vor der Tür lungerte eine hoffnungsvolle Schar kleiner, Stiefel putzender und Zeitungen verkaufender, zerlumpter Bengel umher. Diese, übrigens ganz amüsante, industrielle Proletarierbande fehlt in keiner amerikanischen Stadt von einiger Bedeutung. Wer nicht barfuß oder in Lachstiefeln geht, legt auf den blankgewischsten Zustand seiner Fußbekleidung den höchsten Wert. In Managua heißt das freilich einfach Geldverschwendung für ein unerreichbares Ideal, denn schon bei den ersten Schritten in die Saharas der Gassen sieht der Schuh genau so ungeputzt aus, wie eine Minute vorher.

Ich erhielt in dem langgestreckten Hause ein großes, nach einer Seitengasse führendes Zimmer zur ebenen Erde. Der Preis, mit Mahlzeiten, betrug 18 Pesos (ca. 11 M.) Heiß war es aber auch, und Moskitos beherbergte es in überflüssigen Mengen. Im Vorbeigehen warf ich einen Blick in den Salon, wo ich eine Probe der landesüblichen Möblierung „guter Stuben“ erhielt: nämlich eine in zwei Reihen symmetrisch aufgebaute Folge von Schaukelstühlen, sechzehn an der Zahl. — Am Abend machte ich noch einen Spaziergang, wobei ich mich meist auf das Sandwaten angewiesen fühlte, denn die Trottoirs an den Seiten, sehr schmal und hier einen Meter oder mehr über den Damm ragend, waren zumeist durch Señoras in Schaukelstühlen besetzt. Ich hätte also nur die Wahl gehabt, jeden Augenblick einen Sprung ins Dunkle zu tun oder über Señoras und Schaukelstühle hinweg zu voltigieren. Beides erschien mir inopportun. Wieder be-

merkte ich so manche ihre Zigarette rauchende Dame, während man sonst im spanischen Amerika, entgegen der Anschauung in Europa, fast niemals rauchende Damen sieht.

Am nächsten Morgen besuchte ich meiner Gefplogeneheit gemäß zunächst den Konsul, der hier kaufmännischer Vizekonsul ist, da das deutsche Berufskonsulat, mit dem früher Managua beehrt ward, ja nach San José di Costarica verlegt wurde. In Managua behauptet man, dessen zentrale Lage sei die weit entsprechendere gewesen. Aber Costarica ist doch wohl wichtiger, zumal dort der Reichsvertreter die schönste Gelegenheit hat, zu beobachten, wie Nordamerika alles Europäische nachdrücklich aus Zentralamerika hinausmanövriert. Außerdem kann ich als mitfühlender Mensch dem Konsul seinen Umzugsdrang nach freundlicheren Gefilden nicht verdenken.

Aber der Deutsch-Nicaraguenser liebt selbst sein Managua und nimmt es eifrig gegen Kritik in Schutz. Das erscheint auch löblich, und to make the best of it, wenn man einmal in irgendeinem fernen Erdenwinkel leben muß, ist auch nur klug. Die Lobpreisungen der sanitären Verhältnisse, die ich hörte, schienen mir etwas optimistisch zu sein. Wie ich in den Zeitungen las, hat in den Monaten nach meiner Anwesenheit das gelbe Fieber dort recht ungemütlich gehaust. In Nicaragua, resp. Managua, gibt es ziemlich viele deutsch-amerikanisch jüdische Firmen. Diesen soll es ganz gut gehen, während sonst über das Geschäft vielfach geklagt ward.

Unser Vizekonsul, Dr. Rotschuh, ist Arzt und Apotheker. Er und seine deutsche junge Frau nahmen mich sehr liebenswürdig auf. Dann lernte ich, zu meinem Bedauern nur kurz, einen deutschen Naturwissenschaftler, Dr. Mierisch kennen, der als offizieller Landesgeometer

amtierte. Ich hätte viel von seiner reichen Erfahrung lernen können. — Leider, leider machte sich auch in Managua die unglückliche deutsche Uneinigkeit geltend; sie hatte zur Bildung von zwei sich grollenden Lagern geführt, wodurch bisher die Gründung eines die kleine Kolonie zusammenführenden deutschen Klubs unmöglich wurde. Nun ist es freilich auch im Auslande niemals ohne weiteres möglich, die Kluft der politischen und sozialen Unterschiede, die in der Heimat trennen, auszufüllen. Beim besten Willen gibt es da unumschiffbare Klippen. Aber nach außen hin ein Bild der Einigung zu bieten und diese in national gemeinsamer Spitze geltend zu machen, ist ein erreichbares Ziel, das auch überall, wo deutsche Landsleute zusammen wohnen, unbedingt erreicht werden müßte. Im Auslande muß man den sonst verstandesgemäßen Satz: erst Mensch und dann Deutscher! gelegentlich umkehren können und sagen: erst Deutscher und dann Mensch! Tut man dies rücksichtslos, ohne Nebengedanken, so wird man sehen, wie merkwürdig rasch sich diese Begriffe decken, während man bei der ersteren Betonung ewig in Rechthaberei, Empfindlichkeit und internationaler Verschwommenheit stecken bleibt. — Übrigens wollte ich hiermit keineswegs gerade Managua eine Strafpredigt halten, denn darin gesündigt wird traurigerweise fast überall, soweit die sonst so trauliche deutsche Zunge klingt.

Die wenigen Ladenstraßen waren bequemer und leidlich gehalten; daß sie elektrisch beleuchtet sind, sagte ich schon. Der fürchterliche Sand machte nur alle Auslagen, Hausfronten usw. staubig und unansehnlich, sonst wäre mir manches vielleicht manierlicher vorgekommen. Während der heftigen Güsse der Regenzeit sollen sich zuweilen

die Sandbetten abfallender Straßen in reißende Fluß-
 bette verwandeln; dann mögen die hohen Trottoirufer
 erwünscht sein.

Sogar eine deutsche Buch- und Papierhandlung gab
 es in Managua. Ein nordamerikanischer Photograph ver-
 kaufte Photographien, diese aber waren so schlecht und
 teuer, daß ich trotz einer sehr einnehmenden Photographen-
 tochter auf den Erwerb verzichtete. Meinen am San
 Juan erlegten Arras hatte ich bisher ungeachtet greulichen
 Geruchs und unfreiwilliger Käfersammlung im Koffer in
 selbstbewunderndem Jägerstolz immer mitgeschleppt. Jetzt
 ließ ich den Balg bei Dr. Rotschuh noch einmal gründlich
 mit Arsenik vergiften, und als auch dies nichts half,
 beugte ich mich betrübt der Nothwendigkeit, mich bis auf
 Flügel und Schwanz von meiner Trophäe zu trennen.
 Der ostpreußische Provisor tröstete mich durch das Ge-
 schenk einer Schlangenhaut.

Am nächsten Tage war Palmsonntag. Die Straßen
 sowie die darin wandelnde Menge prangten in heiterem
 Fuß; die Priester sahen violettbunt, die Leibwache-Sol-
 daten (in Stiefeln!) blaurotgold wie Zirkusaffen, die
 Kinder auch bunt, doch bei weitem niedlicher aus. Überall
 bemerkte man Schilfgräser und geweihte Palmen in den
 Händen. Die Strandstraßen am Managuasee, die ich in
 Augenschein nahm, machten sich weniger lieblich. Auf
 dem tiefer gelegenen nahen Strande einige frische Wasch-
 szenen, dann aber wieder schmutziges Vorland unterhalb
 der hohen, mit Unkraut überwucherten Erdböschung, an der
 sich verwahrloste Holzhäuser hinzogen. Allerlei intime,
 mit gewissen kleinen Tierchen zusammenhängende Fa-
 milienzenen auf baufälligen Treppenstufen, und Señoras,
 mit aufgelösten Haaren und in weißen Nachtjaden, in alten

Schaukelstühlen sich räkelnd. Vor ihrer Nase, aber von den schaukelnden Señoras nicht im mindesten beachtet, zwischen Sand und Unkraut ein sterbendes Pferd, umgeben von einer schwarzen Schar von Nasgeiern. Dann und wann hüpfte einer der in stoischer Gemessenheit wartenden Gefellen heran und probierte, ob er schon ungestraft die Augen aushacken könne — mit welchem Lederbissen nämlich jede solche Geiermahlzeit beginnt. Das arme, verlorene Tier hob dann abwehrend den Kopf und schlug unter Aufbietung seiner letzten Kräfte um sich, und der Geier zog sich ruhig wieder zurück. Kann es sich nicht mehr wehren, wird ihm nach Aushacken der Augen sofort der Bauch ausgefressen. Mir ward der Anblick peinlich, und ich schritt weiter, ohne das Ende der Tragödie aus dem Tierleben abzuwarten.

Den Präsidenten, einen früheren Advokaten, lernte ich nicht kennen, nur seinen Schwager und Privatsekretär, der sich sorgfältig kleidete und sich mit Stolz als geborenen Pariser bezeichnete. Die Gemahlin des Präsidenten ist eine Belgierin. Die deutschen Damen scheinen wenig Verkehr zu haben. Die minder Gebildeten nehmen auch rasch Kreolengewohnheiten an. Enge Freundschaft mit einheimischen Familien spinnt sich sonst fast niemals in diesen Ländern an, selbst bei Verschwägerungen bleibt bei der ersten Generation in der Regel etwas Trennendes bestehen. — Die ganz einfachen Leute verschmelzen leichter miteinander.

In der geräumigen, wohlmöblierten, deutschen Wohnung des Dr. Rotschuh fielen mir auch einige Konzeptionen an die Landesüblichkeit auf, wie Schaukelstühle und Spucknapfe, ohne die man einheimischen Besuch wahrscheinlich gar nicht aufnehmen kann. An den dunkelgetäfelten Holz-

wänden hingen gute Bilder; die Kassettierungen der Decke waren mit ventilirender Leinwand ausgefüllt. — Noch erheblich einfacher sah es in dem elterlichen Hause des Herrn Rodriguez aus, in das er mich einführte, um mich seinem Vater, der früher den Gesandtschaftsposten in Washington bekleidet hatte, vorzustellen. Der alte Herr war offenbar ein Mann von Bildung und ausgebreiteten Kenntnissen; daß er einen zweiten Sohn in Deutschland, und zwar zurzeit in Marburg studieren ließ, nahm mich noch mehr für ihn ein. In unserer englisch geführten Unterhaltung mied er die Politik, während sonst hier allabendlich politisiert zu werden schien. Allabendlich kam auch — in Hemdsärmeln — ein alter Hausfreund, der jetzt ebenfalls zugegen war. Die Bewirtung bestand in einer im Hause selbst angefertigten Zigarre. Dabei war der Sohn, wie gesagt, stets geneigt, sich gastfreundlich zu bezeugen. Aber diese Einfachheit ist Landesitte, wenn auch vielleicht Vermögenseinschränkungen öfter mitspielen mögen. Wir saßen an einem Ende des langen, mit Gewächsen bepflanzten Patios, die Damen des Hauses am anderen. Sie beteiligten sich nicht an der Unterhaltung, und ich wurde ihnen — auch nach Landesitte oder weil sie nur spanisch sprachen — nicht vorgestellt. Der alte Herr schenkte mir eine getrocknete Pflanze, aus der die Indianer ein geheimes Gegenmittel wider Schlangengift bereiten.

Die Frau des bei San Miguelito verloren geglaubten Ingenieurs, Herrn Müller, die mit einer dreizehnjährigen Tochter allein oben im Orte Saratoga wohnte, von wo man einen prachtvollen Blick auf beide Seen haben soll, wollte ich erst mit Empfehlung aufsuchen, kam aber nicht mehr dazu, da ich ungeduldig war, meinen Kosmos-

Dampfer nach Norden zu erreichen. Hätte ich geahnt, wie lange er säumen würde, hätte ich ungeachtet meiner Nicaraguamüdigkeit doch noch die lohnende Partie gemacht. Die Bahn oben hinauf führt durch einen erloschenen Krater. Allein auch die Bahn nach dem Hafenorte Corinto zieht sich durch einen solchen.

Traf ich auch Freund Groß nicht wieder, so doch den San Juan-Reisegenossen Herrn „Tschammerlein“. Wie mir erzählt ward, hätte der Nordamerikaner mit Hilfe eines früheren Ministers die Regierung zum Bau einer zwecklosen Küstenbahn von Bluefields aus veranlaßt gehabt. Die Regierung wünsche daher, ihm jetzt Abzüge zu machen, habe aber Angst vor einem Konflikt mit Washington.

Auf den Bahnen sah man überall Truppen, die an die Grenze von Honduras sollten. Der drohende Kriegszug ist später nicht zur Ausführung gelangt. Die gewöhnlichen Soldaten, allerlei angeworbenes Volk, sehen, wie ich schon hervorhob, nicht so farbenprächtigt aus wie die Leibtruppe des Präsidenten, sondern laufen meist zerlumpt und barfuß. Dennoch sind sie im Buschkampfe keine zu verachtenden Gegner. Der Präsident soll einmal die Absicht gehabt haben, nach berühmten Mustern preussische Offiziere als Lehrmeister zu gewinnen. Diese Idee ist am Geldpunkte und an einigen anderen Punkten gescheitert. Ungefähr hundert Kadetten, nach deutschem Reglement geschult und uniformiert, sollen Lobenswerthes leisten. Gesehen habe ich sie nicht.

Als ich abreiste, begleitete mein Freund Rodriguez mich zum Bahnhofe und besorgte mir auch alles. Zum Verlassen Nicaraguas bedarf man eines Erlaubnispasses der Regierung. Da just Feiertag war und niemand vorher an den Paß, von dessen Notwendigkeit ich nichts wußte,

gedacht hatte, wäre ich beinahe sitzen geblieben. Herr Rodriguez vertraute mich dann noch einem anderen Nicaraguenſer an, der auch unterwegs beſtens für mich ſorgte. Ein deutſcher Geſchäftsreiſender im Zuge gab mir ebenfalls Rat, ohne gerade die freundliche Hilfsbereiſchaft zu äußern, wie der fremde Nicaraguenſer. Herrn Rodriguez aber werde ich, als eines beſonders liebenswürdigen Mannes, gern ein ſtetes freundliches Andenken bewahren.

Wir fuhren durch den intereſſanten Krater, unterhalb deſſen Außenwand man den Managuaſee blauen ſieht, und am Fuße des rauchenden Momotombo vorbei. Ohne die Dürre wäre die Landſchaft zweifellos ſehr feſſelnd geweſen. Die Paſſagiere ſchienen mit Vorliebe Hähne und Hühner zur Geſellſchaft mit ſich zu führen. Unterwegs ſpeiſten wir einmal auf einer Station, während die Schweine ſich zu unſeren Füßen im ſchwarzen Sumpfe wälzten. Die alte Landeshauptſtadt Leon machte ebenfalls keinen ſehr einladenden Eindruck. Je mehr wir uns aber Corinto näherten, deſto erfreulich grüner ward die Vegetation wieder.

* * *

Der Haſenort Corinto, der wichtigſte der Republik Nicaragua, liegt, von Mangroven geſäumt, an der Spitze einer niederen Inſel. Auf primitiver Holzbrücke kreuzt der Schienenweg, der übrigens nicht ſo ſchlimm war, wie der von Granada nach der Hauptſtadt, den breiten Waſſerarm zwiſchen Inſel und Feſtland. Ringsum nur Sumpf. Es war ſchon dunkel geworden, die als Schaffner fungierenden ſchmutzigen Kerle ſchloſſen obendrein die Läden, ſtatt Licht anzuzünden, wahrſcheinlich, um bei der Ankunft nichts mehr tun zu brauchen.

Ich gewahrte nun den leicht brandenden Stillen Ocean wieder, den ich seit Panamá nicht mehr gesehen. Eine öde Strandvegetation auf schmaler Nehrung, dann Verbreiterung des Landes und dichter werdender Baumbestand, endlich Corinto unter Kokospalmen! Bei der Gepäckauffertigung hieß es: Geduld! — Auf sehr urwüchsigem Bretterpfade, über sumpfigem Boden gelangte ich endlich in das „Hotel“ Papi.

Das Hotel befindet sich in einem jener langgestreckten, von Beranda oder Galerie umgebenen Holzhäuser, die den kleinen, doch keineswegs unbedeutenden Geschäfts- und Hafenbezirk Corintos ausmachen; dazu zählen das Zollamt, einige Dampfschiffsagenturen usw. Weiter ab befindet sich eine große Holzkaferne, wo auch der Kommandant wohnte. Die rückliegende Stadt, vielmehr Dorf, besteht aus flachen Grasstraßen, die von Holzhütten gesäumt werden; ein paar weißgestrichene Holzkirchen, leidlich stattlich im Grün dazwischen. Wenn es regnet, benutzt man die meist reparaturbedürftigen Holztrottoirs, die zugleich oft Veranden sind. Das Ganze sieht wegen der vielen Palmen, Mangos, Brotfrucht bäume, rotblühenden Hibiscussträucher und sonstigen Blumen hinter den haufälligen Gartenzäunen gar nicht so übel aus. Die dunkelfarbige Bevölkerung lebt faul und ungeniert. Nasgeier, Hühner, Schweine, Hunde und mehr oder weniger nackte Kinder beleben Gras und Pfügen.

Der Hafen von Corinto gehört zu den wenigen geschützten der Westküste; dies wird ihm immer eine gewisse Bedeutung sichern und erklärt das relative Aufblühen des Ortes. Von den pacifischen Küstenlinien, der nordamerikanischen Pacific Mail Steamship Co., der englisch-chilenischen Compania Sudamericana de Vapores und Pacific

Steam Navigation Co. und dem deutschen Kosmos regelmäßig und häufig angelaufen, zeigt der Hafen ein recht belebtes Bild. Am kümmerlichsten präsentierte sich das nicaraguensische „Kriegsschiff“, das dort die Obliegenheit als Wachtschiff erfüllt. Laden und Löschen geschieht durch Leichter. Im ganzen wird es hier pünktlicher und besser gehandhabt, als in den Häfen der anderen, sonst vorgeschrittenen Republiken Zentralamerikas.

Die Szenerie ist hübsch, ja bei günstiger Beleuchtung sogar großartig. Das Monotone der Mangrovenbüsche ringsum ermüdet freilich.

Eine Reihe von flachen, nur am Ausgange etwas gestreckte, felsige Erhebung zeigenden Inseln bilden den Hafen. Von einigen Punkten schaut man zwischen ihnen auf umbrandete Öffnungen zum Ozean. In das niedrige, grüne Vorland der Küste schneiden Hafensbuchten und Mündungsarme von Wasserläufen, ein reiches Gebiet für Wassergeflügel. Die von den Seeleuten hier gern ausgeübte Jagd hat schon manchem das Fieber gebracht. Im Halbkreise des Hintergrundes aber eine Kette malerisch geformter, zwei- bis fünftausend Fuß hoher Berge — Vulkane —, die sich theils näher zaden, theils in der Ferne verlieren: im Norden der minder ansehnliche Regal des Consequina, an den sich der schräg abgestumpfte des Viejo, des „Alten“, der alle überragt, anschließt, worauf bis zum Momotombo ein halbes Duzend anderer der gelegentlich ungemütlichen Gefellen folgen. Im Waidunst sieht man dann südwärts vom Mombacho Madera und Ometepe nebeln.

Es gibt hier also etwas fürs Auge; aber heiß und ungemütlich wohnt es sich in Corinto. Ich gedenke der

Tage, die ich im Hotel Papi zubringen mußte, nicht mit Wohlwollen.

An jenem Abend traf ich in der unteren Schenkstube eine Schar hemdsärmeliger Männer beim Domino. Der hemdsärmeligste war der dicke, rotschnurbärtige Wirt selber, ein Italiener, Lotse und Wirt, der es hier nicht zum Gemütsmenschen, aber zu einem stattlichen Vermögen gebracht hat. Außerdem traf ich ein paar Deutsche, darunter den Agenten der Kosmos-Linie, der sich freilich als Engländer bezeichnete, und dessen helle Stimme man überall hörte, sowie seinen deutschen Schwiegervater, Herrn Schmidt, wohl einen der ältesten Ausländer in Nicaragua; mit seinen 75 Jahren lieferte er den Beweis, wie schließlich auch die Tropen den Menschen konservieren können. — Die bedienenden Boys benahmen sich nicht übermäßig freundlich, was in diesen Ländern ihre gewohnte Art ist, zumal dem Fremden gegenüber.

Die besseren Zimmer im Parterre waren von Familien, „Badegästen“ aus Managua oder Leon, besetzt, Leute, die sich ordentlich kleiden, sonst aber geringe Ansprüche erheben. Oben befand sich eine Reihe von Holzverschlägen, etwa wie lichtlose Badezellen, mit hartem Bett und wenig außerdem; doch führten sie zu der nahen Veranda. Hier konnte man in der Hängematte liegen, den Hornsignalen auf dem Kriegsschiff und der fernen Brandung lauschen, ausblickend zur vollen Mondscheibe, während der rote Schein des Wetterleuchtens über dem Pacific aufzuckte. Meine Nebengenossen erweckten mir wenig Vertrauen, so daß ich, wohl ganz mit Unrecht, nachts meinen Revolver neben mich legte. Verschließen ließ sich nichts, und ich trug ziemlich viel Geld bei mir. In der Nacht hatte ich auch meinen Schreck, wahrscheinlich

ebenso überflüssig und nur wegen der Revolverstim-
mung. Ich erwachte durch ein Geräusch an der Thür
— und sah deutlich etwas Helles an meinem Bette vorbeigleiten. Zuerst sträubte sich mein bescheidener Haarrest ein wenig, und die Finger tasteten nach dem Revolver. Dann beruhigte ich meine Nerven und schließ auch bald wieder weiter. Wodurch die geheimnisvolle Bewegung erzeugt ward, das bekam ich nicht heraus. Vielleicht hat das Mondlicht sie mit bewirkt, vielleicht war wirklich ein Nachbar auf den Beinen.

Auch der Speisefarte des Hotels Papi konnte ich keinen Geschmack abgewinnen und den kulinarischen Erzeugnissen selber erst recht nicht. Freilich, ganz so schlimm, wie auf dem San Juan, ging es nicht her. Hof und Küche waren sehenswert, wenschon kaum im appetitanregenden Sinne. Im weiten, von niederen Gebäuden eingefassten Hofe, auf dem ein paar schöne Palmen ihr Gefieder ausbreiteten, fiel der Blick zunächst auf das übliche Gewimmel von Aasgeiern, Geflügel, schwarzen Schweinen, Hunden usw., alle aus gemeinschaftlichen Trögen sich nährend. Daneben die Küche, nebst Brunnen und Aufwasch unter einem Vordach. Hier walteten die lieblichen, schwarzen Maide der Küche, und während sie unsere Teller und Tassen spülten, saßen die widerwärtigen Aasgeier auf dem Rand des Aufwaschtroges und deponierten ins Aufwaschwasser vieles, was nicht dort hinein gehörte. Aasgeier flatterten und standen ein- oder zweibeinig auch ringsum auf allen Firsten der niederen Ziegeldächer. Sie mußten hier also Reichliches für den krummen Schnabel finden. Tags plagte eine Menge von kleinen Stechfliegen und Moskitos diejenigen, in deren Adern noch kein dünn gewordenes Tropenblut rollte. Diese

Tierchen sind Feinschmecker. Nachts war es in den Kammern rattenbelebt, doch kühl und moskitofrei. Dafür fand ich eines Morgens eine stattliche Zede an meinem Halse.

Am ersten Morgen kam die „Numantia“ der Hamburg-Amerika-Linie, die nach Guayaquil ging, in den Hafen; am liebsten wäre ich gleich mit ihr gefahren, allein mein Ziel lag nordwärts. Dann langte auch einer der wenig schön aussehenden nordamerikanischen Dampfer, die Südamerika mit Panamá verbinden, an. Das Wohnen an Bord dieser Dampfer soll leidlich sein, die Nahrung höchst unleidlich. — Der Agent „hoffte“, daß mein Dampfer in zwei Tagen kommen werde, und ich seufzte. Inzwischen suchte ich mir die Zeit mit Schreiben und Spaziergehen zu vertreiben, auch badete ich, obwohl das Wasser bei Ebbe recht schmutzig war. Den Ort schmückte Osterfestzierat: drinnen in den Hütten allerlei bunte Papiergeschichten, draußen Holzkreuze und Palmenzweige. Neben einer Holzkirche, aus der ich abends ein ganz beunruhigendes Gebrüll der Versammelten vernommen, stand ein Glockenstuhl, dessen Glocken mit Striden angebunden waren. — Auch die nordamerikanischen Passagiere, eine im Durchschnitt wenig erfreuliche Gesellschaft, deren nasales Slang nicht gerade lieblich ins Ohr klang, überschwemmt das Hotel. Sie wurden von dem Italiener beim Einkaufe von Hängematten, geschnitzten Kalabassen usw. sowie beim Geldwechseln mit einer Smartheit behandelt, die sie selber hier ganz vermissen ließen. Da auf allen Verandas Kampfhähne — meist am glattgeschnittenen Kamme kenntlich — angebunden waren, suchten sie Hahnengefächte zustande zu bringen, wollten aber nicht soviel für das Schauspiel bezahlen, als die Eigentümer, meist besser gekleidete Jünglinge, es ver-

langten. — Bei einem Spaziergang nach der Kaserne begegnete mir in den Strandbüschen ein alleinschweifender, großer Hund, der so eigentümlich aussah, daß ich unwillkürlich dachte: der ist toll! Vielleicht war er es auch, denn dicht vor mir brach er plötzlich zusammen und wälzte sich, mit Schaum vor dem Maule, in Krämpfen auf dem Boden. Die Zapalotes werden ihn nicht verschmäht haben.

Abends fand eine Prozession statt. Die Dorfstraße war mit Lichtern, meist in den Händen von Frauen und Kindern, übersät. Die Mondstrahlen brachen durch das Palmengesieder. Um das vorangetragene Christusbild schwankten auf Tragbahren Kinder, als geflügelte Engel verkleidet, in verschiedenen anbetenden Stellungen. Die störende Musik bestand teils in sanften Tönen, teils in einem Trommel-Trauermarsch; dieser wirkte noch am musikalischsten. Einer der Jünglinge, der mit als eifrigster bemüht gewesen, den Nordamerikanern Geld für den Hahnenkampf abzunehmen, führte jetzt die Prozession in ernster Würde.

Endlich traf der Kosmos-Dampfer „Hermonthis“, mit dem ich nach Guatemala reisen wollte, ein. Alle Kosmos-Dampfer führen, da die Linie ursprünglich für den Orient bestimmt war, ägyptische Namen, die teilweise Eberschen Romanen entlehnt zu sein scheinen.

Auf dem Schiff ward ich freundlich empfangen und sah mich nun wieder auf reinlichem, deutschem Boden untergebracht. Welch angenehmer Wechsel! Allerdings bezahlte ich ihn durch einen heftigen Magenkatarrh. Buchweizengröße, Schwarzbrot, gute Konserven und namentlich eisgekühltes Märzenbier vom Faß waren die Ber-

mittler. Man hat sich auch erst wieder an die Zivilisation zu gewöhnen!

An Bord befand sich u. a. der peruanische Generalconsul und diplomatische Vertreter für Guatemala, Herr Peget und Familie, feine und angenehme Leute, die sehr gut englisch und französisch sprachen. Trotz des langen Wartens, dem die Kosmos-Dampfer oft wegen ihrer Ladung unterliegen, hatten diese Peruaner das deutsche Fahrzeug den englischen und nordamerikanischen Passagierschiffen vorgezogen und waren durchaus zufrieden mit allem. Unser Kapitän Knuth war auch ein besonders netter, älterer Herr, der auf gute Küche, soweit sie unter diesen Verhältnissen möglich, Wert legte. Nichts schlimmer für die Passagiere, als wenn der Kapitän kein Verständnis für die Kochkunst zeigt! Einen Gegensatz zu dieser peruanischen Familie bildete ein nicaraguensischer, brauner Zolljüngling, der eine ahnungslose, stille Unverschämtheit in der 1. Klasse entfaltete. Manchmal sind solche, die Ladearbeit am Hafen überwachenden Zollmensen nicht einmal ordentlich angezogen und völlig unkultiviert; sie verlangen aber in der ersten Kajüte gespeist zu werden, nötigenfalls auch zu schlafen. Da sie sich für eine Abweisung ihrer Ansprüche unfehlbar durch Scherereien rächen würden, drücken die Dampfergesellschaften ein Auge zu, und die Kapitäne handeln demgemäß. An demselben Nachmittage kam der Kosmos-Dampfer „Menes“ vom Norden in den Hafen. Jetzt befanden sich darin also drei große deutsche Dampfer. Längs der ganzen Küste fand ich überhaupt immer die deutsche Flagge am stattlichsten vertreten, und zwar ausschließlich durch die Kosmos-Linie und einige, mit dieser zusammen arbeitende Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie.

Der „Menes“ legte sich mit gutem Manöver, Schiff an Schiff, auf unsere Backbordseite, wodurch meine Kammer auf einige Zeit zu dunkel und heiß wurde, um darin haufen zu können. Solches Manöver auf dem Strom ist gar nicht so einfach, leicht kann es zu Havarien führen. Die Kosmos-Kapitäne sind jedoch daran gewöhnt, es oft und fast immer tadellos zu machen. Der Zweck bestand darin, 5000 Kisten Zement auf uns überzuladen, welche die „Hermouthis“ mit nach San Francisco nehmen sollte. Wir übergaben dem „Menes“ dafür eine Ladung schwedischer Zündhölzer. Später fand sich große Herrengesellschaft bei uns an Bord ein, wobei nicht wenig Märzenbier vertilgt ward. Gastgeber war unser Kapitän, Gäste u. a. Mr. Willards, der Guatemala-Agent der Kosmos-Linie, ein Nordamerikaner, welcher mir noch ganz besonders hilfreich ward, und ein nordamerikanischer Eisenbahndirektor, Mr. Hodgson, aus Guatemala.

Am Karfreitag hatten wir aus Rücksicht für die Gefühle der Landbewohner halbstods geflaggt; dem nicaraguensischen Kriegsschiff fiel es aber gar nicht ein, ein Gleiches zu tun. Bei uns, wo sonst in zwei bis drei Gängen gearbeitet ward, wurde heute zwar ebenfalls gearbeitet; allein viele Leute feierten und konnten nach dem Geseze auch nicht zur Arbeit herangeholt werden. Nachmittags waren viele an Land und abends vollführten sie mit Zohlen unter Ziehharmonika- und Trommelbegleitung auf der Back ein Konzert, dessen Spektakel sehr wenig mit dem vorangegangenen Trauerflaggen übereinstimmte. Die Sitten unserer deutschen Seeleute sind durch die in ihre Reihe hineingetragene sozialdemokratische Agitation wahrlich nicht verfeinert worden, und die unter sozialistischen Einflüssen zustande gekommene neue deutsche

Seemannsordnung macht den Vorgesetzten die Aufrechterhaltung der Disziplin schwerer, als je zuvor. Jene droht, zur „Seemannsunordnung“ zu werden, eben das, was die Sozialdemokratie mit ihr bezweckt hat. Recht sonderbare Rechtsprüche in Konflikten zwischen Vorgesetzten und Untergebenen und die Neigung mancher Reedereien, den stark organisierten Genossen ein freundlicheres Gesicht zu zeigen, als ihren abhängigeren Schiffs-offizieren, sind gleichfalls unerfreuliche Erscheinungen. Schutz gegen Ausbeutung und Rohheit ist ein gutes Ding, es darf aber nicht zum Schutz für Frechheit und Anarchie ausarten. Wie mir von Schiffs-offizieren und Maschinenisten verschiedener Linien glaubhaft versichert ward, führen die Mannschaften jetzt vielfach über ihre Vorgesetzten geheime Listen, die von der Parteileitung im Heimathafen terrorisierend verwertet werden. Wohin solche Bestrebungen zielen, haben wir an der russischen Kriegsmarine gesehen.

Wir hatten lebendes Vieh auf dem Bordeck. Der Geruch drang recht fatal in den Salon. Die Lage des Hauptaufenthaltes der Passagiere mittschiffs ist praktisch; jedoch sollten Stallungen, wenneschon sie nur vorübergehender Art sind, besser hinten angebracht werden.

Wieder kam einer der nordamerikanischen Postdampfer herein, die allerdings beneidenswert lustige Kabinen in den hohen Aufbauten besitzen, wie es den Tropen entspricht. Es wird geklagt, daß die Kosmos-Dampfer nur über heiße Unterdeckskabinen verfügten. Im ganzen finde ich aber, daß über die Kosmos-Dampfeinrichtung, speziell der neuen und der lediglich im südamerikanischen Dienste laufenden Schiffe, nicht zu klagen sei. Im schlechten Wetter sind die hohen Aufbauten nicht angenehm, unter

Umständen sogar eine Gefahr. So ein Kosmos-Dampfer hat zudem von Hamburg bis Britisch-Columbien alle Arten von Klimaten zu durchlaufen und sehr viel rauhes Wetter durchzumachen. Zuweilen erhält man auch auf Wunsch einen elektrischen Fächer in die Kabine, zeitweilig auf manchen Küstenstreden direkt eine Notwendigkeit. Übrigens kann man dann auch an Deck schlafen, was ich immer ohne Schaden getan habe. Für Damen ist dies weniger durchführbar. Unzweifelhaft würden nur an der Westküste zwischen Peru und Mexiko laufende, für die Tropen eingerichtete Passagierdampfer der Kosmos-Linie, bei dem guten Rufe der Gesellschaft, sehr begehrt sein; trotzdem könnte die Rentabilität nicht im voraus für sicher angesehen werden, abgesehen von zu erwartenden Auseinandersetzungen mit den Nordamerikanern.

Erst als wir uns vom „Menes“ wieder losmachen konnten, atmete alles erleichtert die frischere Luft. Gut und Wind setzten dabei so kräftig ein, daß unser Anker dem schwerbelasteten Schiffe nicht genügend Halt bot. Fast wäre es auf Grund geraten, eine bei dem derzeitigen hohen Wasserstande recht unangenehme Sache; allein durch Kapitän Knuths vorzügliches Manövrieren ward die Gefahr vermieden.

Die „Numantia“ dampfte am Nachmittag des Oster-sonntags unter des dicken Papi Leitung zuerst in See. Bei uns fiel inzwischen ein Mann über Bord. Der gerade bei uns befindliche Kapitän Nagelmacher vom „Menes“ aber kletterte geistesgegenwärtig und gewandt außenbords am Schiffe hinunter und fischte den der Schwimmkunst Unkundigen noch rechtzeitig ins Boot. — Der Abschiedstrunk gestaltete sich lebhaft. Auch der junge, etwas einen forschenden deutschen Reserveoffizier in Zivil nachahmende

Kommandant von Corinto war erschienen, wobei er in einem zweiten Boote eine Militärmusikbande mitgebracht hatte. Diese verübte einen unfreiwilligen Trauermarsch und ähnliches. Von dem „Menes“ war ein Herr Dauch, ein junger deutscher Teilhaber der bedeutenden Hamburger Firma Schlubach & Co. aus Guatemala, zu uns übergegangen.

Herr Papi lotste uns abends glücklich hinaus in den erfrischenden Ozean. Die Ausfahrt, mit starker Biegung an der Insel, auf deren Höhe Leuchtturm und Wacht Häuser stehen, ist recht interessant. An den grauen, trachytischen Felsklippen, ein merkwürdiger Gegensatz zu dem übrigen Alluvialboden und Mangrovensumpf, spritzte die Brandung empor. Im Hintergrunde grüßten die Vulkane.

Ohne Bedauern schied ich von Corinto, um es dann nach einer längeren Reihe von Monaten abermals besuchen zu müssen.





Reise nach San Salvador und Guatemala.

Im Golf von Fonseca. — La Union. — La Libertad. — Fahrt nach der Hauptstadt San Salvador. — Nordamerikanische Eigenschaften. — Höhere Kulturstufe der Bevölkerung Salvadors. — Schönheit des Hochtals von San Salvador. — Erster Eindruck der Hauptstadt. — Das deutsche Hotel. — Die Plazas und das Weiße Haus. — Chilenische Militär-Instrukteure. — Deutscher Musikdirektor. — Eisenbahnfahrt nach Acajutla. — Der Vulkan Izállo. — Acajutla. — Überfüllung der „Hermonthis“. — Ankunft in San José de Guatemala. — Anblick des Hochlandes. — Fahrt im Salonwagen. — Die Vulkan-Dreieit. — Der Amatitlan-See. — Ankunft in Guatemala-Hauptstadt. — Im Gran Hotel. — Katzenjämmerliche Empfindungen. — Wiederwahl des Präsidenten Cabrera und kurzer vergleichender Blick auf die wirtschaftlichen Verhältnisse von San Salvador und Guatemala.

Zwischen dem 12. und 14. Grad nördlicher Breite schneidet an der pacifischen Küste Zentralamerikas einer der schönsten Meerbusen des Kontinents tief in das gebirgige Land ein: der Golf von Fonseca. — Nicaragua, Honduras und San Salvador stoßen hier zusammen. Schon heute durch bedeutenden Verkehr ausgezeichnet, wird diese, mit grünen Inseln geschmückte Bai dereinst noch weit mehr in den Weltbeziehungen eine Rolle spielen. Unter den Schiffen ist, wie in Corinto, die deutsche Flagge sehr stattlich vertreten, da die Kosmos-Dampfer sowohl auf der Ausreise wie auf der Heimreise hier anzulaufen

pflegen. So fuhr denn auch unsere „Vermontis“ zunächst nach La Union, dem Hafen der Republik San Salvador, der durch eine Eisenbahn mit der Binnenstadt San Miguel verbunden wurde, die jedoch, wie ich glaube, nicht funktioniert. Da wir nachts vor der Bai anlangten, ankerten wir bis zum Hellwerden hinter der Insel Manguera. Bis dahin war es eine stimmungsvolle Fahrt durch die wolkendunkle Nacht, während an den Küsten Holzfeuer lohten. Dann aber herrschte eine furchtbare Hitze; niemand wollte unter Deck. Ein tolles Gewitter brach los. Ich glaubte, meine Hängematte an Deck schön regensicher angebracht zu haben, allein ein förmlicher Wolkenbruch goß einen Katarakt über mich aus. Pudelnäß flüchtete ich in meine backofenheiße Kammer, wo ich, da ich mich zu einem Zuschrauben meines Bullseyes nicht entschließen konnte, wenigstens nur einem feinen Sprühregen ausgesetzt war. Früh dampften wir in den landseeartig verschlossenen Teil der Bai bei La Union hinein. Eine weitere Schilderung der Fonsecabai werde ich bei Erwähnung meines zweiten dortigen Aufenthalts geben. Jetzt nur ein paar Striche! — Ringsum schließen mächtig hohe, abwechslungsreich gestaltete und begrünte Berge. Als Wächter des Baieingangs ragen nördlich der Doppelvulkan Conchagua (1250 und 1170 m), dahinter der vulkanische Kegel S. Miguel (2132 m) und südlich der beträchtlich niedrigere, aber interessante Vulkankegel des Consequina (1100 m), während in der Mitte Inselvulkane, darunter Tigre (840 m) und Saccate Grande (720 m) die Wasserlinie unterbrechen.

La Union, fast versteckt im Grünen, sieht recht sauber aus mit seinen roten Dächern und niederen, weißen Holzhäusern. So scheint es wenigstens. Im ganzen ein ein-

schönes Bild, fast könnte man es für ein europäisches halten. Dahinter deutet ein kleiner, ganz kahler Berggang auf einen Vulkanausbruch hin. Händler mit Papageien, Affen, Hängematten usw. kamen an Bord, während wir damit begannen, die für uns bestimmte Ladung von Zedernholz überzunehmen. Die in der Frühe frisch vom Lande wehende Brise erstarb wieder; mittags ward es so heiß, daß man allen Appetit verlor. Nun erschien ein Kosmos-Kamerad, der vom Norden heimkehrte. Es war der Dampfer „Memphis“. Mit gutem Manöver legte er sich zu Backbord bei uns längsseit. Wir gaben den für den Hondurashafen Amapalá bestimmten Teil unserer europäischen Ladung ab, weil wir dann mit unserem schwerbeladenen Schiff diesen, unter Umständen schwierigen, Hafen nicht anzulaufen brauchten. Damit ersparten wir uns auch einen Reisetag. Die durch den Küstenagenten vorgenommene Dispositionsänderung war recht fatal für Herrn Dauch, der über Amapalá nach Norden wollte. Er mußte ein Segelboot nehmen, um jetzt seine Geschäfte erledigen zu können, und gedachte, uns mit diesem beim Verlassen der Bai wieder zu treffen, ein unter Umständen strapaziöses, ja gefährliches Unternehmen. Ich erwähne es als ein Beispiel der vielen unerwarteten Schwierigkeiten, denen ein reisender Kaufmann in diesen Ländern ausgesetzt ist. Herr Dauch, ein geborener Triester, der aber seltsamerweise gemeinsame Gymnasialerinnerungen an Plön mit mir teilte, ward mir jetzt durch Empfehlungen und auch späterhin sehr gefällig.

Beim Sonnenuntergang des nächsten Tages verließen wir Union, während „Memphis“ und ein nordamerikanischer Postdampfer noch zurückblieben. Ungeachtet der

Siße vollendete ich, buchstäblich im Schweiß meines Angesichts, ein Begrüßungspoem, das ich meinen Crewkameraden, die im Mai den 35. Jahrestag unseres Eintritts in die Marine zu feiern gedachten, senden wollte. Vor 35 Jahren! Und ich, ein unscheinbarer, aber freier Zugvogel, den keine Admiralswürde drückte, fühlte mich noch so jung!

Wehte der Wind auch warm, so doch recht kräftig. Während wir Fackelsignale in die finstere Nacht sendeten, warteten wir mit gestoppter Maschine nicht ohne Besorgnis auf das Gegensignal, das uns das Herankommen von Herrn Dauchs Segelboot melden sollte. Wir spähten hinter dem flatternden Regensegel zu den dunkeln Umrissen der Insel hinüber, allein das Gegensignal blieb aus, und unser guter Kapitän Knuth, der das Warten nicht länger verantworten konnte, mußte ohne seinen Passagier weiterdampfen. Wie Herr Dauch mir nachher erzählte, hat sein Boot die lange Seestrecke nicht mehr rechtzeitig genug zurücklegen können, worauf er gezwungen war, wieder umzukehren, um mit einem späteren Dampfer seinem Gepäck nach Guatemala nachzureisen. — Am nächsten Morgen ankerten wir vor La Libertad, einem zweiten Küstenplaze San Salvadors.

Hier bot sich mir eine günstige Gelegenheit, die Landeshauptstadt San Salvador selbst zu besuchen und zugleich einen Blick in das schöne Land zu tun. Zwar war ich auch ohnehin entschlossen gewesen, dies auf eigene Faust auszuführen, allein, so wie es geschah, ward es doch bequemer. Da die „Hermonthis“ noch einen dritten Hafen der kleinen Republik, den von Acajutla, anlaufen sollte, so ließ sich dieser Abstecher, ohne das Schiff zu verlieren, recht gut bewerkstelligen. Zwischen La Libertad

und der hoch im Innern gelegenen Hauptstadt bestand keine Bahnverbindung; ich gedachte, ein paar Maultiere aufzreiben zu können. Nun aber hatten Mr. Willards, der Kosmos-Agent, und Mr. Hudgejon, der Direktor der nordamerikanischen Guatemala Central Railway Company, den gleichen Abstecher vor. Es handelte sich um eine Besprechung mit dem Präsidenten von San Salvador, von dem ein Maultierwagen nach Libertad geschickt worden war, um die beiden Herren zu holen. Liebenswürdig luden sie mich nun zur Mitfahrt ein, wodurch ich Strapazen und Kosten sparte und dafür eine angenehme Gesellschaft genoß.

Auch Mr. Hodgejon war einer der sympathischsten Leute, denen ich auf meiner Reise begegnet bin, und so sehr ich es für meine Pflicht erachte, nicht nur auf das Vordringen des ganzen Nordamerikanertums in Zentral- und Südamerika immer wieder warnend hinzuweisen, sondern auch auf politische Mächenschaften, die hinter den Kulissen vorgehen und auf die radikale Verdrängung der deutschen Konkurrenz abzielen, so muß ich andererseits auch stets wieder die persönlichen Vorzüge so mancher Nordamerikaner betonen. Die Eigenschaft, eine bedeutende Persönlichkeit zu sein und sich dabei ganz frei von Fagen aller Art zu geben, ist charakteristisch nicht für alle, aber für viele gebildete Nordamerikaner, während selbst viele, ja sehr viele gebildete Deutsche irgendeinen Dünkel auf dem Präsentierteller tragen. Mir ist es niemals klarer als auf dieser Amerikareise geworden, weshalb wir so oft und leider mit größerem Recht, als ich es früher glaubte, im Auslande ungünstig beurteilt werden. Ich will gar nicht sagen, daß Angehörige anderer Nationen im Grunde weniger eingenommen von

sich sind als wir, aber wir leiden mehr an der weit verbreiteten Art eines geschraubten und verlegenden Betonens der Stellung, die wir durch Geburt, Rang, Amt, Geld, Kenntnisse, Talente usw. einzunehmen glauben. Das ist himmelweit entfernt von einem gesunden Selbstgefühl.

Diese Fahrt nach San Salvador-Hauptstadt mit den beiden Nordamerikanern und einem Deutsch-Amerikaner, Eisenbahnangestellten in Guatemala, ward mir also zu einer sehr angenehmen Reiseerinnerung. Wir waren harmlos-vergnügt wie große Jungen, die sich über alles Neue freuen. Fast den ganzen Tag mußten wir im Wagen sitzen, zumal es die ersten Stunden recht steil bergauf ging. Ich hatte mir den Bodsiß genommen, um die Gegend über die Ohren der drei Maultiere weg besser mustern zu können.

La Libertad, ein kleiner Ort, erschien nicht unfreundlich, es herrschte bessere Ordnung, als ich sie bisher in zentralamerikanischen Küstenplätzen bemerkt hatte. Ein Hafen existiert hier so wenig, wie in den meisten, nur offene und daher bei ausländigen Winden gefährliche Reede. Eine starke Brandung rauscht den flachen Strand hinauf. Eine kleine Zahl von Häusern liegt längs des Ufers; diese Küstenorte sind eben lediglich Ausgangspunkte der aus dem Innern kommenden spärlichen Straßen, die in der Regel die einzigen, etwaige Nebenwege vereinigenden Verbindungen zum Meere zu sein pflegen. Man hat hier einen großen, überdachten, hölzernen Pier in die See hinausgebaut, der etwa sechs bis acht Meter hoch über den mittleren Wasserstand ragt und unter dessen Pfeilern die Wellen hinwegrollen. Riesige, durch Schlepper gezogene Leichter vermitteln den Ladeverkehr. Das am treppenlosen Pier anliegende Boot

wird von der See gehoben und hin und her geschleudert. Man muß im richtigen Moment die Sprosse einer senkrechten eisernen Leiter ergreifen, wobei der Erfahrene sich an einem lose herunterhängenden Tau hält. Das Hinauf-, und mehr noch das Hinunterklettern an diesen Leitern ist ungewandten oder nervenschwachen Personen kaum zu empfehlen. Der Höhenunterschied kann unter Umständen wohl 15 Meter betragen. Für Damen ist es überhaupt unmöglich. Die Passagiere werden wie Gepäck in käfigartigen Körben befördert, sowohl an Bord, wie am Pier. An ausgeschwungenen Kränen werden die Körbe dann aus den Leichtern hinaufgehieft oder in diese hinabgelassen.

Hinter dem Pier befindet sich in Libertad eine schattige, kleine Strandanlage, wo sich die Verwaltungsgebäude und Schuppen der Biergesellschaft befinden. Ein recht amüsanter Badetreiben in der Brandung davor belustigte uns. Männlein und Fräulein hielten sich an den Händen gefaßt und ließen so die Brecher fröhlich über sich fortrollen. Es war nur bräunliches Volk, das sich aber im gemeinsamen Bade, in langen Hemden und Gewändern, dezenter bekleidet hielt, als es in unseren Bädern häufig der Fall zu sein pflegt. Öffentliches ordnbares Wesen kennen weder Spanier, noch spanische Mischlinge. Ganz zweifellos stehen sie im Anstandsstandpunkte durchschnittlich über uns, die wir uns einbilden, sie in Gefühlsbildung weit zu übertreffen. Mit der Entgegnung, daß ein solches feinere Taktgefühl wohl nur Heuchelei sei, kommt man auch nicht weit, denn diese mit Kenntnissen, Ordnungsliebe und Fleiß allerdings oft schlecht ausgerüsteten Menschen geben sich weit natürlicher als wir. Darüber hinaus bekam man sofort den Eindruck,

daß San Salvador sich in vielen Dingen vorteilhaft von anderen Staaten Zentralamerikas unterscheidet. Auf dem ordentlichen Bier gingen ordentlich gekleidete Leute und Zollbeamte in sauberen Uniformen. Dasselbe Bild später in Dörfern und an den Bahnen. Überall Menschen, die sich gewaschen hatten, sogar auffallend reine Gewänder zeigten. Die Frauen trugen ordentlich gemachtes Haar; nur selten bemerkte man das vernachlässigte Wuschhaar und die kleinen Schmutzfinken, die überall die übliche Staffage in Nicaragua bildeten. Das Volk schien in dem von mir besuchten Teile auch überwiegend viel hellfarbiger, also weniger mit Indianerblut und noch weit weniger mit Negerblut durchsetzt zu sein, als in Nicaragua, der alten Durchgangsstraße allen möglichen Volks.

Infolge anhaltender Dürre, die nicht, wie in der Fonzecabai, durch Regen wohlthuende Abwechslung genoß, erschien das sonst sicher schöne Bergland so graubraun, dürr und verbrannt wie die Gegend am westlichen Nicaraguasee. Einige Bäume waren fast und dünn belaubt, viele ganz nackt, darunter breitete sich verdorrtes Gestrüpp und Gras. Hin und wieder bildeten frische, grünende Wipfel einen merkwürdigen Kontrast zu dem trostlosen Generalton, während anderseits absichtlich durch Menschenhand verkohlte Strecken die Freude am Naturbilde, das durch Rückblicke auf das tiefer und tiefer zurückbleibende Meer noch immer nicht übel wirkte, stärker herabminderten. Einmal streiften die glühend über die Straße schlagenden Flammen fast unseren Wagen.

Eine sonderbare Bodengestaltung! Sie stieg jäh und gefältelt an, offenbar durchaus vulkanischer Natur und mich lebhaft an das Tenggergebiet Ostjawas erinnernd. Nur fehlten die auslaufenden Spitzen ganz. Es waren

mehr lang sich hinziehende Rücken, zwischen denen ravinartig eingeschnittene Täler lagen. Die stete Folge herrlicher Blicke auf den weißbrandenden, grenzenlosen Pacific hörte auf, sobald die windende Straße sich berglein verlor. Die Straße war schlecht; an wenigen kaum einige Meter langen Strecken glich sie einer mäßig gehaltenen deutschen Landstraße, überwiegend aber erschien sie so holprig und steinig, um gerade eben noch von Wagen benutzt werden zu können.

Doch es war die erste überhaupt für einen Wagen passierbare Straße, die ich außerhalb der Städte in Zentralamerika sah. Die Brücken schienen leidlich gut gehalten zu sein. Ungeachtet der langen Dürre kamen einzelne tiefklotige Stellen vor, ein Anzeichen für die Furchtbarkeit selbst dieser Straße während der nassen Jahreszeit. Spuren der Wasserwirkung bemerkte man überall. Dem bergigen Charakter des Landes ist durch Kultivierung schon in ausgedehntem Maße Troß geboten; auf dieser Küstenstrecke konnte ich allerdings nur spärlichen Ackerbau bemerken, zumal die verdorrten Felder und Viehweiden von dem nicht in Kultur genommenen Boden kaum zu unterscheiden waren. Aber da San Salvador eines der dichtbevölkertsten Länder der Erde sein soll, in dieser Beziehung Belgien nur wenig nachstehend, so muß, da es kein Industrieland ist, der Boden doch viel hergeben können. Der Blick in das reichgestaltete Bergland blieb auch immer fesselnd, die durchfahrenen Dörfer hatten stets irgend etwas die Aufmerksamkeit Beschäftigendes. Beim Abstieg von der Küstenkette führte eine schlimme Wegstrecke ungemein steil hinunter, just bei einem Kirchhofe vorbei, einem freundlichen Memento für den Reisenden. Der Wagen tanzte dabei auf den Felsen, daß auch wir

tanzten, wobei mein Korzhut mir ausgezeichneten Schutz gegen die argen Stöße an die überstehende Wagendecke gewährte. Auf der Talsohle ging es durch ein brückenloses Flüsschen und dann wieder bergauf. Die Sonne brannte immer fürchterlicher, wodurch unsere Fröhlichkeit sich etwas in Einsilbigkeit verkehrte. Der kräftige Willards schritt lange Strecken zu Fuß voran. Auch die anderen verließen bei steilen Steigungen den Wagen; ich konnte mich jedoch wegen der Hitze nicht entschließen, von meinem Bock hinunter zu klettern, ich wäre rasch erschöpft gewesen. Dabei tat mir die mittlere Mula innig leid. Eine offene Fleischwunde an ihrem linken Hinterschenkel färbte sich, mehr und mehr klaffend, blutrot. Darunter hatte sie noch einen zweiten Riß, von dem ein Hautlappen lang herunter hing, der durch das reibende Geschirr immer tiefer gezerzt wurde. Der Kutscher, ein sonst ganz netter Bursche, teilte unsere Ansicht, daß dagegen etwas getan werden könne und müsse, nicht; scheinbar blieb auch das Tier für den steten Schmerz wenig empfindlich.

So primitiv die mit dürren Palmen gedeckten Lehm- oder Stangenhütten erschienen, ihre Sauberkeit und die recht hübschen Bewohner wirkten verschönend. In einem kleinen Ort machten wir Halt. Die Straßen sind auch hier an sich langweilig und schlecht gepflastert, machen aber besseren Eindruck, als selbst in Costarica. Charakteristisch erschienen die Hauseingänge der Eckhäuser. Die Ecke ist weggeschnitten, so daß ein kleines Flurdreieck vor dem Hauseingang entsteht, wobei die überstehende Dachdecke des einstöckigen Hauses von einem Pfeiler getragen wird. Wir waren vor solchem Eckladen, dessen Überschrift verkündete, daß in ihm Medizin verkauft werde,

abgestiegen; im übrigen war es eine Krämerei, in der nur die Preise apothekenhaft erschienen. Die Sauberkeit der sorglich aufgestellten Waren, des Ladentisches und Fußbodens wirkte wieder überraschend. Sogar bei uns ist es lange nicht überall so; welcher Gegensatz aber zu Nicaragua! Ich sollte denken, hier wäre auch das ewige Bespeien des Fußbodens nicht Sitte. Wir bekamen guten Porter, vorzügliche Brotkringel, Tomaten usw. Da den Nordamerikanern die Bewirtung aber noch nicht genügte, lehrten wir in derselben Straße des Ortchens abermals in einer Ladenschänke ein, wo eine Anzahl Frauen, wie es schien, die Großmutter mit Tochter und Enkelstöckern, regierte. Hier war es womöglich noch sauberer, ja direkt anmutig durch einen sehr niedlich gehaltenen Hof. Wieder gab es gutes Bier, schönes frisches Weißbrot, Käse und Zwiebeln von hervorragender Güte. Ich wurde auf Zureden Mr. Hodgesons zum erstenmal zum Zwiebelfreund. Wir verspeisten sie roh zum Brot, und ich entsinne mich nicht, je zuvor so milde, fast nußartig schmeckende Zwiebeln genossen zu haben.

Bei der Weiterfahrt ward die Landschaft immer schöner, viel grüner und frischer. Wiederholt fühlte ich mich an Bergtäler des Harzes und Schwarzwaldes erinnert. Geradezu großartig, von hier gesehen beinahe matterhornähnlich, ragte die imponierende Spitze des Vulkans San Salvador über das vorliegende Gebirge, bezaubernd schön an einzelnen Ausblicken. Überhaupt nahm die Landschaft vor uns Schweizer Charakter an, wenn auch Gletscher und Schneeberge fehlten. Die Landstraße belebte sich mehr und mehr; die Reilen schwerrollender Ochsenkarren häuften und verlängerten sich. Diese Karren verderben den Weg besonders. Sogar die Ochsentreiber,

oft junge Burschen, trugen meist saubere Hemden. Geschickt wußten sie die uns den Weg sperrenden Tiere mittels ihres langen Stachelstockes nur durch dessen Auflegen aus dem Wege zu leiten. Das Joch hält die Tiere zu zweien an den Hörnern zusammen; daran tragen sie die Karrendeichsel, sonst sind sie nicht geschirrt. Sie ziehen zu zweien, zu vieren oder zu sechsen. Abwärts zum Pacifichafen bewegen sich die Kaffeeladungen; hinauf Mehl, Stückgüter oder was das innere Land sonst bedarf. Auf die Ladung sind zum Schutze oft Palmenblätter gelegt, deren trockene Reste die Straße stets unordentlich machen; andere wieder haben Fellbedeckung. Zuweilen trafen wir solche Fuhrwerke mit Reisenden, meist Frauen. Dann ist der Karren wohl mit einer frischgewaschenen Gardine ausgepukt; in bunte Tücher malerisch gehüllt, schauen uns hübsche, braune Frauengesichter freundlich an. Nur einmal begegnete uns eine Kutsche gleich der unsrigen, ferner auch eine Maultierpost sowie eine orientalisches gegen den Staub verschleierte Dame, mit einem Männerstrohhut auf dem Kopfe, begleitet von zwei Dienerinnen — alle drei zu Pferde.

In der Regel fährt man bis ein paar Stunden vor San Salvador-Hauptstadt, worauf man die letzte Strecke in etwa zwanzig Minuten auf der Eisenbahn zurücklegt. Da es mit der Zeit aber nicht paßte, benutzten wir unseren Wagen bis zum Ziele. Dankbar war ich dafür, da mir sonst mancher bleibende Eindruck entgangen wäre. Allmählich rollte sich der Vulkan von San Salvador zu einer mächtigen Sphinx auf, die in stiller, feierlicher Majestät über der Hauptstadt thront. Bei 1950 m absoluter Höhe überragt ihr Haupt noch 2000 Fuß die blühende Menschengiedelung tief unten an ihren vor-

gestreckten Tagen, die sie schützt, die sie aber auch spielend vernichten kann. Auch auf der Südseite zieht sich vier- bis fünfhundert Meter über das Tal ragendes, grünes Gebirge hin, und zwischen diesen Bergen erstreckt sich auf weiter, reichkultivierter Hochebene die weißleuchtende Stadt bis zu den Füßen ihres Vulkans, der scheinbar jetzt untätig ruht. Eine dichte Vegetation, darunter viel Wald, zieht sich bis oben hin.

Wild, ohne zu bremsen, jagte der Kutscher bergab. Wir wurden förmlich geprellt; es war die tollste Fahrerei, die ich seit meiner Mongoleireise erlebt. Und doch amüsierten wir uns dabei. Dann ging es wieder sanfter durch wiesenartige Strecken. Einige Dorfszenen in der Nähe der Hauptstadt waren äußerst malerisch. So entsinne ich mich eines unter dichten Schattenbäumen plätschernden Brunnens. Frauen füllten stehend ihre antik geformten, braunen Henkelkrüge, und diese mit stolzer Anmut auf dem Haupte balancierend, schritten sie gemessen davon. Ein völlig biblisches Bild! Dann wieder wurde italienische Szenerie lebhaft ins Gedächtnis gerufen: bunte, in den Schatten tauchende, oder von Lichtern überspielte Gewandungen unter dunklen, sich in vornehmen Linien verjüngenden Zypressen. Dicht vor der Stadt, deren schimmernde Kuppeln man schon lange gesehen, schaute ein Wasserwerk von hohem Hügel. Die Stadt selbst begann erst dorfsartig und nicht so sauber, wie ich es nach den vorangegangenen Proben erwartet. Vor einem Militär-sanatorium, über dessen Gartenmauer blühende Büsche nickten und hohe Bäume ihre Zweige streckten, lungerten einige nicaraguahast anmutende Soldaten umher. Nun schlossen sich die Straßen städtischer; die bekannten, langweiligen, einstöckigen Häuser begannen und ein ziemlich

unangenehmes Pflaster. Beides besserte sich allmählich, ganz nach Art von San José di Costarica, nachdem wir eine recht pittoreske Brücke hinter uns hatten. Auch hier zogen sich wieder die panamerikanischen, ziemlich knorrigen Pfähle mit Kabeln und Drähten für elektrische Beleuchtung, Telegraph und Telephon an einer Seite der Straßen hin. Der saubere Anstrich der Häuser, das bessere Pflaster kündeten die Hauptstraße an; viele reizende Frauen- und Mädchengesichter fielen auf. Bald hielten wir kurz vor der Plaza, hinter deren Palmen die Kathedraltürme emporsteigen, und nahe den Umfassungsmauern einer riesigen Brandruine, — unser Hotel, Nuevo Mundo, ein stattliches Haus, war erreicht.

Dieses deutsche Hotel zeichnete sich durch hohe Zimmer und weite Korridore aus. Der Wirt, ein Dresdener, bildete seiner Höflichkeit wegen einen sehr angenehmen Gegensatz zum Herrn Papi in Corinto. — Ich fand noch an demselben Abend Gelegenheit, mich in der mit ihren 40 000 Einwohnern durchaus nicht kleinen und als Handelsplatz recht bedeutenden Hauptstadt der Republik umzusehen, und gelangte schon nach kurzer Orientierung zu der Wahrnehmung, daß ich mich in einem Staate befinden müsse, der seine volle Existenzberechtigung besäße und der durchaus nicht unter der Kollektivbezeichnung „Raubstaat“ geringschätzig abzutun sei. San Salvador marschiert nun in der Tat an der Spitze der Staaten zwischen Mexiko und Peru und bildet, nebst Costarica, eine rühmliche Ausnahme in mancherlei Beziehung. Auch in San Salvador ist der nordamerikanische Einfluß groß. Hier haben von jeher nordamerikanische Sympathien bestanden, war es doch San Salvador, das, als es eine führende Rolle in den zwanziger Jahren des vorigen Jahr-

hundreds spielte, die Annektion Zentralamerikas an die Vereinigten Staaten, allerdings ohne praktischen Erfolg, dekretiert hatte.

Was die Hauptstadt selbst betrifft, so darf sie zwar nicht als die größte, wohl aber für die anmutigste zwischen Mexiko und Lima — vielleicht kann man sagen, und Santiago — gelten. Hätte ich sie zu günstigerer Jahreszeit besucht, würde mein Urteil vielleicht noch wärmer lauten. In einem unserer angesehensten enzyklopädischen Lexika, das sonst der Geographie eine größere Aufmerksamkeit widmet, finde ich über sie lediglich die trockene Bemerkung: „San Salvador ist die Hauptstadt.“ — Die Läden waren leider schon geschlossen. Die von der Dürre nur etwas beeinträchtigten Anlagen der stattlichen Plaza machten einen sehr guten Eindruck. Die im spanischen Kathedralstil erbaute Hauptkirche, wie es schien aus Backstein, mit Hausstein bekleidet, teilweise auch wohl aus Holz, zeichnet sich dadurch aus, daß sie Vermeidung von Überladung und große Sauberkeit zeigt. Eine andere, schneeweiß gehaltene Kirche bestand offenbar ganz aus Holz, was auf die Erdbebengefahr deutet. Außer der Plaza an der Kathedrale sah ich noch zwei hübsche Schmuckplätze, die mit Monumenten und kleineren Marmorstandbildern nicht übel geschmückt sind. In den verschiedenen Musikpavillons finden die Wochen-Militärkonzerte abwechselnd statt. An der einen, wie es schien, der beliebtesten Plaza bemerkte ich die ersten Cafés in Zentralamerika. Dicht daran erhob sich die schöne, ansehnliche und italienisch stilisierte Villa des Präsidenten, das „Weiße Haus“ genannt. Der rechtschaffene und beliebte alte Herr wohnte hier weit vornehmer, als seine hohen Amtsbrüder in Costa-rica, Nicaragua oder Guatemala. Die anstoßende Seite

des Platzes säumt der sauber gestrichene Regierungspalast. Der frühere und weit größere nahm eben jene zuvor erwähnte, gewaltige Brandstelle in der Hotelnachbarschaft an der Cathedralplaza ein, die mich ein wenig an den Ruinenplatz von Schloß Christiansborg in Kopenhagen erinnerte. Über den Wiederaufbau schienen bisher noch keine bestimmten Entschlüsse gefaßt zu sein. Auch die elektrische Bahn fehlte noch; die Verkehrsverbindungen wurden durch recht ordentliche Maultierbahnen besorgt. Dagegen war elektrische Beleuchtung schon vorhanden. Für den Marktverkehr gab es eine stattliche Halle. Das Pflaster und die Trottoirs ließen in den Hauptstraßen wenig zu wünschen übrig; eine gewisse Eleganz dieses besten Theils zeigte sich unverkennbar. Das Schönste blieb freilich immer die Zutat der Natur: die trotzige Sphinggestalt des Vulkans!

Das Treiben auf der Plaza während des Abendkonzertes war sehr amüßant. Das elektrische Licht bestrahlte die wandelnden oder auf den Bänken sitzenden Erwachsenen und die spielenden Kinder. Neben den feinen Damen sah man die Mädchen aus dem Volke, im bunten Schultertuch, aber kein widerwärtiges Proletariat. In den Herrengruppen bemerkte man recht gut aussehende Offiziere, alle mit weißen Handschuhen, einige ganz wie deutsche Offiziere. Dies sind chilenische, von San Salvador erbetene Instruktoren; unter ihnen befand sich ein Artillerieleutnant im tadellos weißen Jackett, elegant in Haltung und Manieren, der sich seine Schulung in Preußen selbst geholt hatte. Sonst scheint man auch in San Salvador bisher noch dem französischen Schnitt, mit seinem reichlichen Rot und Gold, anzuhängen. Netter nahmen sich die Artilleristen in schwarzer Uniform aus.

San Salvadors Artillerie soll nicht schlecht sein, recht gut die Gebirgsartillerie. Die ansehnliche Militärkapelle, die seit vielen Jahren dem deutschen Musikdirektor Dreß unterstellt war, spielte vorzüglich. Ich habe in Amerika überhaupt keine bessere gehört, obwohl sie, bei der großen musikalischen Begabung der lateinischen Rasse sowohl, wie deren farbigen Mischlingen, fast alle bemerkenswert Tüchtiges leisten. Die Auswahl der Stücke entspricht nur häufig nicht unserem Geschmack. Die ungebildete Dubelei fängt im allgemeinen sonst erst in Uncle Sams Bereich an. — Das großartige Theater sah ich nur von außen. Für die Verhältnisse ist es eben, genau wie das in San José di Costarica, zu prunkvoll geraten; selten soll sich die Vereinigung geeigneter Kräfte und noch seltener das ausreichende Publikum dazu finden. Übrigens sagte man mir, daß die hübsche, zweite, doch bedeutend kleinere Stadt San Salvadors, Santa Ana, ein Theater besäße, das dem der Hauptstadt nichts nachgebe und natürlich auch nicht erfolgreicher sei. Hierin bekundet sich wieder die alte spanische Großmannsucht. Wir Deutsche leiden am Gegenteil und bauen in den kleineren Städten in der Regel zu knickerig und, weil es dabei doch nach etwas aussehen soll, häufig recht geschmacklos.

Am nächsten Vormittag fuhren wir mit der Eisenbahn wieder zur Pacificküste zurück, und zwar nach Acajutla. Diesmal als Gäste des Präsidenten der nordamerikanischen Bahngesellschaft, Mr. Scherzers, eines trotz seines deutschen Namens anscheinend echten Yankee's, von unmelodischem Organ und kurz angebundenem Wesen. Sein drittes Wort lautete: goddam! Übrigens ward ihm große Tüchtigkeit nachgerühmt.

Die Fahrt bot wieder des Fesselnden genug. Bahn,

Wagen, Geschwindigkeit — entsprachen einer guten Verwaltung. Wir kreuzten zunächst auf der Hochebene eine eigentümliche Formation weißlicher, vulkanischer Aschenerde, die an Lößbildungen Chinas erinnerte. Zwischen diesen 5 bis 25 Meter hohen Wänden langer und schmaler Einschnitte brauste der Zug unter rasselndem Nachhall dahin, zeitweilig an Wandunterbrechungen, die freien Ausblick gestatteten auf das merkwürdig gegliederte Land, mit seinen Senkungen, Kesseln und Ravinen. Kaffeepflanzungen und sonstige schön entwickelte Kulturen zeigten sich, dann hübsche Weiden, voll von prächtigem Vieh. Diese Seite war bei weitem nicht so ausgedörrt, wie die nach La Union zu. So wand sich der Schienenstrang abwärts um die Vulkane und zwischen ihnen hindurch, zumal um den Fuß des seit 1773 entstandenen, interessanten Izálcó (deutsch Isalco). Indem wir uns ihm bei der Stadt Sonsonate näherten, hatten wir seinen hohen Gipfel immer als Einzelberg im Auge, dann erwies er sich als Glied eines ganzen Berg- und Vulkansystems. Die Höhenangaben über ihn differieren. Der „Pilote“ der Deutschen Seewarte gibt ihm 1900 Meter. Die englische Seekarte bemißt ihn auf 6300 Fuß, Brockhaus' Konversationslexikon nennt nur 1240 Meter! Die internationale Eisenbahnkommission hat 1885 Meter festgestellt. Von sieben zu sieben Minuten macht sich an seiner Spitze ein weißes Aufkräuseln bemerkbar, worauf ein sich dunkeler färbendes Gewölk säulenartig, wohl bis zu ein paar hundert Metern, aufsteigt. Oben breitet sich das Rauchgebilde in der ruhigen Luft fächerförmig aus, während es sich unten vom Gipfel löst und nach oben hin zusammenzieht, um dann, ganz wie eine Kumuluswolke über dem prächtigen Ke gel schwebend, allmählich zu zerfließen. Ich gedachte dabei

des gewaltigen Smeroe auf Java, auf dem ich die im Winde fast horizontal streichende Rauchwolke sich ebenfalls in gemessenen Pausen lösen und wie den Rauch von einem Fabrikschornstein abstreichen sah. Bei jedem Ausbruch der Dämpfe und Gase eröffnet der Izálco ein Steinbombardement, das die Annäherung an den Krater und somit auch die völlige Besteigung bisher unmöglich machte. So wurde mir wenigstens versichert. Von Sonsonate führt eine Maultierbahn an den Fuß des Vulkans. Selbst diese soll zuweilen gefährdet sein. Ich stand unablässig und amateurmäßig aufgereggt mit der Kamera bereit, um den rauchenden Burschen im richtigen Moment zu fassen. Aber just jedesmal, wenn der interessante Augenblick gekommen schien, schoben sich Bäume dazwischen oder der Zug nahm in unbewußter Niedertracht ein beschleunigtes und schüttelndes Tempo an. Schließlich, da ich nicht wußte, ob sich noch überhaupt wieder die Gelegenheit bieten werde, und weil niemand mir hierüber Auskunft geben konnte, hatte ich meinen letzten Film verknippt, und da — hielten wir mausstill auf einer Station, wo der Berg so ruhig, klar und freundlich vor mir stand, wie nie zuvor oder nachher.

Das Städtchen Sonsonate gefiel mir nicht übel, wenn nur nicht eine so unbändige Mittagshitze gebrütet haben würde, als ich es während eines ausreichenden Aufenthaltes durchwanderte! Der Ort ist betriebsam, besitzt eine ziemlich sehenswerte Kathedrale und malerische Brückenpartien in einer Flußlandschaft. Unter den Geschäftsleuten schien das israelitische Element nicht unerhebliche Vertretung zu finden. Oder sollten es Armenier sein? Einer der Orte an der Bahn führt nämlich den Namen Armenia.

Nach etwa sechsständiger Fahrt langte unser einmal des Tages abgelassene Zug in Acajutla an. Hier besteht eine englische Piergesellschaft, deren Angestellte fast durchweg Nordamerikaner sind. Auf der hohen, vom Winde leidlich gekühlten Veranda des Kompaniehauses sitzend, warteten wir auf das Boot der draußen ankernden, tiefbeladenen „Hermonthis“. Der „Menes“ lag auch schon dort, sowie einer der nordamerikanischen Postdampfer. Eine mächtige Brandung rauschte auch hier zu beiden Seiten des Piers auf den Sandstrand. Die Küste, teils plateauartig streichend, wie Teile der Lehmsteilwände des Ostseeufers, zeigte ausgewaschene Buchtungen. Kapitän Knuth erzählte, wie er vor Jahren hier einmal in der Brandung mit seinem Boote gekentert sei. Auf dem hölzernen Pier, dessen Stirnseite, wie hier allgemein üblich, schuppenartig überdacht war, herrschte ein lebhafter Betrieb der mit Kaffeesäcken beladenen Eisenbahnwagen. Der Pier gabelte sich nach dem Lande zu; tief darunter hatte sich eine kleine Kolonie von Verkaufsbuden angegliedert, wo ein recht munteres Treiben herrschte. Zu beiden Seiten am Strande zog sich eine Anzahl von Holzhäusern und Hütten hin, darunter ein „Hotel“. Landein schaute man über sumpfige Viehweide auf höheres, buschiges Land mit einer Kaserne und einigen Hütten. Auch hier machte sich am Strande etwas Badeleben, das zwar nichts weniger als elegant war, bemerkbar. Mächtige Leichter, mit langen Riemen gesteuert und von Schleppern gezogen, vermitteln den Ladungsverkehr zwischen Pier und Schiffen, hauptsächlich Dampfern der Kosmos-Linie und der nordamerikanischen Pacific Mail. Acajutla besitzt einen alten Hafen mit verlassener Landungsbrücke und den geschilderten neuen. Der Hafen, d. h. die See, ist

namentlich im Winter bei Westwinden recht gefährlich; die vom Süden ansteuernden Schiffe müssen sich besonders in acht nehmen. Da ist u. a. eine Klippe, die Sacafaklippe, die nach dem gestrandeten deutschen Dampfer „Sacafaca“ so genannt wurde. Nördlich vom Hafen sah man auch jetzt ein Wrack liegen, das des ebenfalls verunglückten nordamerikanischen Dampfers „Colon“. Das grüne Bergpanorama, das sich hinter Mangrovenwald und sonstigen Bäumen rückwärts von Acajutla aufbaut, ist hoch und vielgestaltig, besonders fesselt der Izálico immer das Auge. Obwohl höhere Gipfel ihn überragen, so daß er sich erst in der Nähe gesehen deutlicher von diesem Hintergrunde abschält, so sorgen doch seine Ausbrüche dafür, ihn für den Schiffer sowohl nachts wie tags zu einer wertvollen Ansteuerungsmarke zu machen. Über Acajutla kommen meist Kaffee und Indigo; Baumwolle und Stückgüter wandern dafür hinein. Der ganze Küstenstrich hier führt wegen des Anbaus von Perubalsam die Bezeichnung Costa del Balsamo.

Die Landungsbrücke wurde gerade ausgebessert; man mußte sich vorsehen, um nicht durch eine Lücke in die Tiefe zu stürzen. Das Hinabentern an der steilen, rostigen Jakobsleiter und das Hineingelangen in unser auf den Wellenrücken immer forttaufendes Boot machte sich auch nicht so leicht. Als wir uns der „Hermonthis“ näherten, bemerkten wir, nicht gerade zu unserer Erbauung, daß sie mit Passagieren überfüllt sei, von denen eben noch mehrere im Korbe aus dem Leichter in die Lüfte emporschwebten. Die meisten wollten nur nach Guatemala reisen, wozu sie Zwischendeckspassage nahmen. Für die Kajüte blieben noch mehr als genug übrig. Zunächst überschwebten alle, da ihnen trennende Klassenunterschiede

wenig geläufig sind, unseren Aufbau, Rauchzimmer usw. Die Leute labten sich übermäßig am deutschen Bier. Ein betrunkenener Guatemalteke mußte, da er die Damen zu belästigen anfang, sogar vom Ersten Offizier beim Tragen genommen werden. Endlich verteilte sich alles dahin, wohin es gehörte, allein mit unserer bisherigen Bordidylle war es vorbei. Glücklicherweise nur für die letzte Nacht, in der viele an Deck schlafen mußten, was übrigens lange nicht das Schlechteste ist; namentlich ich war daran gewöhnt, meine Hängematte oben auch nachts zu benutzen. Auf der „Permonthis“ bezeugte man sich in dieser Beziehung ganz besonders entgegenkommend; der Erste Offizier gab sogar Hängematten her. Manche Kapitäne lieben dies nicht; bei der geschlossenen Bauart der Schiffe und der zuweilen fürchterlichen Hitze sind die Passagiere dagegen für derartige humane Regungen innig dankbar. Nach Sonnenaufgang ankerten wir vor San José de Guatemala. Man bemerkte eine schöne, jedoch nicht klare Bergumrahmung, davor eine Landschaft und einen Ort, die ziemlich den an früheren Küstenpunkten geschauten glichen. Auf der Rückreise sollte ich dann erst bei klarem Wetter erkennen, wie stolz dieses in mächtigen Vulkanen gipfelnde Hochland von Guatemala, welches dasjenige von San Salvador an Höhe noch weit übertrifft, die Küstenlinie säumt.

San José de Guatemala ist der bedeutendste Hafen der Republik an der Westküste. Der Ort selbst hat etwa 1500 Einwohner. Die lange Landungsbrücke führt innen durch eine Lagune. Die deutschen Dampfer werden in den zentralamerikanischen Westhäfen oft schlecht behandelt. Hier in San José hat einer einmal fast drei Wochen nutzlos warten müssen. Die Schuld liegt an der nord-

amerikanischen Konkurrenz, die fast alle Pier- und Bahnanlagen besitzt oder beherrscht. Mitten im Löschen des deutschen Dampfers wird oft unterbrochen, wenn ein nordamerikanischer Pacific Mail-Dampfer erscheint. Wahrscheinlich mit dieser Unzuträglichkeit halber hat die Hamburger Kosmos-Linie einen nordamerikanischen Generalagenten in San Francisco und auch nordamerikanische Unteragenten angestellt. Alle jene Vorteile hätten sich die Deutschen erringen können, denn sie waren es, die hauptsächlich die Produktion, den Kaffee an der Spitze, entwickelten und früher den Ton angaben.

Nach großem Abschiedswirrwarr ward ich zuletzt mit der peruanischen Ministerfamilie Pezet per Korb in den Leichter hinabgelassen, in welchem die übrigen Passagiere bereits auf ihren Kisten und Koffern Platz genommen. Auf dem durch Brückenzoll versperrten Pier hatte man eine Geduldssprobe durchzumachen. Mr. Willards und der mit an Land gekommene Kapitän Knuth nahmen sich meiner bei der Gepäcdurchsuchung kräftigst gegen die Zöllner an, wodurch ich glimpflicher davontam, als es mir als Alleinreisendem beschieden gewesen wäre. An den fahrplanmäßigen Zug der nordamerikanischen Central R. C. hinauf nach der Hauptstadt Guatemala — für alle diese Hauptstädte hat sich schon im Verkehr der nordamerikanische Zusatz „City“ eingebürgert — war der Salonwagen Mr. Hodgesons angehängt worden. Ich war zu einigen deutschen Herren in einen Wagen 1. Klasse eingestiegen — tiefer kann auch in Guatemala der Europäer nicht fahren — wurde aber dann in den Salonwagen, in dem Herr Willards und die Familie Pezet sich bereits befanden, von Mr. Hodgeson hinübergeben. In diesem mit Fliesenboden, bequemen Korbstühlen, Waschzimmer

usw. wundervoll eingerichteten Wagen, der zudem durch breite Fenster überall hin vortreffliche Aussicht sowie erfreuliche Bewirtung und liebenswürdige Gesellschaft bot, zog ich nun wieder auf angenehmste Weise in eine neue Republik Zentralamerikas ein. Zuvor hatte ich schon mit dem Deutschamerikaner und einem nordamerikanischen Lokomotivführer, der sich ruhig in seinem schmutzigen Arbeiteranzug zu uns setzte, sowie einem Guatemalteken auf dem Bahnhof der ansehnlichen Stadt Esquintla gefrühstückt, wobei der Eingeborene, ehe man sich dessen versah, die ganze Zechе beglich. Nur auf bestimmten Stationen gibt es zu bestimmten Stunden Mahlzeiten in Restaurants, doch überall strömen Weiber mit Früchten und wenig appetitlichen Schwaren und sogar Eis an die haltenden Züge. Besonders beliebt ist ein trübes, kühles Getränk aus Wasser, Zucker und Maismehl. Die Nasgeier um die Brunnen mahnen indessen zur Vorsicht beim Wassergenuß. Die Fahrt durch die Küstenebene bot wenig Aufregendes. Zwischen dem vielen, halbwilden Brachland und den Viehweiden zeigte sich da und dort ganz ordentliche Feldwirtschaft. Dann aber enthüllte sich ein wunderbares Bild! Rechts vor uns stieg das Hochland von Guatemala, ein zehntausend Fuß hoher Wall alten Eruptivgesteins, in blauem Nebelmantel direkt aus der Ebene an, und über den Wolken thronten die jüngeren Kegelspitzen der Agua (3752 m), des Fuego (3835 m) und des Acate-nango (3960 m), eine Vulkandreihheit, wie sie sich prächtiger wohl kaum wiederfindet! Namentlich konnte ich es nicht müde werden, zu dem zuerst geschauten Agua immer wieder staunend hinaufzulugen. Auch der Blick rückwärts über die schöne, grüne Ebene mit ihren weißen Ortschaften gewann beim Steigen, ungeachtet des Dunstes,

der weit hinaus bis über den Pacific lagerte. Die erste grüne Bergkette lag hinter uns; wir dampften in vielfachen, sich emporwindenden Schleifen um den Agua. Frischer Bergwald mit Nadelholz und Wiesen erfreute das Auge wie im Schwarzwald, auf den Stationen das in Guatemala besonders farbenreiche Bild der Früchte verkaufenden Indianerinnen. Reizend war dann die Fahrt um den anmutigen, von bedeutendem, malerisch geformtem Gebirge teilweise umfaßten Amatitlansee, an dem das Schienengeleise sich bis zum von klaren Wellen umplätscherten Schilf hinzog. Nicht gar zu eng und nicht völlig bergumschlossen, vereinigt der See Lieblichkeit mit großartigen Zügen. Bei vier Kilometer Breite beträgt seine Länge 12 Kilometer. Am höchsten ragt im Süden der vierkraterige Pacaya, nämlich in 2250 Meter Meereshöhe. Den Seeabfluß zur Pacificküste bildet der wilde, nicht schiffbare Rio Micharaya, der unterirdische Zuflüsse und Wasserfälle von überwältigender Großartigkeit haben soll. Die Deutschen in Guatemala benutzen den See gern zu Ausflügen; da er heiße Quellen besitzt, sind auch Bäder an ihm eingerichtet, die jedoch ziemlich anspruchslos zu sein scheinen. Wir gewahrten die aufsteigenden Dämpfe. Wäscherinnen zwischen Schilf und Weiden, eine blattumspinnene, alte Kirche boten allerliebste Genrebilder. Leider waren die weiteren Ausblicke nicht klar genug. Hier hatten wir das Bereich des Kakao's, wohl auch des Zuckerrohrs und der in früheren Zeiten bedeutenden Cochenillezucht verlassen, und die Kaffeedistrikte mehrten sich. Nach weiterem Steigen war die große Ebene erreicht, auf der das Gelände nach der Hauptstadt zu etwas fällt. Für die vielen, schweren Lastzüge ist die ganze, 170 Kilometer lange Bahn eine schwierig befahr-

bare, zu der man gute Maschinisten, ausschließlich Nordamerikaner, gebraucht. Guatemala-Hauptstadt liegt nahezu 1500 Meter hoch. Der Bahnhof, nicht sehr groß, machte doch den Eindruck, der einer größeren Stadt zu sein, für die Guatemala mit seinen etwa achtzigtausend Einwohnern auch gelten darf.

Mr. Hodgson nahm sich meiner weiter an, indem er durch seinen Diener für mein Gepäck sorgen ließ; dann fuhr ich mit den übrigen Herren im Hotelwagen nach der Stadt. Bei der Fahrt fiel mir am meisten das fürchterliche Pflaster auf. Nach spanischer Art senkt es sich in vielen Straßen nach der Mitte zu, wo oblonge, gehöhlte Steine einen Wasserabfluß bilden. Im Sattel ist es minder qualvoll zu passieren; auch erlauben die Bürgersteige, die zwar breiter sein könnten, ein ganz bequemes Gehen. Das „Gran Hotel“ imponierte mir zunächst trotz seines pompösen Namens gar nicht. Außerlich machte sich das zweistöckige, einen hübschen Patio umschließende und geräumige Gebäude nicht übel, wenn es auch nicht auf der Höhe eines modernen ersten Hotels einer großen Stadt stand. Auch hier war der Wirt ein Deutscher, ein konkurrenzloser und daher etwas kurz angebundener Herr. Die Bedienung ließ sehr zu wünschen übrig, wobei man in Betracht zu ziehen hat, daß im romanischen Amerika selbst bei guter Bezahlung sich ein ordentliches Personal schwer beschaffen und noch schwerer halten läßt. In Privatdiensten soll man schon bessere Leute finden; dort hat man auch weibliches einheimisches Personal, was in den Gasthäusern weniger der Fall zu sein scheint. Im allgemeinen habe ich die Hausfrauen über die indianische oder mischblütige Bedienung sehr klagen hören, nur einzelne rühmten mit Wärme ihre

„Perlen“. Zunächst fühlte ich mich geneigt, über meinen Besuch Guatemalas lagenjämmerliche Empfindungen zu hegen, später fand ich dann die Stadt so interessant, daß ich meinen Aufenthalt sehr gern ausgedehnt haben würde.

Während Columbien und Nicaragua noch nicht recht zur inneren Behaglichkeit kamen, sah es, gleichwie in Costarica und in San Salvador, auch in Guatemala ganz friedlich aus. Freilich bleiben Land und Leute immer vulkanischer Natur; der Anschein sprach indessen für Fortdauer geordneter Verhältnisse.

In Salvador spürte man hinter den Kulissen die leitende militärische Hand des früheren Präsidenten und man achtete das derzeitige Oberhaupt der kleinen Republik. In Guatemala hegte man weniger Zuneigung; allein auch hier schien der Präsident Cabrera, ebenfalls ein früherer Advokat, es zu verstehen, mit seinen Pappenheimern umzuspringen; er ist dann später, entgegen dem Wahlgesez, auf sechs Jahre wieder „gewählt“ worden. Die nordamerikanische Unterstützung hat er sich zu sichern verstanden. Viele Deutsche sagten: Besser Cabrera, als wiederum Revolution! Mit dem Geschäft war man in San Salvador zufriedener als in Guatemala. Von seiten der deutschen Kaufleute und Kaffeepflanzer hörte ich hier noch schlimmer klagen als in Costarica. In Salvador hat man wenigstens Silber — der einheimische Taler Papier wertete etwa $\frac{1}{7}$ bis $\frac{1}{8}$ des amerikanischen Golddollars. In Guatemala, wo man nur Papier und Nidel sah, betrug derselbe Maßstab $\frac{1}{12}$ bis $\frac{1}{14}$, d. h.: der einheimische Taler, der einstmals 4 Mark gleich dem Golddollar wert war, bedeutete in diesem Lande der auf dem Papier stehenden Goldwährung kaum 30 Pfennige! Selbst

in Nicaragua stand der Peso besser. Alles Gold ist für Rimessen außer Landes gegangen, ein Teil auch zur Verwendung als Schmucksachen verschwunden; desgleichen Silber. Man hatte einst sogar niedliche winzige Goldmünzen im Werte von ca. 2 Mark, die zu letzterem Zweck besonders Anklang fanden.

Der zu Kaffeesturz und Währungsmissere noch hinzutretene Erdbebenschaden hat weniger Unheil angerichtet, als es zunächst schien.

Guatemala bleibt nach wie vor ein unverwüstlich herrliches Stück Erde, das durch ein gewaltiges Hochland, auf dem auch Weizen gedeiht, an Großartigkeit die Landschaften Costaricas (vielleicht mit Ausnahme der noch ziemlich unbekanntem Gebirge über Santa Maria de Dota bis Panamá) wie San Salvador's noch überbietet. Groß ist daneben der Reichtum an Wasser und Wasserkraft, woran es in Salvador etwas mangelt, das ebensowenig das ausgedehnte fruchtbare Tiefland Guatemalas besitzt.

Wie Salvador interessiert sich Guatemala lebhaft für die Entwicklung seiner Küstenplätze an der pacifischen Seite. Für Salvador bedeutet das ja alles, während das ausgedehnte Guatemala auch über die Atlanticseite verfügt.





In Guatemala-Hauptstadt.

Junge Kaufleute. — Cocktail und Knobelbecher. — Chefs und Angestellte. — Im nordamerikanischen Fahrwasser. — Gründung der Bank für Zentralamerika. — Der Minister von Seefried. — Fremde Diplomaten. — Die Firmen Schlubach und Koch, Hachmann & Co. — Ein Eisenbahnattentat. — Abendlicher Spaziergang. — Ball im Guatemalaklub. — Anziehungskraft der spanischen Sprache. — Keine Stadtpläne. — Malerische Bauten und Indianertypen. — Unangenehme Eindrücke beim Stiergefecht. — Risforma und Hippodrom. — Verhaftung eines Deutschen. — Zahnärztliches. — Vorbereitungen für den Ritt zur Küste. — Guatemaltefische Beamte. — Der Nordbahnvertrag mit den Nordamerikanern und seine Bedeutung. — Ausbau der pacifischen Längsbahn. — Glieder der Panamerikanischen Bahn. — Die Panamerikanische Bahn als politisches Rückgrat.

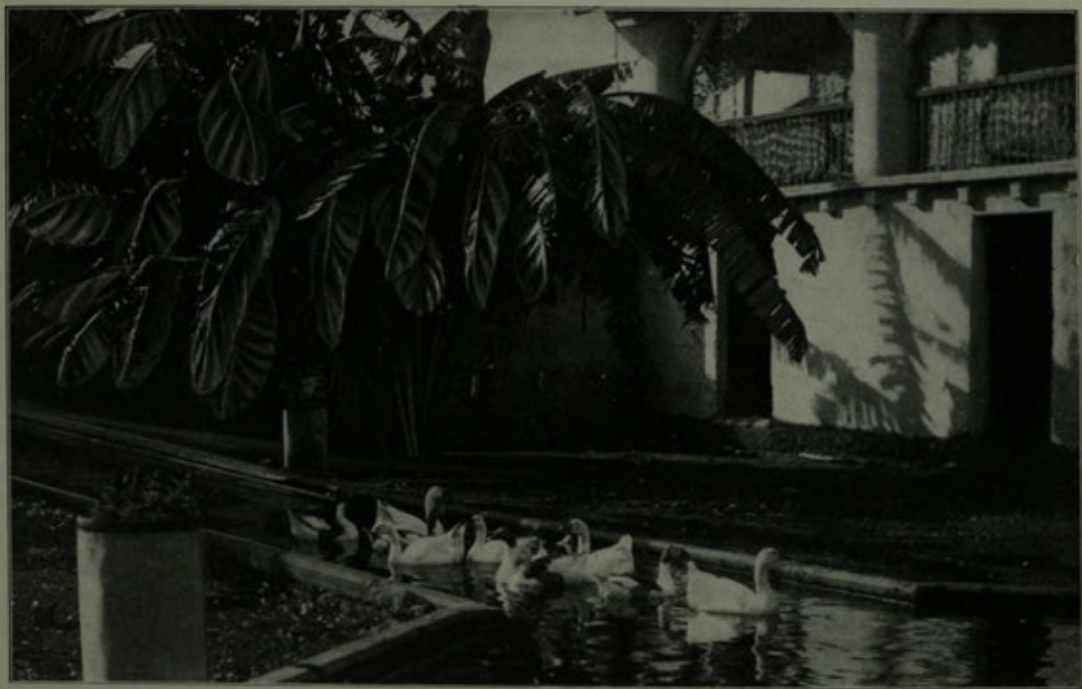
Ich richtete mich also in der Stadt Guatemala, 1480 Meter über dem Stillen Ozean, einige Wochen häuslich ein. Der frühere deutsche Gesandte, Herr v. Voigts-Mheez, der wegen seiner allezeit bewiesenen Energie, die wir in Amerika von oben bis unten in erster Linie gebrauchen, bei vielen Deutschen Guatemalas noch in bestem Andenken stand, hatte mir verschiedene Privatempfehlungen mitgegeben, die ich jetzt benutzte.

Ich speiste im Grillroom öfter mit einem deutschen Reisenden, den ich schon in Costarica getroffen, und einem glattrasierten englischen Reisenden. Der erste vertrat ein nordamerikanisches Haus in San Francisco, also die Kon-

kurrenz; der zweite blieb mir durch ein delirienhaftes Verlangen im Gedächtnis, das er einmal nach allzu reichlichem Alkoholgenuß in unheimlicher Weise äußerte. Er fragte nämlich plötzlich aufgeregt, wer der Vierte gewesen sei, der mit uns am Tische gegessen habe. Unsere bestimmte Versicherung, daß wir nur unserer drei gewesen wären, vermochte ihn nicht zu beruhigen. Später wurde er dann wieder scheinbar vernünftig. Ein blutjunger, durch Magenkrankheit in ganz elenden Körperzustand geratener deutscher Kaufmann, dessen frühe Selbständigkeit ich bewunderte, hielt im Hotel ein Musterlager für ein Solinger Haus. Mir ward erzählt, alle Fremden würden in Guatemala zunächst magenleidend. Daß dies nicht nur von zu vielem Cocktailtrinken herkommt, weiß ich; andererseits ist diese Unsitte auch gewiß nicht magenstärkend. In Guatemala beherrschte der Knobelbecher die männlichen Zusammenkünfte vollständiger noch als in Costarica. Nicht nur vor jeder Mahlzeit saßen die den Knobelbecher schwingenden Gruppen um die Tischchen im Bar-Zimmer; wo und wann sich überhaupt Gäste niederließen, traten alsbald die Würfel in Tätigkeit. Deutsche, Engländer, Nordamerikaner, Spanier usw. waren gleich eifrig dabei. Ich habe nun gar nichts gegen eine gelegentliche gemütliche Knobelei, doch in diesem gewohnheitsmäßigen Übermaß wirkt sie für manche beinahe demoralisierend. Sie verleitet zum Geldausgeben über die Verhältnisse, zum Trinken über Wollen und Können, zur Stumpfsinnpflege in der Gesellschaft. Sie ist noch schlimmer als das „Skatdreschen“. Wie man in dem an geistigen Interessen so armen Auslande zu dieser Ausartung des Geselligkeitstriebes kommt, ist sehr wohl zu verstehen; man erhielte auch nur ein Hohngelächter

zur Antwort, wollte man dagegen eifern, weshalb ich mich lediglich auf eine bedauernde Feststellung beschränke. Im nordamerikanischen Guatemalaklub, in den ich durch Mr. Willards Freundlichkeit sofort eingeführt wurde, grassierte dies Übel mindestens so stark wie im deutschen Klub. Viele Deutsche sind auch Mitglieder des erstgenannten Klubs und wählen ihn zum täglichen Verkehr. Es ist eine fast allgemeine Ausländerscheinung dies Bevorzugen fremder Klubs durch wohlhabendere Deutsche, insonderheit durch die Herren Chefs. Beiträge zahlen sie für beide, vertreten auch das Deutschtum bei den üblichen Anlässen. Um so mehr muß man diejenigen anerkennen, die auch in der Geselligkeit in erster Linie Deutsche bleiben. Das verträgt sich vollkommen mit guten persönlichen Beziehungen zu Nichtdeutschen. In Guatemala dürfte dies Verhältnis übrigens ein recht gutes, sogar ein besseres als manchmal zwischen den Landsleuten selber sein. Mitwirkender Umstand für die eben überall vorkommende und häufig getadelte Neigung namentlich zu englischen Klubs ist die oft größere Behaglichkeit der Einrichtung, ferner ein mildernder, daß die Geschäftsleute in ihren Gesprächen sich einmal weniger Zwang auferlegen und möglichst in Fühlung mit ihren fremden Konkurrenten bleiben möchten. Erfreulicherweise findet man an einzelnen Auslandsorten auch deutsche Klubs als die bestausgestatteten und wiederum von den Fremden gesuchtesten. Dort wird man immer bemerken, daß Chefs und Angestellte einig zusammenhalten und ihr Deutschtum über alle anderen Gefühle stellen. Warum sollte dies nicht überall durchführbar sein? Das Gelingen käme zumeist auf die Herren Chefs an.

Die meisten Großkaufleute in Guatemala stehen in Beziehung zum Kaffeegeschäft; viele sind selber Eigen-



Im Hofe eines deutschen Kaffeebeneficios in Guatemala.

tümer von Kaffee-Fincas und Kaffee-Beneficios. Beim Kapitel Costarica habe ich mich schon über den durch Sinken der Kaffeepreise und Entwertung der Baluta üblen Zustand des Landes verbreitet gehabt. In Guatemala scheint dies noch schlimmer, ja, fast ein Zusammenbruch gewesen zu sein. Inzwischen hatten sich die Verhältnisse gebessert, wennschon sie noch keineswegs ideale waren. Sie werden es auch nicht, solange bis nicht eine energische und wahrhaft patriotische Regierung dauernd ans Ruder kommt. Aber bei der Indolenz der Guatemalteken ist nicht viel Hoffnung zu hegen. Nur der nordamerikanische Einfluß kann und wird hier, wie es scheint, mit der Zeit bessernd eingreifen. Damit waren viele guatemalteckische Geschäftsleute und Politiker einverstanden. Das bedeutete aber die allmähliche völlige Beseitigung deutscher Interessen. Ich will nicht sagen, daß deutsche Firmen nicht mehr bestehen könnten; einzelne würden sogar bessere Geschäfte als zuvor machen, allein sie müßten nach und nach völlig zu Ex- und Importeuren der Vereinigten Staaten werden und mehr Kapitalien Deutschland entziehen helfen, als sie dorthin bringen. Ich fürchte, es sind schon heute dort deutsche Geschäftsleute, die es aufgegeben haben, noch irgend etwas von deutscher Initiative zu hoffen, und die bereits im nordamerikanischen Fahrwasser segeln. — Mit um so größerer Genugtuung darf man deshalb die mittlerweile erfolgte Gründung einer „Bank für Zentralamerika“ in Guatemala-Hauptstadt durch deutsche Firmen unter Anteilnahme der Deutschen Bank begrüßen. Sie scheint zu beweisen, daß die deutsche Kaufmannschaft sich wirklich zur Verteidigung ihrer großen Interessen in Zentralamerika, zunächst in Guatemala, dem wichtigsten und merkantil vorgeschrittensten Staat,

aufgerafft hat. Möge die neue Bank nun frei von deutscher Pedanterie und deutschen Herbigkeiten im persönlichen Verkehr zu einem wahrhaft nationalen Rückgrat in Zentralamerika werden!

Früher ging es in Guatemala Stadt und Land großartig her. Geld hatte für viele Kaffee-Leute kaum einen Wert mehr. Der bescheidenen Geselligkeit, der einfacheren Einrichtung, der beschränkteren Gastfreundschaft merkt man heute den Einfluß der empfangenen Lehren an. Diese Zügelung der Üppigkeit, von der die Cocktailknobelei noch ein schwacher Rest war, wäre wohl das mindeste Unglück, wenn dieses nur sonst erziehend wirken würde. Hoffentlich ist es der Fall gewesen! Die Gehälter der Durchschnittsangestellten — also nicht die der unentbehrlichen Managers — schienen mir ziemlich gering zu sein. Die jungen Kaufleute finden draußen oft eine freiere Stellung, der finanzielle Gewinn aber ist dem Risiko und der Arbeit nicht immer entsprechend, und der besseren Lebensgenüsse gibt es draußen weniger als daheim. Wirkliche Kräfte freilich haben allerlei besondere Chancen, Bummler kommen erst recht zu nichts.

Von den feineren Ladengeschäften schien sich ein erheblicher Bruchteil in deutschen Händen zu befinden und den Besitzern ganz guten Gewinn abzuwerfen, wenigstens machte es den Eindruck, als ob ziemlich lebhaft gekauft werde.

Der deutsche Gesandte — Minister, wie es draußen heißt — bei den zentralamerikanischen Republiken (mit Ausnahme Mexikos), Freiherr Seefried von Buttenheim, empfing mich in seinem Hause aufs gastlichste. Er ist ein sehr verbindlicher Süddeutscher, ebenso seine lebenswürdige Frau Gemahlin, eine Tochter Generals von der

Tann. Ich traf dort einmal mehrere der in Guatemala beglaubigten fremden Herren Diplomaten, von denen mir der mexikanische Gesandte und seine Gemahlin als besonders sympathisch sowie der Nordamerikaner als interessante Persönlichkeit im Gedächtnis geblieben sind. In derselben Gesellschaft traf ich die jungen Kompagnons des Herrn Dauch, die Gebrüder Schlubach aus Hamburg. Von allen habe ich viele Freundlichkeiten erfahren. Die Firma Schlubach, die durch kluge und energische Tätigkeit manche Verluste der schlimmen Zeiten ausgeglichen hat, genießt durch ganz Guatemala großes Ansehen. Der älteste, zurzeit abwesende Bruder wurde Schwiegerjohn des nordamerikanischen Gesandten. Ein anderer Herr, an den ich empfohlen war, hatte sich in früherer amtlicher Tätigkeit die Feindschaft eines Theils der deutschen Kolonie zugezogen; ich kann nur sagen, daß ich bei ihm die denkbar freundlichste Aufnahme und hilfsreichste Gesinnung fand. Dasselbe geschah auch im Hause des Hamburger Kaufmanns Herrn Haß, Mitchells der gleichfalls sehr bekannten Firma Koch, Hachmann & Co., eines Kieler Lehrersohns, der sich durch hervorragende Tüchtigkeit selber seinen Weg gebahnt hat. Eingeführt in das Heim des Schweizers Herrn Koch, traf ich dessen alten Schwiegervater, der einst als ein Trompeter in Kaiser Maximilians Armee nach Mexiko kam und sich dann zum Besitzer von Kaffeeplantagen in Guatemala aufschwang.

Es gab viele schöne Blumen und ausgezeichnete Erdbeeren zum Verkauf, insofern kam ich zu guter Zeit ins Land; andererseits hatte die Regenzeit — es war Mitte des April — bereits begonnen, die jetzt und auch später recht störend auf meine Pläne einwirken sollte. In den vorhergehenden Tagen aber drückte die Hitze der Luft

vormittags wie nachmittags, während die Berge ringsum ganz im Dunst lagen.

Wie ich erfuhr, war auf den Zug von San José de Guatemala nach der Hauptstadt einen Tag nach unserer Befahrung dieser Strecke ein Attentat verübt worden, das die Maschine zur Entgleisung brachte. Die Passagiere hatten die Nacht auf der Strecke zubringen müssen. Ein paar junge Leute traten den langen, beschwerlichen Fußmarsch nach der Hauptstadt an, um Angehörige zu benachrichtigen und das Absenden von Lebensmitteln zu veranlassen. Charakteristischerweise für die herrschenden Verhältnisse konnten sie aber niemand austreiben, der das Hinausschaffen des Proviantes während der Nacht übernehmen wollte. Das Attentat, das durch Eintreiben von Nägeln in den Spalt zwischen aneinanderstoßende Schienen versucht worden war, hatte sich glücklicherweise noch bei hellem Tage ereignet. Infolgedessen gelang es, die der Lokomotive folgenden Wagen rechtzeitig zu bremsen, sonst wäre, da die Attentatstelle sich an einer scharfen Kurve unmittelbar vor einem tiefen Abgrund befand, eine Katastrophe schlimmster Art eingetreten. Dieselbe Stelle ist schon wiederholt zu verbrecherischen Anschlägen gegen den Zug benutzt worden. Leider wurden die Täter, vermutlich anwohnende Ladinos, niemals gefaßt. Das Motiv scheint Zorn gegen die Eisenbahn zu sein, die irgendwelche Interessen schädigte, und vielleicht auch der Wunsch, Menschen zu töten. An einem gewissen Punkte des Amatitlansees pflegte früher gelegentlich auf die Züge geschossen zu werden; damals aber überraschten vom Präsidenten entsendete Soldaten die Täter, welche kurzerhand ins nächste Gebüsch geführt und niedergeschossen wurden. Solche summarische Justiz findet sich in Zentralamerika

häufiger; sie wird verständlich unter Verhältnissen, wo durch Advokatenknisse die ärgsten Verbrechen ungestraft bleiben. Ein beliebtes Mittel, Exekutionen ohne spätere Scherereien durchzuführen, besteht z. B. darin, daß die Transporteure angeben, sie wären durch einen Fluchtversuch der Verbrecher zum Feuergeben gezwungen gewesen.

Ganz sicher sollte es abends auch in der Umgebung der Hauptstadt nicht sein. Man sagte mir, es sei beim späten Nachhausekommen aus einer der vom Zentrum entfernten Villen doch ratsam, einen Revolver bei sich zu führen. Die Polizei scheint aufzupassen. Als Mr. Willards eines Abends mit mir auf den Cerro del Carmen außerhalb der Stadt ging, um mir von dort das elektrisch erleuchtete Stadtbild zu zeigen, trat wenigstens im Dunkel ein bewaffneter Polizeimann auf uns zu, um sich zu überzeugen, wer wir wären. Ist schon das Pflaster in den Hauptstraßen niederträchtig, so kann man sich denken, daß die Wege außerhalb der Stadt erst recht zu wünschen übrig lassen, besonders in der Finsternis, wie sie an jenem Abend herrschte, und auf zerklüftetem, felsigem Boden. Auf dem Cerro del Carmen steht die höchst malerische, alte Klosterkirche La Hermita. Den herrlichen Blick von diesem Hügel genoß ich erst später; doch auch das Nachtbild fesselte. Die Lichter funkelten im Dreiviertelkreise ringsum in überraschender Ausdehnung. Man hätte auf eine Stadt von mehreren hunderttausend Einwohnern schließen können. Wo die Plaza liegt, schließt sich der Funkelelanz dichter. Ungewiß sieht man die dunklen Dome und Kirchen ragen, während die Vulkanriesen des fernen Hintergrundes der wechselvollen Hochebene sich noch ungewisser und dunkler vom Nachtfirmament abheben. Mr.

Willards erzählte mir, zwei Gesellschaften seien in getrennten Gebieten an der Stadtbeleuchtung beteiligt, eine ältere, einheimische und die neue von Siemens & Halske, die zweite mit besserem Erfolg. Ein Geschäft mache die deutsche Firma zunächst kaum, doch an der Einrichtung sei viel verdient worden. Ferner berichtete er mir von Gängen, welche die Kirchen und alten Klöster untereinander verbänden. Schon seit Jahren sind unter dem in der Schlacht bei Chelchuapa gefallenen Präsidenten Rufino Barrios die Klöster aufgehoben und deren Güter eingezogen worden. Viele der heutigen öffentlichen Gebäude, z. B. das Nationalkolleg, sind Eigentum der Kirche gewesen. Mönche und Nonnen wurden damals einfach auf Schiffen nach Panamá gebracht. Viele von ihnen sollen sich in Peru niedergelassen haben. Wie man mir sagte, würde das Amtsortnat der Priester noch heute nicht auf den Straßen Guatemalas geduldet.

Beim Heimwege gingen wir an dem vielleicht stattlichsten neueren Gebäude Guatemalas vorüber, dem Theater, dessen hohes Säulenportal hinter einem Schmuckplatz emporstieg. Derselbe Zug von Größenwahn, wie in San José di Costarica und San Salvador, denn natürlich ist ein solcher Luxusbau für ein so kleines Theaterpublikum nicht angebracht. Wie sehr der frühere Luxus geschwunden sein mußte, glaubte ich auch auf einem Ball im nordamerikanischen Guatemala-Klub zu bemerken. Zu diesem Zweck erschienen die sonst recht netten Klubräume, das ehemalige Privathaus des Herrn Generalkonsuls Payens, kaum ausreichend. Der bescheidene Schmuck bestand überwiegend in nordamerikanischen Flaggen. Die Gesellschaft setzte sich ziemlich zu gleichen Hälften aus Fremden, darunter nicht sehr zahlreichen Deutschen, und Einheimischen

zusammen. Der Verkehrston schien mir aus einer nicht üblen Mischung von Etikette und einer gewissen Formlosigkeit zu bestehen. Unter den Nordamerikanern soll übrigens das Judentum einen nicht unerheblichen Prozentsatz bilden. Meist wurden endlose, langsame Walzer getanzt. Die reiche Herrenzahl schien recht bequem zu sein.

Einige Leutnants spielten gar keine Rolle; man sagte mir, sie hätten lediglich Zutritt gefunden, weil sie besseren Familien und der leidlich angesehenen Artillerie angehörten. Ich beobachtete nur ziemlich anspruchslose Toiletten (es war auch wohl kein Paradeball), einige interessante Mädchengesichter und verhältnismäßig viele ältere Damen, die es in Europa vielleicht nicht mehr gewagt hätten, so temperamentvoll zu tanzen. Statt sich an ihren Tänzer zu halten, heben die Damen, etwas abgekehrt, ihre gerasste Schleppe. Das sieht weniger hingebungsvoll und recht zierlich aus. Ich bemerkte nichts von dem bei uns Mode gewordenen Luxus bei Tische. Die kalten Speisen waren ganz einfach, Tee, Mosel, Seltenerwasser usw. wurde getrunken, aber kein Champagnerpfropfen knallte. Auch das ist früher wohl anders gewesen.

Man hörte sehr viel spanisches Gespräch. Nicht nur die Deutschen, nein, auch die Angelsachsen nehmen leicht die spanische Sprache an; mir scheint, sie geben sich mehr Mühe, sich zu romanisieren, als die Spanier, sich zu anglisieren. Unverkennbar tritt dies bei Mischheiraten hervor. Wenn man durch das gewaltige spanische Sprachgebiet in Amerika reist, bekommt man überhaupt erst einen Begriff davon, was die spanische Welt heute noch auf dem Erdball bedeutet. Man spricht immer zu viel von einer niedergehenden Rasse, wobei man sich eine Handvoll von kümmerlichen Leuten vorstellt, die bald

aus der Liste der lebenden Nationen gestrichen sein würden. Nichts falscher als das! Wie der deutsche Binnenländer häufig keinen zutreffenden Begriff von der noch sehr lebendigen englischen Weltmacht hat, so auch keinen von der Bedeutung des Spaniertums. Mittel- und Südamerika werden lange noch Hochburg spanischen Geistes und spanischer Sprache bleiben, selbst wenn eine ganz anders geartete Nation sich dort überall zur politischen Vorherrschaft mit Erfolg aufwerfen kann.

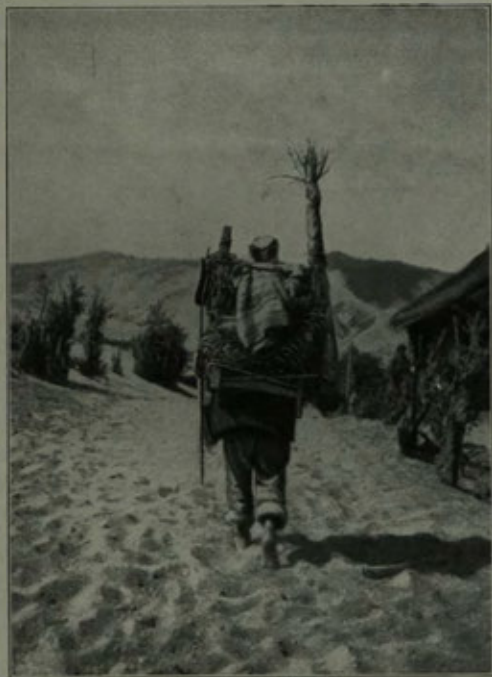
Wir dürften sehr zufrieden sein, falls unsere deutsche Sprache die Anziehungskraft der spanischen besäße!

Den Sonntagmorgen nach dem Ball benutzte ich dazu, das amüsante, schön gepuzte Publikum, Ladinos und Weiße, in den hübschen Placaaanlagen vor der Kathedrale zu beobachten. Einen gedruckten „Führer“ für die Stadt gibt es noch nicht. Anfangs ist man über solche Erfahrung unwillig erstaunt; wenn man dann aber bemerkt, daß im romanischen Amerika selbst in mit stattlichen Buchhandlungen ausgerüsteten Städten von der sechsfachen Größe Guatemalas ein solches uns unentbehrlich scheinendes Büchlein nicht einmal in der Landessprache, geschweige denn in anderen Sprachen, existiert, so wundert man sich nicht weiter. Man ist schon froh, in sehr großen Städten einigermaßen brauchbare und in der Regel recht teure Stadtpläne zur Orientierung kaufen zu können. Es ist also schwierig, sich über das Wissens- und Betrachtungswerte in diesen Städten zu unterrichten; man müßte es aus Büchern zusammenholen, die man natürlich nicht zur Hand hat. Die mündliche Auskunft durch Einheimische wird man in der Regel außerordentlich unzureichend finden.

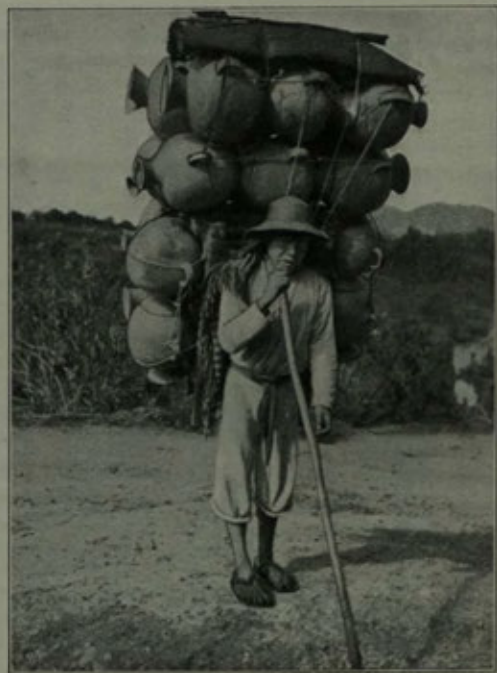
Guatemala ist durch Gebäude, Landschaft und Volks-

staffage eine der malerischsten Städte, die ich kennen gelernt habe. Ich sprach es schon an anderer Stelle aus, wie verwunderlich es sei, daß diese Fundgrube von Malern, vorzüglich Aquarellmalern, noch gar nicht genug gewürdigt, ja gar nicht entdeckt zu sein scheint. Dabei wird ihnen auf unschwer durch das Land zu bewerkstelligenden Reisen des Lieblichen und Großartigen so viel geboten, wie nur an wenigen Punkten der Erde. Der dem Praktischen nachgehende Landsmann in Guatemala wird mir vielleicht nicht einmal recht geben, weil ihm der Sinn für malerische Winkel zwischen mächtigen Steinmauern oder alten Kirchen, für das bunte Markttreiben der Indianer usw. fehlt; er wird über die langweiligen holperigen Straßen, über den Mangel an allem, „wo etwas los ist“, klagen, aber der Künstler darf sich ruhig von mir beraten lassen. Die niedrigen spanischen Häuser bieten nun auch äußerlich nicht viel; ihr Hauptreiz liegt in der Regel, wie bei chinesischen Häusern, dem fremden Auge abgekehrt, in den Patios, den Höfen. Immerhin wirken sie charaktervoller, als das mehrstöckige, konventionelle Mietshaus, das anfängt, sich einzudrängen, ja, manchmal, mit einfachen Mitteln, ausgesprochen vornehm. Dem Hochebenenklima entsprechend sind hier nicht, wie im tieferen Tropenlande, die Zimmer wie Gewölbe gehalten, sondern mehr erdgeschosshartig, die Fenster nicht türartig bis zum Fußboden durchgeführt, wie bei jenen doch gern benutzt als Ausschauplatz der Frauen. Die dreischiffige, steinerne Kathedrale zeigt im Außern manchen stillen Pomp; ihre gelbglasierte Kuppel wirkt nicht übel. Die weißen Rundbogen und Wände des Inneren erfreuen durch eine wohlthuende Einfachheit; auch die Bilder sind besser, als man sie häufig im Kirchenschmuck

zu sehen bekommt. Hinter der Kathedrale, an schmaler Gasse, liegt die Markthalle, die hier keiner Sonntagsruhe untersteht. Vor ihr habe ich oft, mit mehr Eifer, als Erfolg, mit meiner Camera gestanden, um die aus- und einströmenden, sowie die in Gruppen auf dem Pflaster hockenden und ihre Speisen kochenden und verzehrenden Indianer zu photographieren. Die selbstverfertigten Kleidungsstücke der Guatemala-Indianerinnen sind ungemein farben- und musterreich, sehr an die Gewebe und Stidereien unserer südosteuropäischen Völkerschaften erinnernd. Die Männer fallen durch braunweiß-gewürfelte Decken auf, ihre Schutz- und Schlafdecken von urwüchsig derber Wolle, die sie wie Bergschotten rock- oder schürzenartig um die Hüften schlagen. Vielsach tragen sie weiße Anzüge, die je nach Stamm und Heimatsdorf verschiedenfarbig, meist rot verziert sind. Die kurzen, weiten Hosen erinnern an Weiberhosen, wie sie auch bei den Chinesen beliebt sind. Gern tragen die Männer Strohhüte oder eigenartig geschlungene Kopftücher; die Weiber lieben bloße Köpfe und lange Zöpfe. Ich schildere die Leute noch später nach Begegnungen auf der Landstraße. Ihren Hundetrab-Lauffschritt, eine der allersonderbarsten ihrer Gewohnheiten, setzen sie auch in der Stadt oft fort. Man sieht viel schönere und edlere Gesichtszüge, als bei den Indianern Nordamerikas, wenschon es auch unter ihnen manche häßlichen Typen gibt. Kinder und junge Mädchen habe ich bisweilen ganz reizend gefunden. Es gibt schmutzige und reinliche Stämme, sogar sehr reinliche, die sich vorteilhaft von den Ladinos unterscheiden. Ich gewann Sympathien für das Volk, zumal später auf dem Lande. Einige der langen Vorstädte Guatemalas muten bereits ganz indianisch an. Interessant sind diese Teile; Rein-



Im Verschüttungsgebiet des Santa Maria
in Guatemala.



Ein indianischer wandernder Topfhändler
in Guatemala.

lichkeit ist freilich nicht ihr bestechendster Zug. Ein solches neu herzuziehendes Stadtvolk verliert wohl besonders leicht die guten Sitten der Kulturunberührtheit und nimmt in erster Linie die schlechten Eigenschaften des niederen Mischlingsvolkes an. Daher auch die zudringliche Bettelei schmutziger oder krüppelhafter Gestalten in der Nähe der Kirchen. Die Zivilisation hat die Guatemala-Indianer, deren Zahl nahezu zwei Drittel der eineinhalb Millionen Landesbewohner beträgt, zu katholischen Christen gemacht, die einen Hauptbestandteil der auf den Kirchenfliesen vor den Altären knienden Andächtigen bilden.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich hier alle meine Spaziergänge in Guatemala-Hauptstadt schildern, genug, ich war täglich entzückt von allem, was ich an Naturschönheit und Eigenart sah. Morgens flogen die weißen Wolken wie Rauch dicht über die Dächer; mit erstaunlicher Pünktlichkeit ballte sich mittags das dunkle Gewittergewölk zusammen, und dann prasselte es nachmittags vom Himmel herunter, den Aufenthalt im Freien unmöglich machend. — Zum ersten Male besuchte ich ein Stiergefecht, das in der sonntäglich gefüllten Arena als eine „Böhlthätigkeits-Vorstellung“ stattfand. Die roten Stufen harmonierten gut zum grünen Grunde. Viele Frauen saßen auf den Bänken. Der feierliche Aufzug von Toreadores, Picadores, Banderilleros usw. in spanischer Fechtertracht — einige auch in Zivil, mit rotem Schlips — gewährte ein hübsches Bild. Zunächst schritt ein junger, grauer Stier auf den Kampfplatz, der sofort die vorgehaltenen Tücher annahm. Die Männer sprangen geschickt hinter die vor der Brüstung stehenden Schutzwehren oder über jene fort. Dann ward das Tier in üblicher Weise durch behänderte Stachelspitzen gespickt,

während ihm außerdem mit Lanzen zugefetzt wurde. Der Stier quetschte einen der Lanzenreiter an die Wand, wobei er seine Hörner einigemale in die Weichen des armen Pferdes stieß. Pferd und Reiter brachen zusammen, konnten sich aber wieder erheben und die Arena verlassen. Hiermit hatte ich eigentlich schon genug von der Tierquälerei, über die das Publikum jubelte. Schließlich sah ich noch den ziemlich ruhigen Kampf des Toreros, der das rote Tuch und die lange Espada hielt. Es war ein schlanker, junger Mann im Ziviljackett, also ein Amateur, wie es deren viele in allen Ständen gibt. Zunächst verwundete er nur durch einen Stich den Stier, der darauf allen Mut verlor, stillstehend scharfte und sich hilflos den Ausgang ansah. Dieser verzweiflungsvolle Wunsch des Tieres, zu fliehen, erweckte mir ein quälendes Mitgefühl. Zum zweiten Male ward es angegriffen. Unter frenetischem Beifall der Menschen bohrte sich der Degen ihm bis zum Hest in die Gegend des Schulterblattes ein, wo er stecken blieb. Das arme Tier schnappte, auf gespreizten Beinen stehend, mit rückwärts gewendetem Kopfe, immer nach seiner Schulter, als wolle es sich von einem ihm unbegreiflich störenden Gegenstand befreien. Dann schwankte es, brach zusammen und lag sterbend auf der Seite. Ungeheurer Jubel! Ich konnte das Schauspiel nicht länger ertragen. Draußen in den Ställen sah ich noch einen großen hellbraunen Stier, der später sein Ende sehr energisch verteidigt haben soll. Empört verließ ich die Arena. Ein Volk ohne Mitleid! Es war mir ganz unsympathisch geworden, und das Gefühl des Efels wirkte noch lange in mir fort.

Ungeachtet des drohenden Regens stieg ich die Kalvarienpfadstufen zu einer über dem ärmlichen Stadtteil

auf einzelner Felsen sich erhebenden, blauweiß gestrichenen Kirche empor. Ein prachtvoller Rundblick bot sich von hier über die ganze, im weiten Kreise bergumschlossene Stadt. Phantastisch-gigantisch ragte südwestlich wieder die abgestumpfte Spitze des Aguaqueles, indem er sich durch helleres Gewölk in die dunkelblauen Gewitterwolken bohrte, in deren Dunkel der Fuego und südlich die Pacaya-gruppe völlig verschwunden waren. Prächtigt hob sich davor die Festung der Hauptstadt, ein kapitolartig wirkendes Fort, mit massigen, steilen Mauerpfeilern und über reiche Vegetation schauenden Wällen ab. Rückwärts in der Stadt thronte über den Dächern vor allem die Kirche Santo Domingo, deren freischwebende Kuppel bei den Guatemalteken berühmt ist. In der Nähe stellt sie, namentlich an der Rückseite, mit alten Türmen und gewaltigem Mauerwerk, ein prachtvolles Malermotiv dar, das für die Kamera nur durch die störenden Telegraphenpfähle und -drähte beeinträchtigt wird. Ovale Fenster im Gemäuer mildern das Starre; sie wirken eigenartig, ebenso wie die achteckigen, die ich an einigen älteren Privathäusern sah.

Am stolzesten sind die Bewohner der Hauptstadt auf ihre „Riforma“, eine Prachtstraße, wenigstens geplant gewesene Prachtstraße. Sie führt zum Grunde der vor mehreren Jahren abgehaltenen Ausstellung der zentral-amerikanischen Republiken hinaus. Die ganze Ausstellung war ein Humbug des Größenwahns und der Politik. Für so etwas fehlt die Reife noch ganz und gar, da man auf industriellem Gebiet sich hauptsächlich nur mit fremden Federn schmücken kann. Ob die indianische Hausindustrie eine wesentliche Rolle gespielt hat, weiß ich nicht; diese hat in der Tat in Weberei und Stickerie Besonderes zu

bieten. Eine Reihe von Gebäuden täuscht an der Straße noch heute: Fronten von Villen mit nichts dahinter, Mauern ohne Inhalt, so z. B. eine Kaserne, ein Hospital für alte Leute und der prunkende Abschluß der Straße, die „Riforma“ selbst. Die Wandelaber haben keine Lampen. Das nennt man eine „Prachtstraße“! Die leeren Ausstellungsbauten stehen noch zum Teil. Die Promenaden und Anlagen sind sonst recht hübsch, und was könnten sie in der prächtigen Umrahmung sein! Es gibt auch wirklich niedliche Villen dort, u. a. das ehemalige Heim der deutschen Gesandtschaft, deren Räume sich praktischerweise jetzt dem Verkehr näher befinden. Die Wege der Promenaden dürfen gerühmt werden, was allerdings nicht hindert, auch von erbärmlichen Stellen reden zu müssen, die sich mitten darin befinden. Schöne Reitwege führen durch die Wäldchen. Der prachtvolle Garten und die Finca des von einem jungen Ausländer, der seinen Chef rächen wollte, erschossenen Präsidenten Barrios reiht sich hier, heute im verwilderten Zustande, anderen Parks an. Ferner ein zoologischer Garten, dem die Tiere ausgestorben und nicht ersetzt sind. Dahinter ziehen die imponierenden Bogen der pittoresken, altspanischen Wasserleitung. Diese ganze waldige Umgebung ist so schön, daß die Deutschen gern ihre Sonntagmorgen-Picnicks hier abhalten, was durch eine Maultiertramway erleichtert wird. Dazu bieten auch andere Punkte der von tiefen Einschnitten (Barrancas) gefurchten Hochebene genügend Gelegenheit. Nichts hat mich heimatlicher berührt, als der Auszug einer Kinder-Geburtstagsgesellschaft ins Grüne.

Sehr gefiel mir die Lage der französischen Gesandtschaft, welche sich in anderer Richtung, außerhalb einer bescheidenen Vorstadt befindet, doch mit prachtvollem

Garten unmittelbar an Tannenhügel und Waldwiesen grenzend. Die zweite Hauptpromenade führt — der „Reforma“ entgegengesetzt — zum Hippodrom hinaus. Auch diese kann man eine etwas verwahrloste Prachtstraße in reizvoller Umgebung nennen; mit einigen hübschen Villen macht sie einen bewohnteren Eindruck und verfehlt selbst jetzt ihre Wirkung nicht, wenn sie von Equipagen und einer festlich gekleideten Menge belebt wird. Europäische Städte von gleicher Größe würden sich an solche Straßenanlagen kaum heranwagen. Am Ende sieht man das Hippodrom, ein großes Gebäude mit amphitheatralischen Bänken, und in der Mitte der Rennbahn, als Abschluß der Prachtstraße eine mächtige, wirkungsvolle, griechische Prachthalle, deren auf ionischen Säulen ruhender Giebel-fries in goldenen Lettern die Inschrift zeigt: Manuel Estrada Calvera Presidente de la Republica a la Juventud Estudiosa. Von der Halle aus genießt man einen herrlichen Rundblick auf die Wiesen und Bergwälder, über die Tannenschluchten und Laubholzhöhen und die jetzt wieder im blauschwarzen Gewittergewölk stehenden Vulkanriesen. Der Wind kam vom Pacific her; das Gewitter zog gegen ihn. Unter Blitz und dröhnendem, erderschütterndem Donnerrollen fielen sogar große Hagel-schloßen. Die Regenzeit war übrigens, was ich schon erwähnte, einen Monat zu früh eingetreten, wie man auch im gleichen Jahr in Europa sich über eine völlig unprogrammäßige Behandlung aller meteorologischen Erfahrun-gen zu beklagen hatte.

Inzwischen vernahm man in der Hauptstadt von allerlei kleinen, die Gemüter beschäftigenden Geschehnissen. So war zum Beispiel der nordamerikanische Manager der Nordbahn in betrunkenem Zustande über das Gelände

unserer Hotelstreppe gestürzt und für tot fortgetragen worden. Er schien jedoch mit einer Schädelbeschädigung davonzukommen. Ferner hatten in einer Streikaufregung Eisenbahnangestellte in San José de Guatemala einen chilenischen Kollegen erschossen. Am meisten aber erregte die deutschen Gemüter die plötzliche Verhaftung eines Landsmannes, der früher eine bedeutende Rolle im Lande gespielt hatte. Geschäfte mit der Regierung gelten nicht für ganz einwandsfrei. Dieser Herr schien solche Geschäfte in ausgedehntem Maße betrieben zu haben und wegen nicht erfüllter Vereinbarungen gegen einen Advokaten der Regierung klagbar geworden zu sein. Der Advokat aber lehrte einfach den Spieß um, brachte zwei bezahlte Zeugen zur Stelle, die fälschlich eine gesetzwidrige Handlung des deutschen Herrn beschworen, worauf dieser von der Strafe weg verhaftet wurde. Solche Dinge können in Guatemala sich gegen jedermann jeden Tag ereignen, da Willkür manchmal vor Gesetz geht, und es eine Kleinigkeit ist, Lumpen zum falschen Zeugnis zu gewinnen. Die schlechte Justiz war einer der Gründe, welche die besser gesinnten Guatemalteken gegen die lange Herrschaft des derzeitigen Präsidenten einnahmen, ohne daß sie später imstande gewesen wären, seine Wiederwahl zu verhindern. Mehrere Deutsche, zumal ein Angehöriger einer bekannten Hamburger Familie, befanden sich über den Vorfall in größter Erregung; sie sagten, die deutsche Kolonie dürfe es nicht dulden, daß ein Angehöriger wie ein Dieb auf der Straße transportiert und mit Gefindel zusammengesperrt, namentlich aber nicht, daß er, wie angeordnet war, in das Gefängnis außerhalb der Stadt gebracht werde, wo er völlig der Willkür überliefert sei. Ihrem energischen privaten Vorgehen schien der betreffende Herr seine alsdann

vom Justizminister gegen Bürgschaft, bis zur gerichtlichen Verhandlung, verfügte Entlassung aus der Haft verdankt zu haben. Über den weiteren Verlauf dieser Sache hörte ich nichts mehr.

Ein zweifelhafter Genuß ward mir die Notwendigkeit der Bekanntschaft mit einem guatemaltekischen Zahnarzt. Der junge Mann hatte in San Francisco studiert, machte seine Arbeit ganz ausgezeichnet und relativ billig. Nur seine unsauberen Finger im Munde dulden zu müssen, erfüllte mit Schaudern. Von dem Können deutscher Zahnärzte schien er eine sehr geringe Meinung zu hegen. — Meine Magenverfassung — ich weiß nicht, ob das Wasser mit Schuld daran trug — ward in Guatemala täglich schlechter, steigerte sich sogar zu schmerzhaften Krampfanfällen. Man warnte mich dringend, unter diesen Umständen den beabsichtigten Ritt durchs Innere nach der Pacificküste anzutreten. Schon mancher sei auf diese Weise einem plötzlichen Fieberanfall erlegen. Allein, einerseits wollte ich mein nie wieder einzubringendes Vorhaben nicht aufgeben, anderseits glaubte ich auch nicht, daß es mir unterwegs schlechter gehen könne als in der Stadt, und so traf ich trotzdem meine Vorbereitungen.

Die Herren der Firma Schlubach stellten mir in liebenswürdigster Weise für meine Reise einen zuverlässigen Indianerjungen und zwei Maultiere zur Verfügung; damit war ich der weiteren Verhandlungen mit einem Pferdeverleiher enthoben, die manche Unbequemlichkeit und Kosten für mich zur Folge gehabt haben würden.

Mein größeres Gepäck wollte ich mit dem Dampfer vorausschicken. Zu diesem Zwecke hatte ich es vorher auf dem Zollamt in Guatemala untersuchen zu lassen, hauptsächlich, weil kein Silber ausgeführt werden durfte. Ich

erhielt hier eine Probe, wie guatemaltefische Beamte arbeiten.

Ich war pünktlich um vier Uhr nachmittags mit meinem Gepäck zur Stelle. Es handelte sich nur um eine geringe Mühe, und offenbar hatte keiner der anwesenden Beamten viel zu tun. Doch niemand zeigte Lust, sich zu rühren, und jeder behauptete in nachlässiger Art, die Sache ginge ihn nichts an, und schickte mich zu einem andern, der es ebenso machte; dazwischen ließ man mich warten. Das dauerte, bis es glücklich fünf schlug, und mit dem Schlage fünf erklärte man mir kaltlächelnd, daß für heute Schluß sei. Mir blieb nichts weiteres übrig, als einen anderen Herrn nach meiner Abreise um die Angelegenheit bemühen zu müssen.

*

*

*

In den letzten Tagen meiner Anwesenheit in der Hauptstadt war Guatemala ein großer Wurf gelungen; wenigstens glaubte Guatemala dies, und auch viele Europäer versprachen sich viel davon. Die Eisenbahnen des Landes nämlich sind überwiegend Schmerzenskinder. Es ging nun das Bestreben der Regierung dahin, die zu den Pacificlandungsplätzen führenden Bahnen mit einer nach dem Atlantic führenden in Verbindung zu setzen und so die Hauptstadt, gleichwie in Costarica (resp. auch in Nicaragua), zum Centralpunkt für beide Ozeane zu machen.

Nach dem nördlichsten Pacificladeplatz Ocós führt die Ocósbahn. Sie befand sich, nachdem durch das Erdbeben der Ocóspier in zwei Hälften zertrümmert ward und das Fahrwasser versandete, außer Betrieb. Man erzählte, daß ost- und westnordamerikanische Interessen dort sich befehdet hätten. Letztere hätten durch die Wiederher-

stellung von Ocós Vorteil gehabt, erstere aber nicht, wenigstens einstweilen nicht.

Der erwähnte Wurf aber bestand in dem endlichen Ausbau der Nordbahn Guatemalas nach dem karibischen, also Atlantichafen Puerto Barrios. Deutsches Kapital hat sich hierzu nicht finden wollen, wäre vielleicht auch nicht in dem Maße begünstigt worden. Nordamerikanisches hatte sich gefunden. In Guatemala-Hauptstadt wurde ein illustriertes Extrablatt ausgegeben, das dem Volke den Vertrag mit der nordamerikanischen Gesellschaft verkündete. Wie und welche Vorteile dabei in hohe guatemaltequische Taschen geschlossen sind, meldete das Extrablatt dem Volke natürlich nicht. Einzelne Stücke der Nordbahn waren schon früher ausgeführt; dazwischen bestanden und bestehen Reitwege. Die vorhandene Eisenbahnstrecke ward wegen zahlloser Unfälle gefürchtet. Ohne die Nordamerikaner wäre die Vollendung der Nordbahn wohl niemals zur Tatsache geworden. Jetzt schien sie ebenso wie der Bau des Panamákanals in sichere Aussicht gestellt zu sein; die Nordamerikaner hatten einen Vertrag erlangt, dessen Tragweite für das künftige Schicksal Guatemalas entscheidend sein kann; Puerto Barrios, einer der geschütztesten Häfen der Atlanticseite, wird nordamerikanisch werden, dazu werden dies weite und wichtige Gebiete im Innern.

Also Colón, Bocas del Toro, Puerto Barrios! Port Limón wird über kurz oder lang folgen. Greytown oder Monkey Point dürften einmal das gleiche Schicksal erleben. Honduras wird sich nicht lange sträuben, und bis Mexiko ist die Ostküste Zentralamerikas dann in festen Händen. Doch halt, Britisch-Honduras ist ja noch dazwischen! Ob die neuere Geheimgeschichte der Panamáverträge etwas

über diese und andere Reibungsflächen zwischen den Interessensphären der großen Völkern enthält, weiß die Welt nicht; einstweilen ist man erstaunt, ein wie geringes Aufheben John Bull davon macht, wenn er sich aus geschäftlichen Positionen in Zentral- und Südamerika zurückgedrängt sieht.

Die leitenden Männer der Nordamerikanischen Gesellschaft sind Minor C. Keith aus New York, der große Mann der, wie in einem früheren Kapitel ausgeführt, in Costarica alles beherrschenden United Fruit Company, sowie der kanadische Eisenbahnmann William C. van Horne aus Montreal, der aber ebenfalls Nordamerikaner ist.

Der Guatemala-Nordbahnvertrag dürfte für Europa politisch wichtig genug sein, um die Veröffentlichung eines kurzen Auszugs aus ihm gerechtfertigt erscheinen zu lassen:

Die Regierung von Guatemala übergibt den Unternehmern das ganze vorhandene Material, inkl. Gebäude, Schienen usw., sowie den Pier in Puerto Barrios. Die Bahn ist, wenn auch in sehr mangelhaftem Zustand, fertig von der Küste bis El Rancho San Agustín. Die Unternehmer verpflichten sich, die Bahn bis Guatemala-City in 3½ Jahren fertigzustellen. Die Strecke von El Rancho bis Sanarate wird, vom Unterzeichnungstage ab, in ca. zehn Monaten fertiggestellt sein. Die Unternehmer sind Besitzer der Bahn für die Zeitdauer von 99 Jahren; dann kann die Regierung, wenn sie will, die Bahn käuflich übernehmen oder mit den Inhabern einen Vertrag abschließen. — Von dem Tage an, wo die Bahn fertig ist, von El Rancho bis zur Hauptstadt (teils enorme Steigungen mit denselben Abrutschungsaussichten, wie sie die Bahn Port Limón—San José de Costarica unrentabel machen), haftet während dieses Zeitraumes von 15 Jahren

die Regierung für das Defizit, welches sich ergeben sollte zwischen der Nettoeinnahme der Bahn und einem den Aktionären zu zahlenden Zins von 5 Prozent p. a. auf den Betrag von $4\frac{1}{2}$ Millionen Dollars amerikanisches Gold.

Die Regierung gewährt ferner den Unternehmern ein Wegerecht von 100 Fuß Breite sowie an den Stationen usw. den Grund, der zur Erbauung von Gebäuden benötigt wird.

Der Holzbedarf (auch für Lokomotivheizung) kann gedeckt werden aus Terrains, die der Regierung der Linie entlang gehören.

Außer dem obigen 100 Fuß breiten Terrain konzediert die Regierung der Bahn sämtliche, bis jetzt von den früheren Bauunternehmern bebauten Grundstücke, 30 Blocks in Puerto Barrios, je eine Meile Uferterrain zu beiden Seiten des Piers in Puerto Barrios, von 100 Yards Breite. Letztere Strecke kann die Regierung der Bahn abnehmen, sobald es sich um die Verteidigung des Landes handelt. — Ferner erhielt die Bahn 1500 Caballerias (à 45 Hektar) Land in den Anden des Landes, nach eigener Wahl der Gesellschaft, dann freien Transport aller für die Bahn und für die Bahnangestellten nötigen Artikel, und noch weitere Konzessionen mehr!

Selbst deutsche Firmen, namentlich soweit sie große Kapitalien in Kaffeepflanzungen angelegt haben, erhofften nun von dem Einzug der Nordamerikaner Gutes. Jeder dachte zunächst an den Ausgleich seiner eigenen Verluste. Vielleicht hob sich der Wert des Bodens wieder, vielleicht konnte man so manches Terrain nun endlich verkaufen und Jungamerika das Feld überlassen.

Für Politiker aber heißt es, die Augen aufmachen!

Das nordamerikanische Netz wird mit Erfolg weitergesponnen; es sind dies alles Erscheinungen, die mit der Verwirklichung des Isthmusburchstichs zusammenhängen. Auch Nicaragua hatte mittlerweile für sein Bahnprojekt von den Seen zum Atlantic in den Vereinigten Staaten eine bescheidene Anleihe von 1 Million Dollar Gold zustande gebracht, von der es freilich wohl nur 75 Prozent wirklich erhalten haben dürfte.

Schließlich seien hier noch die im Bau befindlichen oder zur Zeit meiner Anwesenheit projektierten Bahnstrecken, die das pacifische Guatemala verbinden, angeführt: 1. die Bahn Santa Maria (an der San José—Guatemala-Hauptstadt-Bahn) nach Mazatenango durch die nordamerikanische Guatemala Central R. E. 2. Mazatenango—Caballo Blanco durch die Occidental R. E. (einheimische und fremde Kapitalisten). 3. Caballo Blanco—Ahtla wieder durch eine nordamerikanische Gesellschaft (vermutlich Minor E. Keith und van Horne). Von hier wird die Bahn nach Tapachula in Mexiko weitergeführt. Die ganze Strecke ist als Teil der großen panamerikanischen Bahn zu bezeichnen, deren Ausführung von New York aus betrieben wird.

Die große panamerikanische Bahn, die den Riesenkontinent fast von Eismeer zu Eismeer durchziehen soll und zum wesentlichen Teil eine westliche Plateau- und Küstenbahn darstellt, ist sicher im Werden begriffen. Es ist natürlich keine einheitliche Strecke, sondern es handelt sich um Verbindungen schon gebauter Linien; und diese zu erzielen, hat sich die Gesellschaft der panamerikanischen Bahn zur Aufgabe gestellt. Die Verhältnisse ergeben eine ganz buntscheckige Beteiligung von Staaten und Gesellschaften, wodurch eine Fülle von politischen und Kon-

kurrenzschwierigkeiten entstehen wird. Mit einem Wort: die panamerikanische Meridianbahn wird ihren Halbring nicht so bald und so leicht schließen, wie es ein kaiserlicher Ukas mit dem der Breite folgenden sibirischen Weltring fertig brachte. Dazu kommen streckenweise in Zentralamerika und Südamerika bedeutende technische Schwierigkeiten, die den betreffenden Staaten und Gesellschaften enorme Kosten auferlegen müssen, ohne daß eine entsprechende Rentabilität dafür — wenigstens für eine längere Zukunft nicht — in Aussicht stände. Überwiegend würde der Gesamtcharakter der Bahn nebst ihren östlichen Verzweigungen ein ausgesprochen nordamerikanischer sein, d. h. ein politisches Rückgrat, eine Riesenkammer zur Machtausdehnung von Nord nach Süd, die durch eine mächtige Flotte flankiert und in Panamá ihren strategischen Zentralpunkt hätte. Meiner Ansicht nach wird dies, dank der Schlassheit Europas, alles kommen. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß der Bau des Panamákanals der Vereinigten Staaten auch den Ausbau der Glieder der panamerikanischen Bahn weit mehr beschleunigen wird, als es sonst der Fall gewesen sein würde.

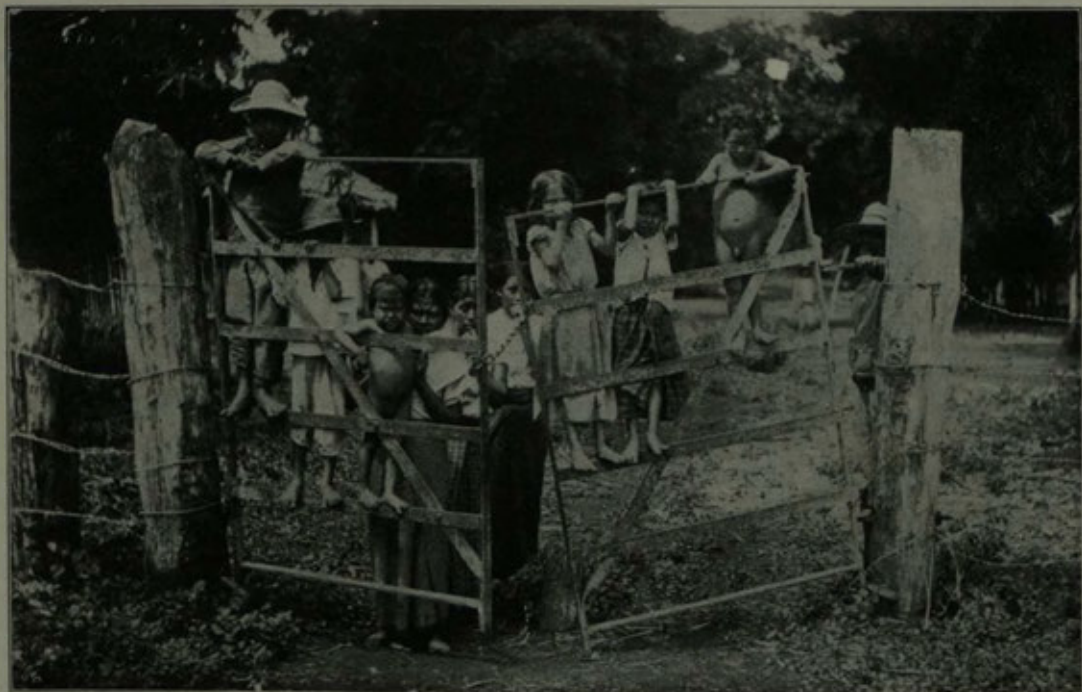




Im Sattel über Antigua und durch das Verschüttungsgebiet des Santa Maria.

Von Schlubachs „eingeschifft“. — Mein Universalinstrument. — Indianertreiben auf der Landstraße. — Mirco und San Rafael. — Landschaftsbilder. — Aufenthalt und Eindrücke in Antigua. — Historisches. — Chimaltenango und Patricia. — Ein Rastplätzchen. — Tecpam, die alte Hauptstadt des Cakchiquelreiches. — In der Mühle Helvetia. — Weiterritt durch herrliche Gebirgsgegend. — Das Kreuz bei Góðines. — Großartige Abendstimmung am Atitlansee. — Panajachel und die Mühle Buenaventura. — Im See-Gasthaus von Tzanjunú. — Hinaufritt nach Sololá. — Ich soll eingesteckt werden. — Durch die Indianerdörfer. — Nahualá und seine Kirche. — Auf der Kammhöhe 3300 m. — Scheinbare Schneelandschaft. — Der Santa Maria. — Abendliche Ankunft in Quezaltenango. — Eine verheerte Stadt. — Der zerstörte Friedhof. — Deutsche in Quezaltenango. — Indianische Markthalle. — Ritt durch das Verschüttungsgebiet. — Die Indianerdörfer San Mateo und Concepcion. — Abwärts an der Costa cuca. — Herrliche Landschaften und Kaffeepflanzungen. — Im Gewitterregen Mercedez erreicht. — Herr Hockmeyers Besitzung. — Dünkende Wirkung der Vulkanasche. — Die Finca Miranda. — Von Frä. Mathilde versorgt nach Champerico. — Ritt zur Station Caballo Blanco. — Mit der Bahn durch den Küstendjungle. — Ankunft auf der „Serapis“ und Abfahrt nach Mexiko. — Schluß des I. Buches.

An einem schönen Aprilmorgen ward ich im Hofe der Firma Schlubach in den Sattel befördert. Das war nicht



Am Wege in Guatemala: Ein Fremder kommt vorbei

so einfach; zwar nicht meiner Korpulenz halber, sondern, weil das Hinterteil meiner gelben Mula hoch bepackt war, und ich mit dem rechten Bein über diesen Berg weggetoppt werden mußte. Sämtliche Herren Chefs der Firma halfen redlich und gaben mir dabei ihre Segenswünsche mit auf den Weg. Meinen Revolver hatte ich umgeschmalt, die Flinte aber zurückgelassen. Der von Herrn Dauch geliehene Sattel ließ nichts zu wünschen übrig; hinderlich für die Knie erwiesen sich nur wieder die landesüblichen großen Satteltaschen, die man vornüber legt und abends mit ins Quartier hineinnimmt. Sie sind unentbehrlich auf der Reise und dienten mir besonders zur Aufnahme von Fernglas, Landkarte, meinem kleinen spanischen „Meyer“, Konserven, ein paar Weinflaschen, Backpflaumen usw. Mein Indianerknabe Rafaelo, der die noch etwas bepacktere zweite, braune Mula ritt, zeichnete sich mehr durch Bravheit, als durch Schönheit und Eleganz aus. An einen der nackten braunen Füße hatte er sich einen Sporn gebunden. Von seiner Findigkeit und Ergebenheit hing während der nächsten acht Tage mein Wohl und Wehe im unbekanntem Lande, dessen Sprache ich nicht redete, wesentlich ab. Eigentlich verstand obendrein er weder mich, noch ich ihn, doch schließlich kamen wir miteinander wie auch mit dritten Leuten sehr gut aus. Dank dem mir ausgearbeiteten Plan wußte ich ja genau, wohin ich wollte, und ungefähr, wie lange dies dauern würde.

Der Weg durch die holperige Stadt erschien endlos, doch nicht uninteressant. Die Indianervorstadt dieser Richtung besaß eine ganz ungemaine Ausdehnung; vor den vielfach erhöht stehenden Häusern wimmelte ein buntes Zigeunerleben, auf breiter Straße setzte der Sand.

Als wir ins freie, grüne Land hinauskamen, hätte ich glauben können, wieder auf Java zu sein, so bunt und belebt war die Landstraße, so hübsch die Landschaft; nur die Berge blickten heute trüber. Die Sonne brannte tüchtig, weshalb ich wohlgenut unter aufgespanntem Schirm ritt. Welches Universalinstrument war mir dieser einzige Schirm: Regenschirm, Sonnenschirm, Reitstock (auch Rafaelo mißbrauchte ihn dazu), Spazierstock, Bergstock, Tragstock, Aufbewahrungsbeutel für leichtere Gegenstände, Waffe gegen zudringliche Hunde und Zelt! Kein Wunder, daß diese Vielseitigkeit ihn hart mitnahm, so daß ich mich schließlich des treuen Gefährten schämen mußte und ihn, als ersten in der stattlichen Regenschirmreihe meines Lebens, nicht in Gedanken stehen ließ.

Wie ich schon sagte, rennen diese Indianer, wie von der Tarantel gestochen, hintereinander her, was ich nirgendwo sonst so beobachtet habe. Manchmal sind es einzelne, manchmal mehrere, im Gänsemarsch, wie auf dem Kriegspfade. Zuweilen rennen ganze Dorftrupps, Weiberscharen oder Familien mit Kind und Regel. Man möchte ihnen immer zurufen: Wo brennt's denn? Alle pflegen etwas zu schleppen. Die Männer Kiepen mit riesig hoch getürmten Tontöpfen oder mit ebenso zierlich getürmten Zwiebeln, mit Gemüse und Früchten, und Gott weiß was noch! Ihr Kochgeschirr baumelt draußen dran. An der Seite der Kiepe steckt die stangenartig aufgerollte, lange Matte, auf welcher sie schlafen und die ihnen als Regenmantel dient. Die schwersten Lasten, wie Möbelstücke, lange Latten und Bretter, pflegen sie, der Länge nach auf den gebeugten Rücken gelegt und an einer um die Stirn gewundenen Binde befestigt, zu transportieren; natürlich schweißtriefend auch im Lauffschritt.

Ich sah einen etwa zwölfjährigen Jungen auf diese Weise eine große und schwere Zinbadewanne ganz allein über ein zehntausend Fuß hohes Gebirge schaffen! Dabei haben die Leute meist einen langen Stock, den sie theils als Stütze unter ihren Kiepen, theils als Stab benutzen. Eine sklavenartigere Arbeit ist mir kaum je vorgekommen! Allein, es sind freie Leute, und sie laufen im allgemeinen lieber leuchtend und manchmal bis zum Umfallen erschöpft durch das Land, als seßhaft weit leichtere Arbeit zu verrichten. Noch interessanter sind dabei die auch schwer bepackten Weiber in ihren bunten, kurzgeschürzten Trachten, hier und da wohl mit breiten Tüchern auf dem Kopfe, die sie wie Italienerinnen erscheinen lassen. Im Laufe balancieren sie Kopflasten, sogar auch ungefüge Bretter, schleppen darunter nicht nur ihre Babies hinten aufgebündelt, nein, säugen diese sogar dabei! Ja, ich habe auch im Lauf Handarbeit machende Mädchen gesehen. Sonst pflegen sie ihre hängenden Arme gleichmäßig zum schnellen Tempo hin und her zu schlenkern. Dabei sind sie manchmal sehr fidel, plaudern unaufhörlich, zeigen ihre weißen Zähne und lachen. Gewöhnlich sahen uns die Leutchen dummernst an. Die Männer grüßten öfter; die Weiber nahmen zum Theil gar keine Notiz von uns, andere aber, namentlich die fidelen, unterließen es nicht, uns von unten herauf aus der Ecke ihrer dunklen Augen rasche Streifblide zuzusenden. Das niedere spanische Volk und dessen Mischlinge pflegen dem Fremdartigen leicht mit Spott zu begegnen; der Indianer scheint dies nie zu tun. Dies verbietet ihm sein Schidlichkeitsgefühl. Dabei hält er sich keineswegs für das niedriger stehende Geschöpf; im Gegenteil, er erachtet seine Rasse für die höhere. Die Knäbchen erscheinen ganz als Kopien

der Erwachsenen in der Kleidung. Kleine Kinder sah ich aus Ermüdung manchmal im Laufen weinen, während sie im allgemeinen äußerst tapfer ihre in Netzen eingebündelte kleine Last fortschafften. Sehr rührend war mir der Anblick eines Indianers, der seine offenbar schwer kranke Frau über die Berge auf dem Rücken trug; dann auch eines winzigen Kerlchens, das ebenso sein noch jüngeres Schwesterchen beförderte.

Nach zwei Stunden Reitens in gemächlichem Schritttrott erreichten wir die Bergkette vor der alten Landeshauptstadt La Antigua. Der Weg über die Hochebene war leidlich gewesen, manchmal sandig; dann wieder zeigten zurückgebliebene Wasserlachen auf die Schwierigkeit der Passage während der Regenzeit hin.

Das erste Dorf, das wir am Gebirgsfuße erreichten und das mit einer Ruine und Kirche malerisch am Berghang anstieg, hieß Mixco, wo gegen 8000 Indianer vom Stamme der Pocomanes wohnen. Von hier ab ward die Gegend prachtvoll. Zwischen den Waldschluchten, durch die sich der breite, ordentliche Weg emporwand, genoß man entzückende Rückblicke, erst auf Mixco, dann auf die Hauptstadt. Ich fühlte mich an Japan erinnert, aber auch an den deutschen Wald. Ja, dieser Wald machte mir besondere Freude, weil er vielfach aus Eichen, Fichten und langnadeligen Kiefern bestand; gelegentlich nur mahnte der aus dem Boden schießende, starre und stachelige Blätterkranz der Agave an das Tropenland. Mittags hatten wir am Bergsattel von San Rafael die Hälfte unserer ersten Tagereise, nach Antigua, zurückgelegt. Die Paßhöhe beträgt gegen 2000 Meter.

Ein entzückendes Plätzchen, dieses San Rafael! Gern wird es von deutschen Ausflüglern aus Guatemala auf-

gesucht. Rechts eine tiefe Waldschlucht; links an der Straße, wo mächtige Eukalypten schatteten, ein ländliches Wirtshaus, zu dem durch Garten, Hecke und Blumenterrasse eine ansehnliche Steintreppe ein wenig hinauf führte. Dahinter wieder ansteigender Hochwald. Unter den wie Palmen hell, aber fast rötlich schimmernden, glatten Eukalyptusstämmen, deren aromatisch riechendes Laub ein zartes Schattensiligran auf die sonnige Straße zeichnete, banden wir unsere Maultiere fest und schritten, schon etwas schwerfällig und froh der Rast, die Stufen hinan. Es muß ein reizender Sommeraufenthalt sein, in diesem Blumengarten an der Wald-Landstraße! Die Wirtsleute waren einfach, doch ordentlich, ebenso Räume und Essen; die Bohnensuppe schmeckte sogar vorzüglich. Leider verführte mich der Durst zu einer Flasche Bier, das mir, trotz vorangenessenen Vorsichtslognaks, nachher sehr schlecht bekam.

Etwas steif voltigierte ich mit Rafae's Hilfe wieder über meinen hinteren Sattelberg; und Rafael, nachdem er, ebenfalls gesättigt, aufgestiegen, hob mein Reisebündel zu sich, das er vorher immer auf einen erreichbaren hohen Stein, an den er dann heranritt, zu legen pflegte. Nur gelegentlich versuchten wir unsere Schweigsamkeit durch eine meinerseits mit wenigen spanischen Brocken sehr künstlich geführte Unterhaltung zu unterbrechen. Mit zunehmenden Magenschmerzen ward mir auch das Reiten immer sauerer und schmerzlicher, und der Abstieg nach Antigua dehnte sich ins Unerwartete. Zuerst erschien er etwas lahl; bald aber ward die Landschaft wieder so schön, daß ich meine Leiden über diesen Genuß weniger empfand. Eine charakteristische Lehmsformation mit runden Vertiefungen am Wege — malerische Dörfer —

herrliche Waldtäler folgten einander; höher wuchsen die begleitenden Berge, und plötzlich erschienen bei Wendungen der an grüner und blumiger Felswand sich steil senkenden Straße die ragenden Vulkankegel. Am schönsten wurde es auf der Talsohle, beim Eintritt in das zwischen üppigster Vegetation und blühender Blumenpracht etwas verfallen und verwildert hingelagerte Antigua. Aus den weißen, gefleckten Wolken hoben sich die blauen, unten grünen Vulkane in zauberischer Traumhaftigkeit heraus: die gegen viertausend Meter hohen und mehr als zweitausend Meter über Antigua ragenden Regal: Agua, Fuego und Acatenango, von denen der erste überall das Bild von Antigua beherrscht, der zweite, höhere, mit seiner schwarz-weißen Spitze und dem Rauchgewölk von seiner Tätigkeit Kunde gibt, während der dritte sie beide an Höhe übertrifft. Ich habe zuweilen von solchen märchenhaften, in nie erreichbarer und ewig ersehnter Höhe über den Wolken thronenden Berggebilden, die unmittelbar über mir ragten, geträumt — tatsächlich geträumt —, jetzt aber glaubte ich, sie wirklich vor mir zu sehen!

An Zäunen entlang gelangten wir in den ersten Teil Antiguas: Im Grünen stehende Mauer- und Häuserreste — vom Erdbeben verschonte Überbleibsel. Dann erreicht man die noch heute bewohnten Straßen, die von kleinstädtischer Kleinlichkeit, kleinstädtischer Geschmacklosigkeit und kleinstädtischer Langweile sind. Das Pflaster zwischen den Häusern ist fürchterlich.

Aber das Grandiose, die Poesie der Vergangenheit, des Unglücks, der Schönheit — greift dabei an die Seele! Aus wunderbar üppigem und malerisch unordentlichem Pflanzenwuchs scheinen die berühmten Ruinen der alten



In den Ruinen von Antigua in Guatemala.

Stadt, Palast- und Kirchenruinen, mit Hallen und Bögen — ganz wie die im fernen Norden, in Wisby auf der Insel Gotland — gedankenschwer ihre zerfallenen Giebel zu heben. Im Verein mit den blaustufigen, majestätischen Gestalten ihrer Beschützer und Bedroher, gewähren sie ein so stimmungsvolles, hinreißend schönes Landschaftsbild, wie ein ähnliches kaum wieder zu finden sein dürfte. Nur im Vorbeireiten schaute ich es, und doch prägte es sich unauslöschlich mir ein. Ja, diese kleine, halb langweilige, halb zerstörte, aber unzweifelhaft von einstiger Größe redende Stadt des inneren Guatemala gehört mit zum Allerschönsten, was ich auf der bewohnten Erde gesehen — sie ist zu einer der lieblichsten Erinnerungssperlen meiner Amerikareise geworden!

Zweierlei hinderte mich an weiterer Umschau. Erstens der heftig einsetzende Nachmittags-Gewitterregen — der Aguacero —, als wir uns unserem „Hotel Rojas“ in der Nachbarschaft der jetzt benutzten Kathedrale näherten, und dann mein übler Zustand. Ich kam kaum aus dem Sattel, als wir im weitläufigen Hofe hielten. Die Wirtin, mit der ich zu radebrechen begann, eine dicke Ladinodame, lachte mir geradezu ins Gesicht, ebenso ein ähnlicher Kellner und eine fürchterlich schmutzige Maid. Ich erhielt endlich ein wenig einladendes Zimmer mit hohem Kellerfenster, voller Fliegen und Moskitos. Ermattet, elend und siebernd warf ich mich auf das Bett. Durfte ich weiterreisen? Ich kämpfte mit allerlei unbehaglichen Gedanken. Dann raffte ich mich auf, kaufte mir in der Apotheke Insektenpulver und ließ mir vom Provisor ein Stück Zucker mit starker Pfefferminzessenz geben. Nachdem ich dann noch ein wenig vegetarisch gespeist, fühlte ich mich etwas gehobener und zwang mich zur Abfassung

meiner Tagesnotizen. Draußen frachte und goß es, und ich kroch in mein Bett, mit dem Befehl an Rafaelo, mich um fünf zu wecken und um sechs die Tiere reisefertig zu halten.

* * *

Wie Dr. Karl Sapper*) nach historischen Quellen erzählt, zog Pedro de Alvarado im Dezember 1523 auf Cortez' Befehl mit geringer Heeresmacht von Mexiko her durch das pacifische Tiefland auf das Hochland von Guatemala. Die zahlreichen Quiché-Indianer hätten ihn leicht vernichten können, wenn sie einen Guerillakrieg geführt haben würden, statt sich in offene Feldschlachten einzulassen. Cortez' Befehl war durch eine Botschaft der Cakchiqueles, welche auch die Gegend des nachmaligen Antigua bewohnten, und die sich von den Quichés bedrückt fühlten, veranlaßt gewesen. Ohne diesen Mangel an Zusammenhalt und Rassegefühl ihrer Gegner wären die Spanier wohl überhaupt kaum nach Guatemala hineingekommen. Als die Quichés geschlagen waren, wobei ihr Oberbefehlshaber den Tod fand, luden die Quichékönige Alvarez unter friedlichem Vorgeben in ihre Stadt Utatlan ein, die, zwischen Felschluchten liegend, eine förmliche Mausefalle darstellte; dort gedachten sie, ihn mit seinem Gefolge zu überfallen und die Spanier lebendig zu verbrennen. Alvarez ging auch zunächst ahnungslos in die Falle, zog aber, als ihm der Anschlag von einem verräterischen Indianer offenbart ward, schleunigst wieder aufs freie Feld, wohin er, ebenso

*) Dr. Karl Sapper, Mittelamerikanische Reisen und Studien in den Jahren 1888—1900. Ich beziehe mich in meinen Angaben auf dieses schon erwähnte treffliche Buch sowie auf das Werk von O. Stoll und auf mir persönlich gemachte Mitteilungen.

gleißnerisch, die nun ihrerseits nichts ahnenden Quichékönige zu friedlicher Besprechung einlud. Sie kamen, wurden von den Spaniern gepackt und selber im Beisein ihrer Anverwandtschaft lebendig den Flammen überliefert. Damit fiel ganz Guatemala in Alvarez' Hände und blieb es auch trotz späterer Aufstände. Pedro de Alvarez hatte seine Residenz in Trimché, der Hauptstadt der Cakchiqueles, aufgeschlagen. Dann mußte er infolge von Beschuldigungen nach Spanien zurückkehren, worauf sein Nachfolger, Jorge (Georg) de Alvarado, am Fuße des Hunahpú — des Aguas — die Hauptstadt Santiago de los Caballeros de Guatemala anlegte. Diese wurde in einer Septembernacht des Jahres 1541 durch Wildwasser vernichtet, wobei viele Hunderte von Spaniern umkamen. Im nämlichen Jahre noch ward die Hauptstadt einige Kilometer nach Norden zu wieder aufgebaut — das heutige La Antigua. Aber ein Erdbeben nach dem andern plagte die neue Hauptstadt, bis die große und schöne, angeblich 70 000 Einwohner zählende Stadt dem Erdbeben von 1773 fast gänzlich zum Opfer fiel. Daraufhin wurde die neue Hauptstadt Guatemalas nach dem Valle de las Vacas (Kindertal) oder poetischer: Valle de la Virgen verlegt, als Santiago de Guatemala oder Guatemala La Nueva, — die heutige Guatemala-Hauptstadt.

Soviel zur Geschichte des jetzt stillen Landstädtchens Antigua, der historischen und landschaftlichen Perle Guatemalas, das von dem charakteristisch benannten „nachdenklichen Fluß“ (Rio Pensativo) durchzogen wird. Trotz der üppigen Vegetation, wie ich sie sah, haben Nachtfrost und Trockenheit alle Versuche, der Stadt durch Kaffee- und Tabaksbau neue Lebensquellen zu eröffnen, kein befriedigendes Ergebnis gehabt.

Als ich in der herrlichen Frische meines zweiten Reiseumorgens, auch körperlich wieder ganz munter, mit Rafaelo durch die stillen, grasbewachsenen Gassen ritt, verspürte ich nichts von Nachdenklichkeit und Melancholie. Die Vulkane hatten sich noch mit ihren Schlaffschleiern bis über die Rasenspitze zugedeckt, aber im betauten Grün zwitscherten die Vögel; zwischen Ruinen und Hütten leuchteten Blumen und Opuntien an den hinfalligen Zäunen. Das Klopfen der Maultierhufe auf dem groben Pflaster klang weithin; nur vereinzelt erschienen erst Indianer, die auf die Arbeit gingen, oder verschlafene Ladinoweiber und Kinder, um Wasser vom Brunnen zu holen. O, wie schön war dieses Tal im Morgenlicht! Wie weitete sich allmählich der Blick beim Aufsteigen von der vielleicht ein wenig niedriger als Guatemala-Hauptstadt liegenden Talsohle! Immer hing noch das Auge an den aus dem Grün schauenden Ruinen, von denen übrigens manchen nachträglich zum Ruinierungsprozeß verholfen worden sein soll, nämlich, um einige zähe, an ihrer alten Hauptstadt hängende angesehene Familien zur Übersiedelung nach Guatemala La Nueva zu zwingen.

„Durch die Wälder, durch die Auen“ sang ich, im ungetrübten Bewußtsein, nur Rafaelo und die Mulas als indifferente Zeugen meiner von kritischer Seite gelegentlich beanstandeten Gesangsfreudigkeit zu haben.

Allmählich begann die liebe Sonne wieder kräftig auf mein Universalinstrument herunterzubrennen, worauf der Ort Chimaltenango als Frühstücksstation den ersten erwünschten Halt bot. Während Rafaelo für die Tiere sorgte, traf ich in großartiger Sicherheit und nicht wenig stolz auf meine Fortschritte im Spanischen die übrigen Anordnungen. Bei den unlesbaren Speisefarten wußte

ich in der Regel nicht genau, was ich bestellt hatte, wobei ich öfter sehr überraschende Sachen vorgelegt bekam.

Über heiße, waldlose Ebenen, die in Absätzen anstiegen, ritten wir weiter, um mittags in dem interessanten, etwa wie Andreasberg im Harz, hügeligen Indianerdorf Patricia anzulangen, welches beim Vulkan- ausbruch eine starke Zerstörung durch ausbrechendes Wasser überdauert hat. Nach Stoll ist der lateinisch klingende Name aus Pa sis ya, „am Fluß des Rüsselbären“, entstanden. Die steilen, schlecht gepflasterten oder sandigen Straßen, die niedrigen Häuser, die kahle Plaza mit unbedeutender Kathedrale machen an sich einen öden Eindruck; allein es herrschte ein ungemein lebhaftes Markttreiben in diesem nur von Calkiquele Indianern bewohnten Ort. Namentlich die Brunnenstufen entzückten wieder. Auf und ab stiegen Weiber mit Tonkrügen und in malerisch umgeschlagenen Tüchern die steilen Pflasterstraßen. Nicht saubere, aber bunte Familien hockten vor den hohen Hüttenschwellen. Barbeinige Kinder tummelten sich in Scharen, und barfüßige Reiter trabten auf mageren Mähren daher; Lastmaultiere drängten sich, die Breite der Straße einnehmend. Unter den Bäumen sollen die Schoten tragenden, pappelartigen Pitobäume sehr verbreitet sein. In den Ebenen, zu denen wir nun wieder hinunterritten, den Moños von Patricia, wächst vielfach das für Hüttendächer benutzte Büschelgras (*Agrostis* sp.). Mir erschienen die Wirtshäuser des Ortes zu wenig einladend, um dort mein zweites Frühstück (eigentlich Mittagsmahl) einzunehmen. Ich ließ Rafaelo sich allein sein Almuerso besorgen und wartete derweile auf ihn im Sattel. Auch hier, obwohl zurzeit einziger Weißer und doch wohl mit Gepäck und Sonnenschirm eine etwas

auffällige Erscheinung für das zigeunerhafte Indianervolk, erfuhr ich nicht die geringste Unart. Später suchte ich mir als Frühstückspatz ein Kiefernwäldchen am Wege aus, wo man weit über die Staffeln der Ebenen zu dem längst überwundenen Bergkranze zurückjah; die Berge vor uns lagen schon nahe. Der Weg war hier streckenweise unter Wasser gesetzt, so daß wir ihn seitwärts hatten umreiten müssen.

Mit Rotweinflasche und Fleischkonserven beschäftigt, lag ich auf weichem Moose am lichten Waldbrande, wo es fast still war, während der Wind oben mit eigenem Brausen durch die langen Nadeln der dünnstehenden, doch recht hohen Kiefern sauste. Dann kam die Belohnungszigarre, und Rafaelo erhielt unter „muchas gracias“ seine Zigarette, die er, ernsthaften Gesichtes, an den Steinwall gelehnt, langsam rauchte. Ich hatte es ja jetzt so gut, während meine Angehörigen in Europa mich vielleicht in tausend zentralamerikanischen Gefahren glaubten! Zeitweilig enthüllten sich die blauen Vulkane, dann verschwanden sie wieder in den Wolken, und die Furcht, daß der drohend werdende Himmel uns bald mit Regen überschütten würde, trieb mich zum Abbruch der gemütlichen Siesta. Ich hieb auf meine etwas bequeme Mula ein, die nur beim Emporklimmen von selber sich anstrengte. Auf Strecken standen die Kiefern prächtig; von weitem konnte man sie wegen der mächtigen, rundlichen, mit goldgelbem Samenstaub bedeckten Früchte fast mit Drangenhainen verwechseln. Die roten Stachel Früchte der hohen, großblättrigen Rizinusstauden wucherten an den Zäunen.

Statt in den gewürfelten Decken zeigten die Indianer sich, ähnlich Japanern, in weißen, durch rote oder schwarze Schärpen zusammengehaltenen Kitteln und kurzen, weißen

Hosen. Verschiedenfarbige Bänder um die Hüte bezeichneten die verschiedenen Dörfer.

Allmählich ward der Bergwald wieder dichter; wir gelangten in ein herrliches, von einem Flusse durchzogenes Waldthal. Im Grunde lag eine große Mühle, an der wir leider ohne Arg verbeirrten. Hinter ihr kam ein wundervoller Wiesengrund mit weidendem Vieh. Wenn nicht die vielen Agaven an den Zäunen die südliche Gegend bekundet hätten, würde man wieder haben glauben können, in einem Harztal zu sein. Zwei Leguas weiter — ca. 8 Kilometer — erreichten wir das historisch bekannte, langgestreckte und recht langweilige Städtchen Tecpam, das auf einer beträchtlichen Anhöhe liegt. Das heute von ungefähr 3000 Ladinos und Indianern bewohnte Landörtchen war einst die Hauptstadt des alten Cakchiquelereiches. Von der Ruinenstätte der nahen, damals hochberühmten alten Stadt Trimché ist heute fast nichts mehr vorhanden. In 7000 bis 9000 Fuß Meereshöhe wächst um Tecpam Mais und der Trigo criollo oder Trigo del país, der Landesweizen, recht reichlich; daher die Mühlen im Tale! Über das schauderhafte Pflaster ritten wir durch die mich endlos dünkende Hauptstraße zu dem nicht unmalerschen, weiten Marktplatz, an dem sich zwei, anscheinend durch Erdbeben zerstörte, größere Gebäude befanden: das eine, die wieder in Herstellung begriffene Munizipalität, die wirklich vom Erdbeben so mitgenommen ward, das andere eines der häufigeren, mitten im Bau stecken gebliebenen Häuser.

Unser heutiges Nachtquartier sollte die Mühle Helvetia der Firma Koch, Hachmann u. Co. sein. Ich hatte mich auf Rafaelo verlassen, der ihre Lage hätte kennen sollen und der, wie es schien, mit Erkundigungen bei der

Einwohnerschaft von Tecpam selber seine Schwierigkeiten hatte. Ich nahm die Sache darum radebrechend in die eigene Hand und brachte heraus, daß wir seit ein paar Stunden Helvetia, wahrscheinlich eben jene erwähnte Mühle am Wege, bereits passiert gehabt hätten. Das war am Ende eines außerordentlich anstrengenden und langen Reittages keine erbauliche Entdeckung! Allein die Gasthäuser Tecpams machten einen zu wenig einladenden Eindruck, weshalb ich trotz beginnenden Regens und aller Müdigkeit Rückritt und Aufsuchen von Helvetia beschloß. Es dunkelte, und die Leuchtkäfer schwirrten, als wir nach 14stündigem Ritt, den ich nur aushielt, weil ich unter aufgespanntem Universalinstrument zeitweilig links und rechts à la Lady saß, in den stattlichen, ganz deutsch anmutenden Mühlenhof einzogen.

Aus der langen, einladenden Veranda trat mir ein großer, in einen Regenrock gehüllter Mann entgegen, der mein Empfehlungsschreiben entgegennahm. Es war der Verwalter, Herr Schröder aus Oldesloe, der zunächst eine echt holsteinische Zurückhaltung und später dann eine ebenso echte holsteinische Herzlichkeit zeigte. Außerdem empfingen mich sieben Hunde, von denen zwei hinkten und einer mich durchaus nicht zur Thür hineinlassen wollte; vielleicht weil ich in langen Wollstrümpfen über den Petersschen Extrahosen, notabene mit durch Bindfaden befestigten Sporen, und in meinem alten Segeljackett wie ein Schlächtergeselle ausah. Die indianischen Arbeiter werden von den Hunden überhaupt nicht über die Schwelle gelassen. Die Comidazeit war längst vorüber, außerdem Sonnabend und Auszahlungsabend der Wochenlöhne. Ich bekam aber doch noch ein von einer deutschen Köchin gut zubereitetes warmes Essen, und später, als auch Herr

Schröder und der Müller, ein Mecklenburger, sowie der aus Stettin stammende Buchhalter im Speisezimmer erschienen, fühlte ich mich so deutsch behaglich, wie seit langem nicht. Bei einer nicht zu verachtenden Flasche Berncasteler Doktor vergaß ich die Tagesstrapazen und politisierte mit dem ehrlich-patriotischen Landsmann aus Schleswig-Holstein noch bis zur späten Stunde. Im Fremdenzimmer erhielt ich dann, meinem Gefühle nach, das beste Bett, das in ganz Guatemala aufzutreiben gewesen wäre.

Ein herrlicher Sonntagmorgen folgte. Herr Schröder ging mit mir durch alle Räume der vollkommen modern eingerichteten und vortrefflich gehaltenen Mühle. Er erklärte, mit den einheimischen Arbeitern ganz zufrieden zu sein. Das Geschäft scheint die große Anlage einigermaßen zu lohnen, wennschon es bei besseren Verkehrsbedingungen und wenn die Einheimischen sich mehr an Weizenbrot, als an Maistortillas gewöhnen wollten — sie mahlen den Mais selber, — sicher sich noch bedeutend steigern lassen würde. Im Schweiß meines Angesichts erklimmte ich mit dem Müller die hohe und steile Balblehne hinter der Mühle. Von oben konnte man so recht sehen, wie lieblich sie im grünen Talgrunde lag, umgeben von Wasserbassin und Gärten, an die hinter der Fabrik sich sogar ein kleiner Platz anschloß, auf dem einige Hirsche und Rehe eingezogen waren. Maschinen, Kessel und sonstige Anlagen der Mühle — alles ist aus Deutschland bezogen worden. Der europäische Hauptsitz der Firma befindet sich, wie erwähnt, in Hamburg.

Mein Gastfreund brachte mich zu Pferde noch ein gutes Stück auf den Weg, der als abkürzender Nebenpfad über Berg und Tal, durch Busch und Wald sich schlängelte.

Über die tiefen Waldschluchten, die Barrancas, weg öffneten sich prächtige Blicke auf die Vulkane Atitlan (3573 m) und San Pedro (2300 m), deren Pyramiden sich klar in die Morgenbläue hoben. Nach kräftigem Abschiedshändedruck ritten ich und Rafaelo allein weiter, dem Atitlan-See zu, den ganzen Vormittag über durch die großartigste Waldlandschaft. An gewaltigen Abstürzen führte der stellenweise nicht unbedenkliche Weg hinauf, zeitweilig auch hinab, und über Schluchtgründe und Talsohlen, wobei wir, ich weiß nicht wie oft, denselben sich windenden Fluß, wahrscheinlich den Oberlauf des Rio Nahualà, zu durchreiten hatten. Höher und höher ging es bei heißer, brennender Sonne, während die waldigen Bergkulissen rückwärts sich immer grandioser heraushoben. Von dem Indianerdorf Gödines, das wir am frühen Nachmittage erreichten, strich ein kühler Wind herab. Wir rasteten zur Comida an einem Wegwirthshause, dessen Fußböden mit frischgeschnittenem Grase bestreut waren. In kaltem, fliegendem Gewölk stieg der Weg noch ein wenig, um sich dann bei etwa 2600 Meter zu senken. Zwischen Kartoffel-, Anis-, Bohnen-, Mais- und Weizenfeldern gelangten wir zu einer berühmten Wegwendung, wo ein Kreuz sich befindet, bei dem man zuerst den großartigen Anblick des am Fuße von Vulkanriesen blauenden Atitlan-Sees genießt. Allein uns zeigte sich nichts als die undurchdringliche Mauer grauer Wolkenschichten. Erst als wir weiter abwärts ritten, ward sie dünner und lichter. Mit feinen gezackten Rändern und den Windzeichnungen auf der Oberfläche des Wassers blickte der See hindurch, den ich zunächst für ein Stück des Himmels selbst hielt. Und immer tiefer drangen wir abwärts; die Seeblicke mehrten sich. Ich lief ihnen zu Fuß förmlich entgegen.

Imposanter hoben sich die Vulkane heraus, immer köstlicher der See, welchem die belebende und geschmackvolle Umrahmung, wie sie die Schweizer Seen einfaßt, noch auf ferne Zeiten fehlen wird, der sonst aber an Landschaftsreiz sich deren schönsten einem kühnlich an die Seite stellen darf. Wir kamen durch ein Indianerdorf, dessen Anmut der Lage noch durch eine grün überspunnene Ruine erhöht ward. Kinder spielten am Wege mit den großen, weißen Kelchen der tropischen Stechpalme. Eine reisende Indianerfamilie, deren Kindchen, zwischen zwei Packen auf einem Pferde sitzend, mich freundlich anlachte, zog an mir vorbei. Wieder war es an einer Wegbiegung, an der ich auf einen geneigten, von frischen Eichen eingefäzten und grasbewachsenen Vorsprung, noch hoch über dem See, hinaustrat und mich, von der überwältigenden Schönheit der Natur hingerissen, in verstummendem Anschauen auf dem grünen Teppich niederließ. Ich erlebte einige der schönsten und weihvollsten Minuten meiner ganzen Amerikareise. Abendliche Gewitterstimmung lag über dem See, ein wunderbares Spiel zwischen Licht und Schatten. Vorsprung auf Vorsprung schob sich leuchtend grün in die zartblauende Fläche vor; hintereinander, gleich Ungeheuern, drängten sich ebensoviele Kaps oder Bergnasen. Links wand sich der See zu Füßen der klar gezeichneten Vulkanpyramiden hin, rechts öffnete sich zu ihm die weite Schwemmebene des Panajachelthals, aus dessen buschbesetztem, von Wasserläufen geädertem Grün die Dächer des Dorfes Panajachel lugten. Hier hinter aber hob sich wieder eine Wand mächtigen Gebirges, das nicht nur tiefblau, nein, tiefschwarz und dennoch im einzelnen erkennbar, unter den düsteren, schwerziehenden Wolken emporstrebte, eine Stimmung, so prach-

voll wuchtig, drohend und erhaben, wie ich sie kaum je gesehen!

Eine ungemein steile Berglehre führte an der Wand ins Tal hinab; aber erst in der Ebene setzte ich mich wieder in den Sattel. Auch Panajachel besitzt eine male-ricische Kirche; die dunklen Spizpyramiden der Zypressen rufen wieder die Erinnerung an Italien wach. Über das Dorf hinaus ritten wir zu dessen hübschem Hafensplätzchen Tzanjuhú — Ort von Gras —, ohne hier zunächst einzukehren, und nun über eine hohe Felsennase, deren etwa 100 Meter hoher, steiler Absturz zum grün-blauen See an Punkte des Bierwaldstätter Sees, z. B. bei Biznau, erinnerte. Ein üppig belaubtes Wiesental, an dessen Ufer die Bogen rollten, lag dort eingeklemmt zwischen den Bergen. Zu diesem führte der Weg hinab. Unter Fruchtbäumen versteckte sich darin unser heutiges Reiseziel, die ebenfalls der Firma Koch, Hachmann u. Co. gehörige Mühle Buenaventura. Vor der Steilwand der einen Schluchtseite bemerkte man hoch oben einen Wasserfall. In der Schlucht selbst gediehen in ungefähr 5000 Fuß Meereshöhe Kaffeeanpflanzungen. Buenaventura konnte sich in keiner Weise mit Helvetia messen! Das kleine Wohnhaus, das etwas an ein chinesisches Tempelgehöft erinnerte, wäre an sich nicht übel gewesen, bot aber ziemlich kahle Räume, die noch dazu gerade geweißt wurden. Der deutsche Verwalter, Herr Metelmann, befand sich — es war Sonntagabend — nicht daheim, sondern im Gasthaus am Hafen Tzanjuhú, wohin ich mich über die Felsennase bei Mondschein nun wieder zu Fuße zurückbegab. Das Gasthaus oder „Hotel“ wurde von einem Hannoveraner, Herrn Rademann, gehalten, einem früheren Uhrmacher, der mit unbeständigem Glück

Kaffeepflanzer, Wirt und Reeder geworden war. Er hatte einen einheimischen Kompagnon, dessen wohlgenährte Frau und erwachsene Tochter der Wirtschaft vorstanden. Etwas Warmes erhielt ich nicht mehr, fühlte mich aber mit Tee, gutem Butterbrot und Zwiebeln vollkommen befriedigt. Die Lage des Wirtshauses war allerliebste, das Quartier ganz lieblich. Wenn ich Zeit gehabt hätte, würde ich mich eine Woche in dieser zentralamerikanischen Seesidyllen ausgeruht haben. Von dem hölzernen Balkon vor meinem Zimmer hatte ich eine herrliche Aussicht über den großen, 39 Kilometer langen und 16 Kilometer breiten See und die Vulkane. Auch unter den Bäumen vor dem Hause gab es nette Plätzchen. An der guten Anlegebrücke lag ein ganz stattlicher Motorschoner sowie der kleine Dampfer, der den Verkehr mit den Seestationen vermittelt. Ersterer, ein Schmerzenskind des Herrn Rademann, war auf einer kleinen Werft am See selber gebaut. Es gibt heiße, schwefelhaltige Quellen und daher auch Bäder am See, die in ferner Zukunft einmal mehr als lokale Bedeutung gewinnen könnten. Das Seewasser, das in der Mitte 600 Meter Tiefe besitzt, enthält neben Schwefelverbindungen angeblich Kupferlösungen, weshalb außer Stedlingen und einer Krabbenart, die der Nordseekrabbe ähnelt, keine Fische darin leben sollen. Kein Abfluß ist an dem See wahrnehmbar. — Die Rundfahrt mit dem Dampfer bietet sehr viel Schönes. Ich verzichtete auf diesen Genuß, da ich in fortwährender Unruhe wegen rechtzeitigen Erreichens meines Kosmos-Dampfers schwebte, der mich nach Mexiko bringen sollte. In Unsicherheit über die betreffenden Telegramme ließ ich am nächsten Tage Rafaelo mit den Tieren noch zurück und ritt selber frühmorgens auf einem guten Pferde

des Herrn Metelmann nach der über dem See gelegenen Stadt Sololà hinauf. Ein wunderbar schöner Ritt! Fünfhundert Meter ging es, in kurzen Kehren, an ungeheuer steiler Felswand empor, wobei die Ausblicke über den rundlichen See immer prachtvoller wurden, der, während er in der Tiefe entschwand, dafür seinen südwestlichen, fjordartigen Einschnitt im Hintergrunde sichtbar werden ließ. Eines neuen Weges halber fanden Sprengungen statt. Die Arbeiter warnten rechtzeitig; tags zuvor war eine Indianerin von einem Sprengstück erschlagen worden. Nach dem See zu bot sich ein lieblicher Blick auf das auf vorspringendem Plateau liegende Dorf San Jorge, mit seiner zypressenumgebenen Kirche; ebenso nun landwärts zu den weißen Gebäuden des die Ebene der Schluchthöhe, etwa 6500 Meter über dem Meer, krönenden Sololàs.

Ein weiter, schlechtgepflasterter und ansteigender Marktplatz wirkte originell. In der Mitte stand ein zierlicher Obelisk; zu den alten, niederen Häusern der einen Seite führten verwahrloste Steinstufen hinan; auf diesen und auf dem Markte selbst, teilweise unter Pilzschirmen, boten Marktweiber ihren Kram feil. Lauter Indianer sah man, dann und wann Ladinos, die den Mittelstand bilden, und einige Weiße. Als ich auf dem Markte photographierte, berührte das die Leutchen unangenehm. Ein brauner Polizist bekundete sogar die ausgesprochenste Neigung, mich als gefährliche Persönlichkeit einstecken zu wollen. Unsanft legte ich Protest ein, worauf er sich damit begnügte, mir in mein Hotel zu folgen, um einstweilen meine verdächtigen Personalien aufzunehmen. Übrigens konnte ich mich auf einen angesehenen deutschen Einwohner beziehen, an den ich emp-

fohlen war, einen Herrn Weinberg aus Wilhelmshaven, in dessen Gesellschaft die gute Polizei mich auch später höchst achtungsvoll ungeschoren ließ. Herr Weinberg besitzt die Konzession, den Regierungsschnaps aus den braunen Zuckerlaiben (Panelas) zu brennen, wobei er genügend zu verdienen scheint. Er führte mich umher, schenkte mir einige geschlagene, alte Silbermünzen und lud mich in seiner für anspruchslöse Verhältnisse wohlhabenden Häuslichkeit freundlich zum Nachtessen ein, das seine Frau, eine Schlesierin, schmackhaft zu bereiten verstanden hatte. Sehr klagte er über die Ladinowirtschaft im Lande, die jeden Fortschritt fast unmöglich mache. Die durch ein Erdbeben zerstörte Kirche Sololàs steht noch als Ruine da; in einer grasgedeckten Hilfskirche, mit ähnlichem Glockenstuhl daneben, wird der Gottesdienst abgehalten. Mein „Hotel“ war ein gar nicht übles Landwirthshaus, dessen Zimmer allerdings Mängel zeigten. Einen eigenartigen und hübschen Eindruck machte der blühende Patio. Ich speiste mittags mit einem recht wohlherzogenen, einheimischen Jüngling zusammen, wie ich später hörte, dem Richter von Sololà. Inzwischen hatte ich über meine Weiterreise entschieden und Rafaelo mit den Tieren ebenfalls nach Sololà hinaufkommen lassen. Am nächsten Tage, um 6 Uhr früh, setzten wir von dort unsere Reise fort. Der schöne Morgen war so kühl, daß mir die Füße im Bügel froren. Noch einige prächtige Blicke gab es zum Abschied auf diesen Edelstein unter den reichen Schätzen des von der Natur begnadeten Guatemala, und dann verloren wir den Atitlan-See bald auf dem sich wieder senkenden Wege aus den Augen.

* * *

Auf einer durch schattendunkle Grasbedachung geschützten Brücke kreuzten wir einen in tiefer Klamm zum Atitlan-See ziehenden Fluß und gelangten südlich der Quichéindianerstadt Totonicapan, in der kein Ladino sich Land erwerben darf, in eine geologisch eigenartige Landschaft Guatemalas. Kalkformation, Tonschiefer und gefärbte Porphyre glaubte ich zu bemerken; am Wege liegendes Gestein zeigte auf den Bruchflächen ein achatbuntes Innere. Wir ritten in schöner Gegend über San José und Santa Lucia. Dieses schien mir ein besonders reinliches Indianerdorf zu sein, dessen eigentümliche Kirche und sorgfältiger Ackerbau mir auffielen. Dann kamen wir durch Molinas, und abermals kommen wir höher und höher, und abermals steigerte sich die Schönheit der Rückblicke. Schließlich erreichten wir eine Paßhöhe mit herrlicher Aussicht zurück und voraus. Ich maß mit dem Barometer 3000 Meter, und jäh senkte der Weg sich dann hinab zu dem auf fruchtbarer Ebene gelegenen, sehr interessanten Indianerdorf Rahualá.

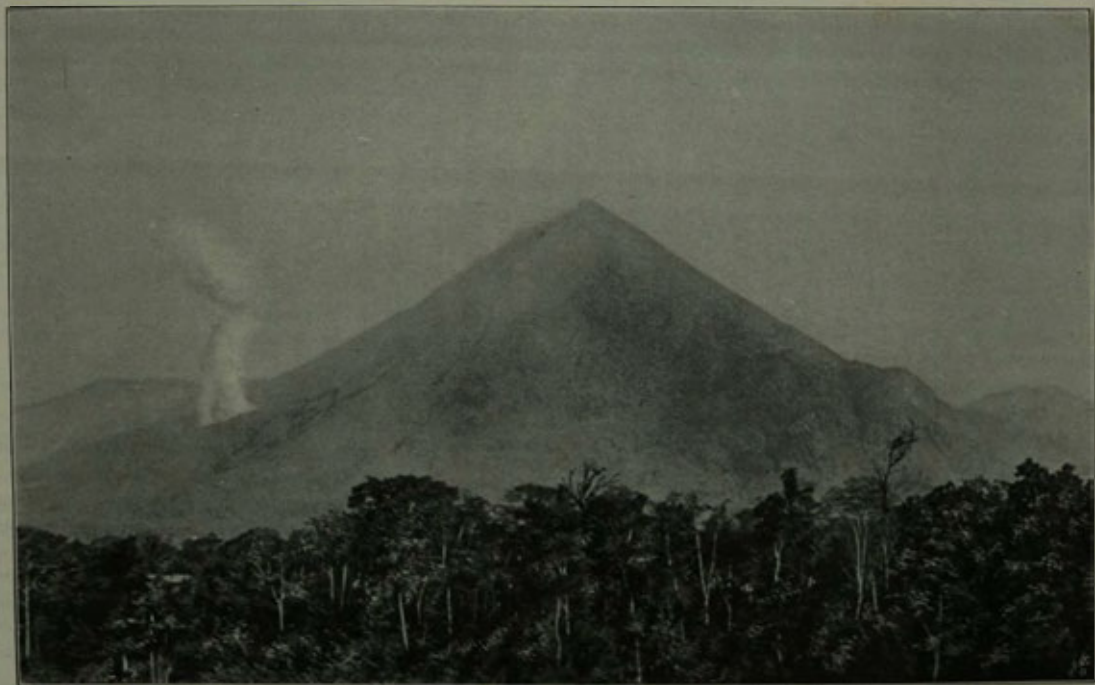
Ein Priester ist der einzige Nichtindianer dieser Reservation, und auch er wird nur geduldet. Die Indianer lassen keinen Guatemalteken oder sonstigen Menschen mit Europäerblut hier wohnen, verkaufen ihnen angeblich auch nichts. Früher sollen sie selbst die Reisenden nicht haben passieren lassen. Auch ich wurde vor Unannehmlichkeiten gewarnt, weshalb ich nicht ganz ohne Besorgnisse wegen etwaiger Konflikte war. Ich begegnete diesen jedoch nicht nur nicht, sondern im Gegenteil einer ausgeprochenen Freundlichkeit der Leute. Bereitwillig zeigten sie uns den nach ihrer Meinung besten Standpunkt zum Photographieren ihrer noch unvollendeten Kirche. Diese paßt nun in ein Indianerdorf fast wie die Faust aufs

Auge, denn sie ist stattlich aus Hausteinen erbaut, an der Stirnseite mit ionischen Säulen und einem Radfenster über dem Portal geschmückt. Unsere Architekten würden vielleicht manches an dem verhältnismäßig wirklich großartigen, sonst aber nur nachahmenden Bau auszufinden finden; allein sie würden staunen, wenn sie hören, daß die Indianer selber sowohl die Entwürfe gemacht haben, wie auch ganz allein den Bau ausführen. Es ist der Stolz ihres Ortes, ihrer Gegend, ihres Stammes, und beweist gleicherweise ihre Intelligenz wie ihre Wohlhabenheit und Selbstständigkeit. Solche Leute sind wirkliche Kulturelemente. Auf ihrem weiten Marktplatz herrschte das übliche lebhaftes Treiben; merkwürdig erschien dort ein Bau aus vier hohen Pfählen, mit einem Grasdache darauf, etwa wie man sie bei uns als Heu- oder Strohschuppen auf dem Felde sieht. Er machte hier den Eindruck, als ob er auch ein schattiger Platz zum Schwärzen oder zum Beratschlagen sein sollte. Ich kaufte mir von den Marktweibern rohe Eier und Bananen zu einem frugalen Frühstück. Weiter ritten wir und, die Ebene wieder verlassend, steil aufwärts, öfter höflich begrüßt oder wiedergegrüßt von den Indianern der Pueblos (Dörfer). Zuweilen, namentlich in den Städten, sah ich betrunkene Indianer, darunter auch Weiber. Natürlich will die Regierung an dem Monopol der Zuckerschnapsbereitung viel Geld verdienen.

Der Weg wand sich um einen Einzellagel, der mit seiner Umgebung mich abermals an das Tenggergebiet Ostjavas erinnerte. Viel blühender Nachtschatten sowie eine gelbe, weinrebenartige Schmarazerpflanze wucherten am Wege, den Agavenhefen (Sambukusbüsche) begleiteten. Die Agaven stiegen bis zu den höchsten Höhen. Das

Futtergras des Gebirges heißt Sakate. Die Fasern der Agavenarten (Maguey) werden zu Kleiderstoffen benutzt, ebenso wie die kurze Baumwolle der sonst nur als Schattenbäume geschätzten, wertlosen, aber gigantisch-prächtigen Ceibas der tieferen Lage. Aus ihren Milpas (Maispflanzungen) gewinnen die Indianer die beliebte Chicha, das gegorene und in größerer Quantität auch veräuschende Nationalgetränk.

Der Kamm der Berge, den wir nun überschritten, maß nach meinem Taschenbarometer 3300 Meter. Bebaute Felder hörten nie auf, meist aber war der ziemlich ebene Rücken von Gras bedeckt, in dem Schafe weideten, und zwar vielfach von Agrostis, dem Büschelgras. Betrachtlich über uns hob sich aus der Hochfläche noch ein einzelner, basaltartiger Felsen, auf dem stattliche Eichen wuchsen. Abwärts kränzten die Höhen Eichen und Tannen, völlig das Bild eines deutschen Bergwaldes gewährend. Ein regenbringender Windstoß traf uns, von dem jenseit des Festungsfelsens beim Niedersteigen nichts mehr zu spüren war. Schade, schade, daß ich hier nicht länger weilen konnte, wochenlang hätte ich auf diesen mächtigen Höhen umherzweifen mögen! Was können die Deutschen Guatemalas alles genießen, wenn sie Naturfreunde sind! Darüber vergaß man gern, daß der nun unaufhörlich sich senkende Weg einige Anstrengung bot. Teilweise aber war er ganz wie der prächtigste Parkweg. Wirklich wundervolle Blicke öffneten sich zwischen Hochwald und Felsen auf wohlbebaute Täler sowie auf ziemlich nahe Vulkane. Aus einem Tale lugten die Häuser der ansehnlichen Stadt Totonicapan hervor. Man erhielt einen guten Eindruck von dem sorgfältigen indianischen Ackerbau dieser Gegend.



Die im September 1902 entstandene Berstungsstelle des Vulkans Santa Maria in Guatemala.

Durch einen Eichenhain gelangten wir endlich zur Talsohle. Ich fühlte mich todmüde und glaubte in dem Ort am Beginne des weiten Tals schon die Stadt Quezaltenango begrüßen zu dürfen. Grausame Enttäuschung! Stundenlang sollte ich noch durch die endlose Ebene zu jenseitigen Bergen traben müssen! Wie eine weite Meeresbucht breitete sie sich vor uns aus, und sonderbar, diese Küstenberge drüben trugen ein Winterkleid! Man hätte darauf schwören können, eine Schneelandschaft vor sich zu sehen! Nun wußte ich, daß wir in das furchtbar ausgedehnte Verschüttungsgebiet des Vulkans Santa Maria gelangt waren, der im September 1902 binnen wenigen Stunden ein Gebiet vielleicht von der Größe Holsteins unter einer Aschendecke begrub, die heute noch in wechselnden Schichten von kaum einem Zentimeter bis zu mehreren Metern Höhe das betroffene Land so traurig entstellt. Und dort drüben, neben einem ein wenig niedrigeren, schiefhalbmondsförmig ausgeschnittenen Nachbarn, dem 2300 m hohen Vulkan Cerro Quemado, ragte, scheinbar ganz harmlos, die Sünderin, die Heilige Maria, als ob sie niemals durch Bersten ihrer dem Pacific zugewendeten Seite ein so entsetzliches Verderben verbreitet gehabt hätte. Aber wie, sollte der Berg doch wieder Unfug stiften wollen? Ein angenehmer Erwartungsschauer durchrieselte mich, denn trotz eines kleinen Beklemmungsgefühls hätte ich für mein Leben gern einen Vulkanausbruch mitgemacht! Schwarzes Gewölk hatte sich nämlich über dem Santa Maria zusammengeballt, aus dem Blitze zuckten, während ein dumpfes Grollen drohend zur Ebene herabrollte. Allein kein Ausbruch ward es, sondern nur ein regelrechtes Gewitter. Heftig hieb ich auf meine arme Mula ein, um noch trocken unter Dach

und Fach zu kommen. Auf ansehnlicher Brücke ritten wir über den Rio Samalá. Der Quezaltenango durchziehende Fluß ward mir allerdings auch als Rio de San Juan bezeichnet. Dann erst, nach längerer Weile, zeigten sich die ersehnten Lichter der sehr stattlich zwischen den Bergen liegenden, nach der Kapitale bedeutendsten Stadt Guatemalas. Hauptsächlich eine indianische Stadt. Ihre ansehnlichen Bauten zwischen den Häuschen bewiesen zwar ihre Bedeutung, jedoch ein großer Teil aller Wohnstätten lag in Trümmern. Durch ein zerstörtes Tor kamen wir auf eine Art Prachtchauffee, wie die zum Rennplatz führende Straße von Guatemala-Hauptstadt. Der Musiktempel wies auf eine beliebte Promenade hin. Dann nahmen die geschlossenen Straßen einen kleinstädtischen Charakter an, um schließlich in der Nähe der Plaza wieder einige recht stattliche Gebäude aufzuweisen. Im Dunkel und noch trocken gelangten wir in das von einem deutschen Wirte gehaltene „Gran Hotel“. Es gibt noch ein anderes deutsches Hotel mehr außerhalb. Dies ansehnliche Haus im Zentrum wäre bei einem minder betrunkenen Wirt, einem ehemaligen oberbayerischen Schlächtergesellen, ganz erträglich gewesen. Die Frau Wirtin stammte gleichfalls aus Bayern. Junge deutsche Kaufleute schienen hier in größerer Zahl zu verkehren. Die Weinkarte führte keinen Rotwein unter 22 Talern (über 8 Mark). Der Wirt gröhlte die halbe Nacht hindurch, so daß ich trotz Müdigkeit nicht schlafen konnte. Rafaelo, der, nur in seine Decke gehüllt, barfuß auf den Steinfliesen genächtigt hatte, zitterte am andern Morgen vor Frost. Quezaltenango liegt nämlich in 2400 Meter Höhe, ist also eine der höchsten Städte der Erde. Das Sinken des Quecksilbers unter den Gefrierpunkt kommt häufiger vor.

Herr Jacobitz von der Firma Sauerbrei & Co. nahm sich meiner sehr an und führte mich umher. Quezaltenango heißt ein Platz (Tenango gleich Ort), wo sich der Quezal aufhält, der schon bei meiner Costaricareise erwähnte Prachttrogon. Da er der Wappenvogel Guatemalas ist, muß er ehemals hier häufig gewesen sein. Jetzt scheint er noch viel seltener zu werden als in Costa-rica. — Die Bewohnerzahl der Stadt beträgt gegen 30 000. Das vom Santa Maria ausgegangene Erdbeben, das die Stadt in etwa drei Stößen, von denen der vertikale, dritte, der vernichtendste war, so furchtbar ruinierte, fand am 28. April 1902 statt. Zu Ende September desselben Jahres folgte dann, wie erwähnt, der Aschenausbruch des Berges. Fast sämtliche Häuser wurden mehr oder weniger beschädigt; Behörden und Volk lagerten damals im Freien. Das allerinteressanteste, was ich in Quezaltenango, ja, eines der ergreifendsten Bilder, die ich jemals sah, war der mit einem Schlage vernichtete Friedhof. Wenige kleinere Städte mögen einen so prunkvollen Friedhof besessen haben, wie diesen. Er war voll von stattlichen und häufig edlen Denkmälern aus carrarischem Marmor, welche die reichen Familien von italienischen Künstlern anfertigen ließen. Jetzt ist er ein Trümmerchaos, zu dessen Wiederaufbau auch heute noch der Mut zu fehlen scheint. Gräber sind damals geöffnet und Leichen hinausgeschleudert worden, die die Luft verpesteten. Ich bemerkte höchst merkwürdige Wirkungen der Erderschütterung. Während z. B. hier ein Trümmerhaufen lag, war ein Denkmal daneben völlig unverfehrt geblieben. Von einer Pyramide war nur die oberste Spitze seitlich verschoben worden. — Der columbarienartige Friedhofsteil der Ladinos hatte, wie es schien, weniger gelitten. Außer-

halb, im Grünen, mit niedrigen Gräbern und ärmlichem Schmuck lag der einem schlechtgehaltenen katholischen Dorfkirchhof in Europa ähnelnde Begräbnisplatz der Indianer, die auch hier katholische Christen sind. Die ganze Umrahmung der Friedhöfe, mit einem zerstörten Thor, einer Kirchenruine und den Bergketten des Hintergrundes fügte sich dem seltsamen Bilde passend an.

Eine völlige Wiederherstellung der noch immer von Asche bedeckten Stadt schien auch heute unmöglich zu sein, obwohl man schon manche Neubauten aufgeführt hatte und in Handel, Wandel und Verkehr keine Hoffnungslosigkeit sich mehr zeigte. Die prächtige, steinerne Kathedrale, mit Glockenturm und eigentümlicher Front, bot noch jetzt ein Bild der Zerstörung; ebenso an der anderen Seite das florentinisch anmutende Haus einer bis dahin reichen Patrizierfamilie, durch das eine für Läden bestimmte Passage führte. Sie war verschlossen und unbenutzbar. Eine wohlhabende Witwe, die ihren Erben das Geld nicht gönnte, hatte ein mächtiges Haus bauen lassen; auch dieses war nun entwertet. Von einem anderen wunderschönen Hause stand nichts mehr als die Veranda. Von sonstigen Gebäuden seien noch das Theater und eine neue Bank erwähnt. Auf der Plaza erhob sich ein hochragendes Barrios-Denkmal; die die eine Hälfte des großen Platzes bedeckenden Anlagen waren schattig und gut gehalten. Bemerkenswert erschienen brückenartige Straßenübergänge, die benutzt werden, wenn niederstürzende Regensfluten zeitweilig einen Teil der Straßen sonst unpassierbar machen.

Der deutsche Klub war bescheiden, doch nicht ungemütlich untergebracht. Ich verlebte einige freundliche Stunden in ihm und fand einen freundschaftlicheren Zu-



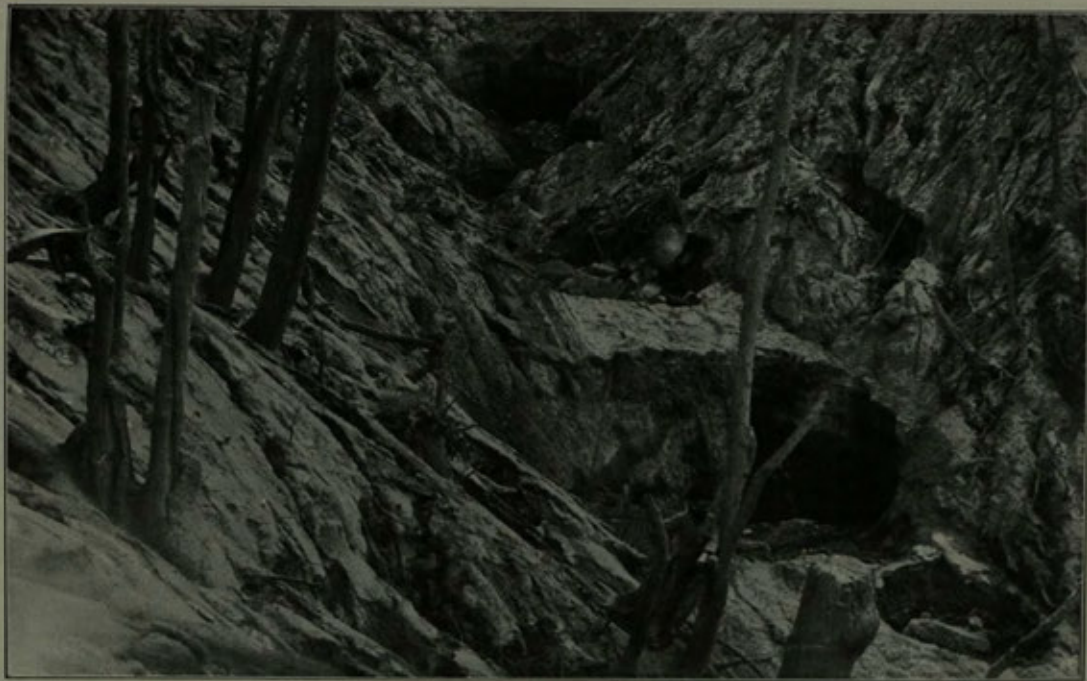
SträÙe von Onzaltenango in Guatemala nach dem Erdbeben im April 1902.

sammenhalt unter den Landsleuten in Quezaltenango, als in so manchen anderen Orten. Die deutschen (auch deutsch-schweizer) Firmen spielen eine große Rolle; die Besserung aller Verhältnisse des Landes wäre ihnen sehr zu wünschen. Eine ungemein liebenswürdige Aufnahme fand ich bei dem Deutschen Herrn Fleischmann, dem englischen Konsul. Das mächtige, altspanische Palais, das er bewohnte, schien durch und durch geborsten zu sein. An den Wänden klappten breite Risse; in einem Saale lag noch ein gewaltiges Trümmerstück. Trotzdem speiste und trank man sehr opulent in dem ruinierten Hause. Beim Abschied wollte Herr Fleischmann mir alles mögliche auf den Weg geben; schließlich nahm ich eine Dose Zigaretten an, die mir später einen großen Genuß gewährten. — Wie mir in Quezaltenango versichert wurde, müsse man sich in Guatemala mit dem Jefe Politico, dem Regierungs- und Polizeikommissar des Provinzialbezirks, gut stehen, dann könne man etwas weit leichter als bei uns, ja, so ziemlich alles erreichen, was man wünsche. — Hübsche und nicht teure Einkäufe machte ich in der basarartigen indianischen Markthalle, wo eine Fülle origineller bunter Gewebe und Stickereien, die derben gewürfelten Decken, selbstgefertigte Tuche usw. feilgeboten werden.

Nach dem angenehmen Rasttage in Quezaltenango stiegen wir um 5 Uhr früh wieder in den Sattel. Bitter fühlbare Kälte herrschte zunächst. Klar und scharf zeichnete sich der Santa Maria ab. Wir ritten beständig durch Aschenfluren, die in ihrer Schichtung wiederum an Lössformation erinnerten. Aus den schneefeldartigen Breiten hoben sich Bäume, Häuser und Vegetationsflecken heraus. Der Mais stand vereinzelt, wie man Kartoffeln

baut, in der Asche. Agaven mit hohen Blütenschäften und viel Holunder zeigten sich an Zäunen. Im Indianerdorf San Matteo tränkten wir die Pferde am Dorfbrunnen. San Juan ließen wir rechts und gelangten in das Thal von Concepcion. Alle diese Orte lagen in der Decke der grauweißen Aschenbröckelchen, jedoch noch nicht hoffnungslos begraben. Den Marktplatz von Concepcion schmückte ein hübscher Brunnen. Die Weiber trugen mit Vorliebe rote Hemden und blaue Röcke. Wieder eine zerstörte Kirche! Hier begann ein tüchtiger Anstieg, der dementsprechende prachtvolle Rückblicke gewährte. Von der Paßhöhe ging es wieder abwärts, immer im Verschüttungsgebiet. Das seltsame Indianerdorf San Martin würde zu längerem Verweilen gereizt haben. Es schien ein Kirchenfest im Schwange zu sein; neben der pittoresk zerstörten Hauptkirche befand sich eine kleine Interimskirche, mit gelbverzierten Pfählen davor, wohl eine bescheidene Via Triumphalis für den Priester. Wartend standen Männer in langen, dunklen Mänteln daneben. Unter den Mänteln trugen sie schwarze Kittel mit roten Ärmeln, von roten Gürteln gehalten, und kurze weiße Hosen. Wenn sie Waffen gehabt hätten, würde man sie für Albanesen haben halten können. Dann wieder sah ich Männer in weißer Tracht mit roten Schärpen und einer Art von neapolitanischer roter Zippelmütze, und wieder andere mit breiten Weiberhüten.

Die Vegetation veränderte sich; die Baumfarne und die hängenden weißen Glockenblumen der Stachäpfel zeigten sich abermals. Die ungeheuren Aschenmassen hatten auch hier den Feldbau erbarmungslos unter meterdicken Schichten begraben. Keine Ortschaft folgte; nur die Schankverkäufe an einzelnen Weghäusern blieben. Der



Durch den Ausbruch des Santa Maria in Guatemala verschütteter Gebirgsfluß.

Abkürzung halber stieg ich zu Fuß quer durch den Wald bergab, eine Zeitlang in der Besorgnis schwebend, Rafaelo und die Mulas, von denen ich lange nichts sah, infolge falscher Richtung verloren zu haben. Die Eruptivmasse bildete jetzt förmliche Schlickfelder, aus denen Reste von Vegetation und Häusern ragten; ringsum zerstörter Wald! Faltenartige, dicke Schichten senkten sich zu einem verschütteten Flußbett. Bei merkwürdig gefatteltem oder gebuckeltem Wege trabten wir auf festerem Lavasand fortwährend aufwärts und abwärts, wie über kurze Meereswellen. Doch immer reicher drängte die Vegetation sich beengend heran, als wir nun tiefer zur Costa cuca am Abhang der Pacificseite hinunter kamen. Nebel und Regen wob und sprühte um die Wipfel; die Fülle der Epiphyten und Palmen nahm rasch zu, und wunderbar schöne Blicke öffneten sich seitwärts über tiefe Schluchten und die Küstenebene. Schade nur, daß die prachtvolle Wolkenbildung die von uns überschrittenen Bergriesen dem Auge entzog. Um 2 Uhr nachmittags nahmen wir nach dem fast neunstündigen Vormittagsritt in kurzer Rast ein Frühstück aus Kaffee, Brot und Zwiebeln zu uns. Über eine Barranca weg erblickte man auf der Spitze eines isolierten Bergkegels die erste prächtige Kaffeefinca. Der Kaffee in hohen Lagen gilt als der beste, während umgekehrt die Güte des Gummis nach der heißen Ebene zu gewinnt. Immer an Abstürzen entlang, umritten wir diese Spitze fast im geschlossenen Kreise; an allen Steilhängen glänzte das dunkelgrüne Laub der zierlichen Kaffeepflanzungen. Ich vermag es nicht zu schildern, wie reizend diese üppige, abwechslungsreiche, liebliche und zugleich großartige Gebirgslandschaft ringsum war! Noch Entzückenderes, in ähnlicher, aber nicht von so hohen

Bergen charakterisierter Natur, habe ich eigentlich nur bei Rio de Janeiro gesehen. Da und dort lugten die Dächer von Fincas — vielfach deutsche Pflanzungen — aus dem Grün der Hänge und Täler. Schön wie mir der Weg erschien, so endlos kam er mir schließlich wieder vor. Leider entrann man, nachdem wir von dem Hauptwege auf einen Nebenweg westlich abgebogen waren, auch dem Gewitter nicht, das unter unaufhörlichen elektrischen Entladungen und furchtbarsten Regengüssen gerade auf uns losbrach. Ringsum entfaltete der Himmel sein schönstes Feuerwerk, in dessen bengalischer Beleuchtung wir nach Kräften vorwärts strebten. Der Weg hatte sich in einen rauschenden Wasserstrom verwandelt, und schließlich vermochten wir unsere müden Tiere nur mit Gewalt noch durch Wasser und Schmutz vorwärts zu bringen. Dabei war man selber genügend müde und naß bis auf die Knochen. Allerdings hätten wir seitwärts zu einer anderen deutschen Finca abbiegen können, die, mit einem Kapellchen, allerliebste und verlockend aus dem Tal links hinauf grüßte, allein ich war entschlossen, heute noch unser Ziel, die Finca „Mercedes“ zu erreichen, und hätte mich sonst wahrscheinlich zweimal vom Kopf bis zum Fuß umziehen müssen. Also weiter nach Mercedes, das, nicht mehr fern, über der grünen Felsmauer der nächsten Barranca lag! Es bestand nur die Frage, ob ein Fluß, den wir noch zu durchreiten hatten, nicht bereits zu stark angeschwollen wäre. Glücklicherweise gestattete er die Passage; dann noch ein täuschungsvoller Schlussschritt, bei welchem das vermeintliche schützende Dach von Mercedes sich immer wieder als eine trügerisch geformte Busch- oder Baumgruppe erwies — und endlich hatten wir vor Anbruch des Abends die herrliche Besitzung erreicht, die wohl, was

Baulichkeiten und vielleicht auch die Lage anbetrifft, die glänzendste von ganz Guatemala ist.

Der Eigentümer, Herr Hochmeyer, war leider gerade nach Hamburg abgereist, sein Vertreter, Herr Steffen, empfing mich aber in seinem Auftrage mit höchster Liebenswürdigkeit. Zunächst erhielt ich einen tüchtigen Schnaps, und dann zog ich mir die nassen und versandeten Stiefel und Sporen ab und meine triefenden Gewänder wie Kalhäute vom Leibe und schlüpfte in behagliche, trockene und wärmere Kleidung.

* * *

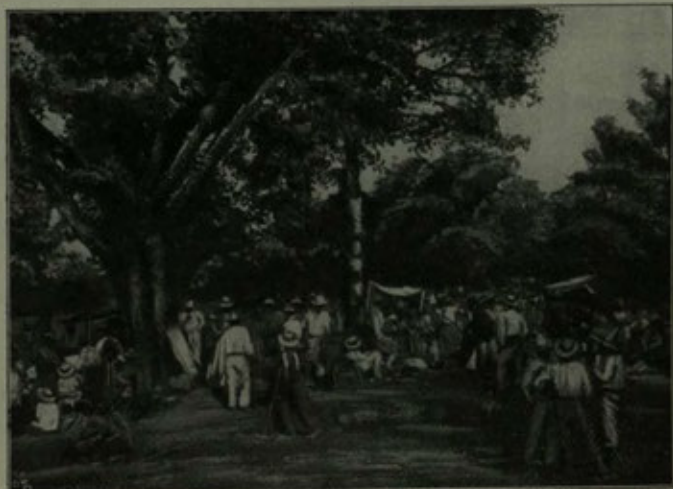
Um Mercedes, als Typ einer deutschen Kaffeepflanzung und Kaffeeschälfabrik würdig zu schildern, könnte ich allein den Raum eines Kapitels verwenden, der mir aber leider an dieser Stelle fehlt.

Außer einigen deutschen Besuchern befand sich zur Zeit gerade noch ein ganz junger, einheimischer Priester, mehr brauner Indianer als Ladino, im Hause, der auf einer Amtsreise begriffen war. Da ihm Mercedes seelsorgerisch untersteht und er Einfluß auf die Mozos (Arbeiter) hat, wurde er außerordentlich zart und ehrenvoll behandelt. Dazu kamen mehrere Herren des deutschen Aufsichts- und Kontorpersonals. Wir genossen nach vorangegangenen Eröffnungscoctail, der, nach Rang und Stand umherpräsentiert, stehend eingenommen ward, das trefflich von Fräulein Mathilde, dem deutschen Faktotum, bereitete Mahl. Mathilde wurde fast wie eine Dame behandelt. Ihre freie Zeit widmete sie mit Erfolg der Pflege der Frucht-, Gemüse- und reizenden Blumen-gärten. Sie war ein Beispiel, zu welcher angenehmen Stellung auch ein einfaches Mädchen, das gut kocht und sich ordentlich hält, drüben gelangen kann. Sämtliche

Angestellte, Kontoristen, Maschinist usw., erhielten Tischwein. Nach dem Diner ward gemeinschaftlicher Kaffee auf der Veranda eingenommen. Mein Zimmer in der inmitten eines Gartens voll blühender Rosen gelegenen großen und eleganten Villa ließ nichts zu wünschen übrig. Es wäre ein herrlicher Platz zum wochenlangen Verweilen gewesen, zu dem ich auch eingeladen ward. Allein mein Reiseprogramm stand dem entgegen. Sonderlich vom Dache aus genoß man einen wunderbar schönen Rundblick auf das blühende, abwechslungsreiche Gelände ringsum und die rückwärtigen Vulkangipfel des Santa Maria, Zumil, San Pedro, Atitlan und anderer. Etwas Idealeres an Wohnsitz konnte man sich kaum denken! Allein jene, am halben Hang des Santa Maria aufsteigende Rauchwolke kündete auch von den Gefahren dieses Paradieses. Furchtbare Stunden hat Mercedes erlebt, als Nachtdunkel die blühende Landschaft deckte und der heiße Aschenregen immer dichter fiel. Niemand wußte, wie die enden könne und ob nicht allem Lebenden das Schicksal von Herkulanum und Pompeji oder von St. Pierre bereitet werden würde. Fernab, an der Küste, mußte ein Kosmos-Dampfer, das Deck voll heißer Asche, stundenlang durch das Dunkel mit aller Kraft in den Ozean hinausdampfen, ehe es wieder Tag und Sicherheit um ihn ward. Die Dächer der Villa, in der ich wohnte, die Nebengebäude, die Stallungen, Fabriken — alles wurde eingedrückt und mehr oder weniger verschüttet und zerstört. Manche Leiche wurde auf die Plaza getragen. Deutsche Tatkraft hat in kürzester Zeit alle Schäden wieder ausgebessert. Ja, noch mehr! Sämtliche Kaffeepflanzungen lagen unter der Asche. Jeder glaubte an ihren völligen Ruin. Aber überall, wo man, wie in Mercedes,



Ein Dorfbild aus Guatemala.



Markt auf der deutschen Kaffee-Finca Mercedes in Guatemala.

tatkräftig daranging, die einzelnen Stämme in der Aschendecke freizulegen, trat fast das überraschende Gegenteil der Vernichtung ein. Die diesmalige Ernte wurde, wie ich selbst sah, von einer nie dagewesenen Üppigkeit begleitet. Die vulkanische Asche hatte geradezu als prachtvoller Dünger gewirkt! Man befand sich nur in Sorge wegen Erlangung von Arbeitskräften, um die fast unter ihrer Last brechenden Zweige von den roten, kirschenartigen Beeren befreien zu können. Eine gute Jahresernte bringt in Mercedes 12 000 Zentner Kaffee.

Die schöne, von hohen Bäumen beschattete Plaza lag vor dem Billengarten; ringsum schlossen sich Arbeiterhäuser, aber auch Magazine und Läden an. Der ganze Schlacht- und Fleischverkauf-Vertrieb gehörte z. B. zur Finca. Auf der Plaza wurde Sonntags ein farbenreicher Wochenmarkt von allen möglichen Dingen abgehalten, zu dem Händler und indianisches Arbeitervolk der ganzen Gegend hinzuströmten. Für Aufrechterhaltung der Ordnung fand sich ein Gefängnis nebst Straßblock, in den der Sünder mit den Füßen angeschlossen wird. Die Stirnseite des Marktplatzes ward von der von der Familie Hochmeyer gestifteten und ausgeschmückten katholischen Kapelle eingenommen. Die Familie ist übrigens protestantisch.

Die großartigen Maschinen des Beneficio und weitere Arbeiterhäuser lagen unterhalb des Haupthofes.

In den Ställen von Mercedes standen Fuhrwerk und schöne Reitpferde hinlänglich zur Verfügung. In den guten Zeiten ging es hier noch großartiger zu. Ich machte mit Herrn Steffen verschiedene prächtige Ritte, sowohl durch diese Pflanzung, als auch zu benachbarten, besonders zu dem von stolzen Königspalmen umgebenen, etwas tiefer ge-

legenden Miranda der Firma Koch, Hachmann & Co., wo deren Vertreter, Herr Häring, uns gastlich aufnahm. Den braven Rafaelo und die Mulas hatte ich inzwischen mit aufrichtigem Dank wieder heimgeschickt.

Miranda besaß ein hölzernes Wohnhaus, das zum Preise von 16 000 Mark in Kalifornien gekauft war; Transport, Aufstellung usw. hatten ungefähr ebensoviel gekostet. Die alten Gebäude hatte der Vulkanausbruch zerstört. Die Finca brachte denselben Ertrag wie Mercedes, beide waren die größten der Gegend. Es gibt sonst noch größere. Vermutlich auch im Norden, in Cobán, wo die deutschen Kaffeebauer hervorragend begütert sind. Wir ritten mit dem deutschen Verwalter, Herrn Martens, in ein paar Stunden durch 3—4 Caballerien (eine Caballeria annähernd 45 Hektar) Kaffeeplantagen. Der Kaffee — Bourbon, mit rundlichen Bohnen, während auf Mercedes auch ziemlich viel arabischer Mokka wuchs, dessen Bohnen platter sind — stand auch hier mit seinen roten und grünlichen Kirschen zum Brechen voll. Gleichzeitig zeigten andere in der buschartigen, dunkelglänzenden Krone eine Fülle von lieblich duftenden, zarten weißen Blüten. Zur Überwältigung der weiten Entfernungen haben diese großen Fincas sich Feldeisenbahnen gebaut.

In der laureguerischen Nacht fand ein leichter Erdstoß statt, der aber das Konzert der Ochsenfrösche, das gleich sonorem Storchklappern klang und von hellerem Quaken unterbrochen ward, durchaus nicht störte.

Am 3. Mai ritt ich um 5 Uhr früh vom gastlichen Mercedes zur Küste nach Champerico hinunter. Herr Steffen hatte mir einen Jungen nebst drei Maultieren mitgegeben. Ohne Aufenthalt ging es ungeachtet des lehmigen, glatten Weges mit seinen vielen Regenlöchern

im lebhaften Trab scharf bergab. Später ward der Weg vortrefflich. Rasch nahm die Vegetation wieder den Charakter der tropischen Tieflage an; blauschillernde Elstern und große Schwärme schreiender grüner Papageien zogen über uns fort. Ein wenig merkte man den Nischenschaden auch hier noch. In den Dörfern ward wieder irgend ein Heiliger gefeiert. Viele kleine Kreuze und sonstige Aufbauten aus gebogenem gelben Schilf und mit Blumen verziert waren errichtet worden. Allmählich schwanden Wald und die letzten Zuckerrohrfelder, und ringsum zogen sich nur Potreros mit dünnem Baumbestand. Nach Kreuzung des breit angeschwollenen Dcoscito, auf dessen unheimlich wackelnder Brücke uns gerade ein langer Lastzug von Maultieren begegnete, erreichten wir die auf grünem Plan unter Palmen und Fruchtbäumen liegende Eisenbahnstation Caballo Blanco. Die Stationsbeamten des kleinen Bahnhofes bekundeten wieder eine Ladinoträgheit ersten Ranges. — Die Fahrt durch den unbewohnten und unkultiviert erscheinenden Küstenstrich nach Champerico geschah unter mächtigen Regengüssen.

Unerreichbar schien mir im wenig reizvollen Champerico die erhobte schwarzweißrote Flagge draußen auf der blauen Fläche hinter der starken Brandung zu wehen; endlich nahm der die Ladung am Pier beaufsichtigende zweite Offizier des Kosmos-Dampfers „Serapis“ auf mein ehrliches Gesicht und meine Personalangaben hin mich mit an Bord. Am Abend gingen wir nach Mexiko in See.

Hiermit schließt meine zentralamerikanische Reise. Hoffentlich wird sie dem Leser so gefallen haben, daß er mich auch später gern über Mexiko nach dem hohen

Norden und von diesem abermals zum tiefsten Süden und wieder heimwärts nach Europa begleiten wird.

* * *

Im Juni 1904 schrieb ich aus Kalifornien vor der Wiederwahl Roosevelts: „In den Staaten ärgert man sich im Volke mehr und mehr über die kostspieligen Folgen der Weltpolitik, um so mehr, als die finanzielle Depression des Ostens — der Westen hat ja weniger in den Trustspekulationen mitgemacht — bekanntlich jetzt eine recht tiefe ist.

„Man weiß daher noch nicht, was die bevorstehende Präsidentenwahl ungeachtet des republikanischen Jubels bringen wird. Präsidentenfreundschaften können in der Tat nützlich sein, allein sie fallen gegenüber anderen Mächten des Landes weniger ins Gewicht, als man es vielfach bei uns anzunehmen scheint. Wahrscheinlich zwar ist Fortdauer der heutigen Richtung, d. h. Kampfstarife, Monroedoktrin und Einmischung. Deshalb sind plötzliche heftige Äußerungen, sowohl auf dem Kontinent wie außerhalb, für die nächsten Jahre nicht ausgeschlossen, und deshalb ist es angebracht, auf die friedliche Wirkung kolossaler Ausgaben und den Wunsch unge störter Arbeit an Flotte und Panamákanal nicht ein ganz absolutes Vertrauen zu setzen, sondern u. a. auch sorgfältig auf die weiteren Phasen der Unionspolitik in Zentralamerika aufmerksam zu bleiben.“

Das dürfte im ganzen auch die heutige Lage sein. Ich wende mich nicht gegen ein seine natürlichen Interessen wahrnehmendes Nordamerika; ich bewundere Präsident Roosevelts, der auch den unmäßigen und ungebildeten Ehrgeiz seiner Leute zügelt, in vielen Dingen, obwohl er das Machterstreben seines großen Landes ohne natür-

lichen Zwang soweit ausdehnt, daß es Unterhaltsquellen anderer Länder schädigen muß. Je aufrichtigere Freunde wir den Nordamerikanern sein können, desto besser für uns, desto besser auch für sie. Die nacht zutage getretene englische Isolierungs- und Verhezungspolitik gegen das Deutsche Reich, die wir nicht verschuldeten und deren Erfolg ein europäisches Unglück bedeutete, macht dies ohne weiteres klar. Aber eine Freundschaft, deren von uns gesuchte Hand, wenn es in die politische Lage paßt, die unsere wieder drückt, um gleichzeitig mit ihrer anderen Lebensinteressen zu knicken, das ist keine Freundschaft, auf die wir bauen dürfen. Ich glaube, daß wir die üblen Seiten dieser Freundschaft am besten ausgleichen können, wenn wir unsere Interessen auf der ganzen Erde ohne Schwankungen energisch wahrnehmen und zu diesem Zwecke uns möglichst stark machen. Aber im Verzuge liegt Gefahr! Der Verzug hat die Flottenvorlage von 1905 gestaltet, die vielleicht wirklich deshalb in keiner anderen Form eingebracht werden konnte, die aber trotzdem ein nationales Testimonium paupertatis bedeutet. Der Himmel beschere uns nur das Erwachen der Opferwilligkeit, ehe sie völlig zu spät kommt, und dann die ausgleichende Genialität der Führung!

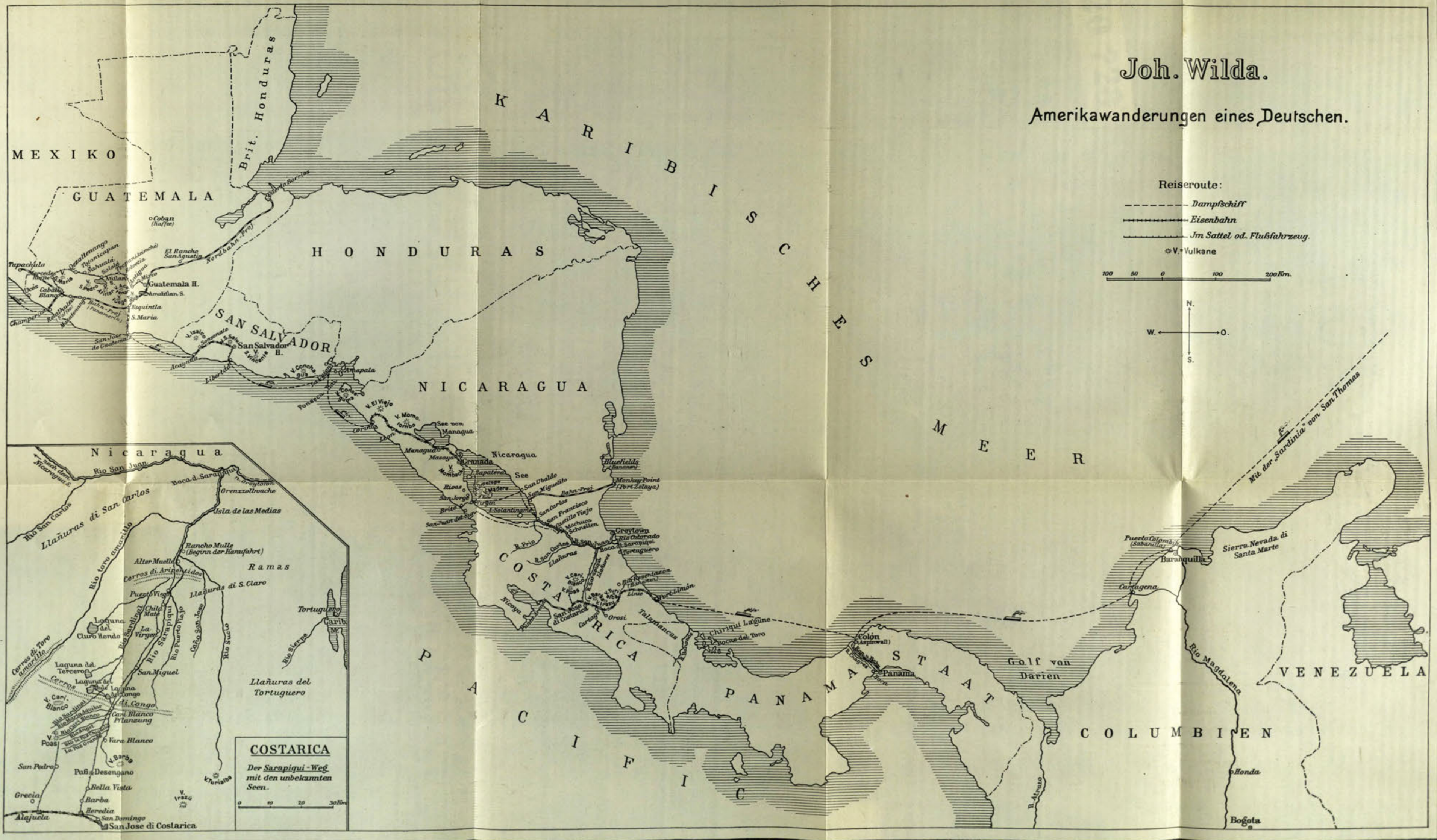
Das ist es, was mich meine Reise „in der Mitte des Kontinents“ politisch lehrte. Auf meiner Weiterreise bin ich in dieser Anschauung nur bestärkt worden. Ich hoffe dies bei den Schilderungen meines zweiten Buches über den „Kontinent der Mitte“ weiter begründen zu können.



3704. Deutsche Buch- und Kunstdruckerei, G. m. b. H.,
Gossen—Berlin SW. 11.

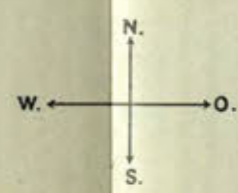
Joh. Wilda.

Amerikawanderungen eines Deutschen.



Reiseroute:

- Dampfschiff
- Eisenbahn
- Im Sattel od. Flußfahrzeug
- V. Vulkane



COSTARICA
Der Sarapiquí-Weg
mit den unbekannt
Seen.



4412